

KONRAD TIEFERT

1919-2009

Leben und Fischen auf Usedom

Sammlung und Zusammenstellung
Hilde Stockmann
rohrspatz@gmx.com

Impressum:
Konrad Tiefert
Leben und Fischen auf Usedom
Autor: Hilde Stockmann, www.rohrspatz.eu
Copyright: © 2015 Hilde Stockmann
Verlag: epubli GmbH, Berlin, www.epubli.de
ISBN 978-3-7375-4476-4

Der Fischer Konrad Tiefert hat im hohen Alter begonnen alles über die Fischerei und das Leben der Bewohner in Zempin auf der Insel Usedom aufzuschreiben. Er wollte, dass spätere Generationen wissen, wie mühsam und überschaubar das Leben auf dieser Insel war.

Diese kleine Auflage ist gedacht, dass vielleicht in späteren Jahren einige Exemplare „überleben“ und diese Aufzeichnungen verlorenes Wissen wieder hervorholt.

Da nicht alles chronologisch angeordnet ist, werde ich erst einen Überblick über sein Leben geben. Als ich ihn fragte, warum er so viel aufschreibt und auch Freude daran hat, meinte er: „Ich habe schon in der Schule gern Aufsätze geschrieben“.

Er ist ein bescheidener liebenswerter und überlegter Mensch gewesen. Auch bei den Originalaufzeichnungen sieht man, dass er ein sehr gutes Gedächtnis hatte und bevor er etwa niederschrieb alles genau bedachte. Selten finden wir Streichungen oder Änderungen in den handschriftlichen Blättern.

Da er in armen Verhältnissen aufgewachsen ist, war er lebenslang sehr sparsam.



Kurzbiographie

Konrad Tiefert

geboren am 23.05. 1919 in Calbe an der Saale, Eltern Wilhelm und Martha Tiefert- sein Vater stammt aus einer alteingesessenen Zempiner Fischerfamilie.

1925 Einschulung in Zempin - schon mit 11 Jahren half er dem Vater beim Fischfang.

1933 Entlassung aus der Schule mit einem guten Abgangszeugnis - Berufswunsch war Bootsbauer

1933 Konfirmation in Koserow

Mitglied des Turnverbandes in Zempin

Herbst 1933 begann die berufliche Fischerei bei seinem Vater, anfangs nur auf dem Achterwasser

Frühjahr 1937 das Achterwasser war immer noch zugefroren und somit gab es keine Verdienstmöglichkeit

Konrad fand Arbeit in Peenemünde für ca. 9-10 Wochen bei einer Tiefbaufirma danach ging es weiter mit dem Fischen auf dem Achterwasser und auch auf der Ostsee.

Herbst 1938 , er war gerade 19 Jahre alt, Einberufung zum Arbeitsdienst

Abteilung 7/54 Herzog Bogislaw X., 25 Pf. Tagesverdienst

Während seines Urlaubs in Zempin erlebte Konrad ein Vorkommnis besonderer Art:

Zwei ältere Fischer waren im Eis eingebrochen, sein Cousin Karl (1920-2004) und er hörten die Hilferufe, beide wurden von ihnen gerettet; später bekam er dafür vom Oberstfeldmeister Tonn eine Belobigung und die Medaille für „ Rettung aus Gefahr “ verliehen. Entlassung als Vormann

Sommer 1939 arbeitete er wieder in seinem Heimatdorf Zempin als Fischer.

Anfang Oktober 1939 Einberufungsbefehl zur Marine in Stralsund nach der Grundausbildung, kam er in eine Marine Flakabteilung bei Wilhelmshaven im Nordseebad Tossens zur Festigung der Ausbildung kam die gesamte Batterie nach Zempin, dort befand sich eine Flakschule

Konrad nahm an einem Lehrgang zur Ausbildung zum Geschützführer teil, er wurde dann zum Gefreiten ernannt und stellvertretender Geschützführer am 1. Geschütz der Batterie er schaffte es zum Obergefreiten und kam auf die Unteroffiziersschule nach Groningen in Holland, Ernennung zum

Maat und Bootsmaat, dann ging es nach Frankreich zum Stab einer Sicherungs- Division am Kanal bei Boulogne als Verwalter und Hausmeister für ein Schloss versah er nun seinen Dienst dann

Abkommandierung zur Flotte ein neuer Abschnitt seines Lebens begann- die Seefahrt auf Kriegsschiffen zunächst einmal Dienst auf dem U-Jäger 1405, später gesunken, U-Jäger 1408

vorwiegend Vorposten und Geleitdienst

Sommer 1943 Lehrgang in Saßnitz auf der Schiffsartillerie-Schule zurück nach Frankreich vorwiegend Einsätze als Vorposten, U-Geleit und Fischereikontrolle

Versetzung auf das Schiff 1416 als Bootsmann, Befehl die Festung in St. Nazaire zu verteidigen

Ausbildung zum Landkampf, Ernennung zum Gruppenführer und stellvertretender Zugführer

8. Mai bedingungslose Kapitulation Deutschlands, 11.Mai 1945 geriet Konrad Tiefert in französische Kriegsgefangenschaft für 2 Jahre, eine sehr schwere Zeit begann, die Hungersnot war groß und es fehlte an allem. Seine Kriegsgefangenennummer war 390661 er wurde weit ins Innere Frankreich verlegt, in das Lager Brinde, um der Trostlosigkeit zu entkommen, meldete er sich als Freiwilliger zur Arbeit im Bergwerk.

1947 wurden die Kriegsgefangenen als Arbeiter eingestuft und auch entlohnt

18.Mai war sein letzter Arbeitstag im Bergwerk es sollte noch einige Zeit dauern, bis er endlich bei seiner Familie in Zempin ankam.

Nach dem Krieg 1948 gründete er eine Familie

Konrad Tiefert heiratete Lieschen geborene Kruse im November 1948. Sie haben 3 Kinder und 5 Enkelkinder. Im Jahre 2014 wohnen der Sohn und die beiden Töchter mit ihren Familien in Zempin.

Bis zum Rentenalter übte er den Beruf als Fischer aus, war zeitweise Vorsitzender der FPG „ Gold des Meeres“ in Zempin. Konrad Tiefert konnte ohne Wasser und Meer nicht leben.

Eine Jugendzeit nach dem Ersten Weltkrieg

Es war das Jahr 1919 der 23. Mai. Der große Weltkrieg war zu Ende. Die Menschen atmeten auf, die den Krieg mitmachen mussten und waren voller Hoffnung auf eine neue Zeit. Viele wollten sie mitgestalten. An diesem Tag wurde in der Kleinstadt Calbe an der Saale in der Langengasse ein Kind geboren, ein gesunder Knabe. Seine Mutter war Marta Mühlfort, eine kräftige gesunde junge Frau. Der Vater war ein ehemaliger Matrose der Kaiserlichen Marine, Wilhelm Tiefert. Von Beruf ein Küstenfischer der Insel Usedom.

Er war ein stattlicher Mann und konnte einer Frau wohl imponieren, konnte auch sehr liebenswürdig mit ihnen umgehen. Im Krieg war er Koch auf einem Torpedoboot, das so an die hundert Mann Besatzung hatte. Sicher eine schwere Aufgabe, in einer Zeit, wo alle Grundnahrungsmittel sehr knapp waren, diese Menschen satt zu bekommen. Nun aber war diese Zeit vorbei und ein neues Leben musste begonnen werden. Die Mutter dieses Jungen, er wurde Konrad genannt, hatte schon ein Kind von ihrem Willi, wie sie ihn nannte, ein Mädchen, es war schon drei Jahre alt und sie waren immer noch nicht verheiratet. Die Mutter von Marta lebte noch und hieß Auguste geborene Haberland. Nun war ein weiteres Kind da und musste genährt und versorgt werden. Es war schwierig. Die Mutter Marta war jahrelang bei fremden Leuten im Dienst und mit allen eventuell auf sie zukommenden Aufgaben einschließlich Kochen vertraut. Kennengelernt hatte sie ihren Willi in dessen Heimatort Zempin auf Usedom, wo ihre damaligen Dienstherrn ihren Urlaub verlebten. Das war nun schon einige Jahre her und das Ergebnis die dreijährige Tochter, sie hatte den Namen Helga bekommen.

Mutter Marta hatte aber noch mehrere Schwestern. Da waren Anna, dann Emma und Maria, Mariechen genannt. Alle mussten nach Möglichkeit in Dienst bei fremden Leuten, um nicht der Mutter Auguste zur Last zu fallen. Anna hatte ein Verhältnis mit einem Papierfabrikanten der Stadt. Ein kleiner Junge entstand daraus, den man Martin nannte. Von allen umsorgt war ihm doch kein langes Leben

beschieden. Er starb noch als Kleinkind. Einen Bruder hatten die vier Schwestern auch, er musste in den Krieg und ein Granatvolltreffer beendete sein noch so junges Leben. Der Vater von allen hieß Julius Mühlfort, ist aber sehr zeitig an einer schweren Krankheit verstorben.

Vater Wilhelm war nun fort von der Marine und musste sich Gedanken machen über seine Zukunft. Gearbeitet hatte er mit Ausnahme einer kurzen Zeit beim Bahnbau nur in der Fischerei mit seinem Vater. Sein Elternhaus stand in Zempin auf der Insel Usedom, direkt am Achterwasser. Sein Vater lebte nicht mehr, nur seine Mutter, eine ehemalige Bauerntochter, sie hieß Amanda. Von ihren drei Söhnen, war einer, ihr Sohn Karl im Krieg in Frankreich geblieben. Sie hatte nun noch Wilhelm und Gottfried, den jüngsten Sohn. Beide waren nur in der Fischerei groß geworden. Wilhelm entschloss sich nun nach Zempin zu ziehen mit Marta und den beiden Kindern, Konrad war erst 9 Wochen alt. Zu dieser Zeit eine lange Reise. Martas Schwester Anna fuhr mit, um ihrer Schwester beim Einrichten des neuen Familienstandes zu helfen.

Die Schwiegermutter Amanda empfing ihre zukünftige Schwiegertochter. Sie hielt nicht viel von diesen Mädchen aus der Stadt. Das junge Paar hat sich dann eingerichtet in dem Haus, so gut es möglich war und hat auch geheiratet. In dem Haus lebte aber noch ein Onkel von Wilhelm, der von der Geburt her behindert war und von Amanda versorgt wurde. Nun begann auch für den kleinen Konrad, er wurde von den meisten Konni gerufen, ein Leben am Wasser, was sein liebster Spielort wurde, sehr zum Leidwesen seiner Mutter, wegen der vielen nassen Strümpfe.

Aber noch war er klein und seine Schwester musste ihn in einem damals üblichen großrädigen Kinderwagen spazieren fahren. Mit zwei Jahren bekam er die Masern und anschließend Mittelohrentzündung mit Vereiterung und das Trommelfell des entzündeten Ohres wurde in Mitleidenschaft gezogen, was zu einem Hörfehler führte.

Er konnte vorher schon laufen, musste nun aber ein zweites Mal das Laufen lernen. So vergingen einige Jahre, er wuchs heran. Seine Mutter hatte sich eingelebt, wenngleich sie von den anderen Fischerfrauen immer so als Zugereiste betrachtet wurde. Sie hat auch nie versucht das Plattdeutsche zu erlernen.

Der kleine Konrad allerdings versuchte sich darin und sprach bald mit den anderen Jungen seines Alters nur platt, auch mit seinem Vater und der Großmutter. Diese war anfangs etwas misstrauisch ihrer Schwiegertochter gegenüber, aber nach und nach gewöhnten sie sich aneinander und sie war dann auch eine gute Hilfe bei der Aalangelei. Sie hat auch die Ziegen und das andere Viehzeug betreut. Mutter Marta musste sich nun auch mit dem Schweinefüttern abgeben, denn zu diesem Haus gehörten ein großer Garten und etwas Land und das musste bewirtschaftet werden. Kartoffeln und etwas Korn wurden angebaut. Im Garten waren Obstbäume, Apfel und Birnen, auch Kirschen. Arbeit gab es reichlich. Anfang der zwanziger Jahre wollten einige Zempiner Bürger auswandern. Einige taten es dann auch und gingen nach Kanada. Vater Wilhelm und noch einige hatten es auch schon so halb und halb geplant. Aber Kanada wurde gestrichen oder abgeblasen, nur noch Brasilien kam in Frage und dort in das heiße Klima wollte niemand hin. Die Inflation brachte eine Geldentwertung. Auch Großmutter Amanda wurde ihr sauer verdientes Gespartes los. Sie hatte von Haus aus Land geerbt, aber Großvater Karl Tiefert war der Meinung: Entweder bin ich Bauer oder Fischer, beides geht nicht. Er entschloss sich für die Fischerei und so wurde das meiste Land verkauft und das Geld auf die Sparkasse gebracht. Nun war alles weg.

Den behinderten Onkel, der noch im Hause lebte, sollte Vater Wilhelm übernehmen, aber der lehnte ab, mit seinen zwei Kindern könne er das nicht. Die Gemeinde wollte nichts zahlen und so kam er in ein Heim, wo er später starb.

Für Konrad kam die Zeit, wo er zur Schule gehen musste. Sechs Jahre war er nun alt. Eine Schiefertafel und ein Griffelkasten waren seine ganze Ausrüstung. Es gab einen Schulraum, in dem alle Schuljahre unterrichtet wurden. Zwei Lehrer führten diesen Unterricht durch. Die Kleinen saßen ganz unten, vor

der großen Tafel und die Großen ganz oben. Acht Schuljahre waren vorgesehen.

Die zwei Lehrer hatten es nicht leicht. Für Konrad war der Weg zur Schule nicht weit. Mit Holzpantoffeln und seinem Schreibzeug unter dem Arm, musste er treu und brav jeden Tag zur Schule traben. Vielen Jungen ging es ebenso. Die Menschen waren arm und konnten sich nur das Nötigste leisten. Gleich zu Anfang war der Schulrat mal da und Konrad berichtete das seiner Mutter, nannte den Herren aber "Schulapparat". Voller Wichtigkeit hatte er es ihr erzählt. Schwester Helga ging schon einige Jahre zur Schule und galt als eine gute Schülerin.

Vater Wilhelm hatte sich inzwischen ein neues Boot, einen sogenannten Heuer, gekauft. Ein Fischhändler aus Zempin hatte ihn von Swinemünde mitgebracht. Er hatte ihn mit Hering bezahlt. Vater Wilhelm war wohl durch den Krieg sehr leicht aufgebracht und erregbar und hatte manchmal Meinungsverschiedenheiten mit seinen Kollegen. Ein neues Ereignis kam in das Leben des kleinen Konrad, er war sieben Jahre alt und bekam einen kleinen Bruder. Er wurde auf den Namen Heinz getauft und brachte wieder neue Probleme mit sich. Nun waren sie drei Geschwister. Mutter Marta hatte bei der Geburt stark gelitten und konnte nicht so schnell wieder in Gang kommen. Sie hatte es nicht leicht. Schon ein paar Jahre vorher konnte sie es kaum noch aushalten und wollte wieder fort, aber hat es dann doch nicht getan. Es war ja auch wirklich sehr viel, was von ihr verlangt wurde. Allein die Fischerei mit den Angeln war schon sehr schwierig und Helga und Konrad mussten sehr zeitig mithelfen und die Spielzeit war begrenzt. Das Land und der Garten wurden zum Teil noch mit dem Spaten umgegraben und auch da wurden die Kinder sobald als möglich mit eingesetzt.

Konrad hatte auf dem Hausboden einen alten Backtrog entdeckt, er war ziemlich wurmstichig. Er brachte ihn zum Wasser und im Sommer war es sein Boot. Es brach aber eines Tages auseinander zu seinem größten Bedauern. Konrads Spielplatz war aber nach wie vor die Anfahrt am Wasser.

Kleine Bretter wurden zu Boote geschnitzt, mit einem Mast versehen, mit etwas Fantasie waren es dann Schiffe.

Vater Wilhelm hatte in seinen jungen Jahren Modelle von Segelschiffen gebaut, darunter auch eine Polt, die stand auf dem Hausboden. Als Konrad etwas älter wurde durfte er dieses Schiffchen in der Anfahrt segeln lassen, das war ein Erlebnis für ihn.

Auch Mädchen seines Alters spielten mit den Jungen und rangelten in den alten auf Land liegenden Heuern herum. Im Sommer, wenn es sehr warm war, wenig bekleidet, war den Jungens, auch Konrad, durch das miteinander Spielen bald der Unterschied der Geschlechter klar. Trotzdem war er immer zurückhaltend und eher schüchtern den Mädchen gegenüber. Sein Hauptspielgefährte war Joachim Krüger, von seiner Mutter "Babi" gerufen. Er hatte eine zwei Jahre jüngere Schwester, sie hieß Luise, die Mausi gerufen wurde. Die Mutter dieser Kinder stammte aus einer Stadt und sie wollte etwas Besseres sein. Der Jahrgang 1920 war in der Schule sehr stark vertreten, meist lauter Jungen, nur drei Mädchen und da einige auch am Achterwasser wohnten, hatte Konrad bald noch einige Schulkollegen und Freunde, so Robert Priewe, Wilhelm Hälke und andere. Der Jahrgang 1919 war nur schwach. Vier Jungens und drei Mädchen.

Vater Wilhelm ließ sich in den neuen Heuer einen Motor einbauen, einen Benzinmotor. Der alte Heuer war aber auch noch da, aber außer Betrieb. Konrad saß viel in ihm und bald hatte er das Rudern erlernt und übte tüchtig. Er fing an ein Stück raus zu rudern und ließ sich dann wieder rantreiben. So verstand er allmählich mit dem alten Heuer umzugehen. Es kamen manchmal Polten aus dem Haff und brachten Aal für einen der Händler von Zempin. Wenn sie kein Beiboot mithatten bliesen sie in ein Horn und Konrad holte sie dann ab zum Land.

In der Schule war er eher ein guter, denn ein schlechter Schüler. Er las sehr gern. Auch mochte er gern malen, was der Lehrer Kressin bald merkte. Auch Aufsätze und Diktate waren für Konrad keine Probleme. Mit elf Jahren, Vater Wilhelm hatte keinen Kollegen, musste er oft mit rausfahren aufs Achterwasser zum Fischfang. Das war für ihn nicht leicht und wenn es kalt war, froren ihm die Finger. Doch das war nur vorübergehend.

Inzwischen war eine neue Schule gebaut mit zwei Klassenräumen. In jeder wurden vier Schuljahre unterrichtet. Der alte Lehrer Lüdke ging in Rente und es kamen mehrere Lehrer hintereinander. Es blieben dann zur Zeit Konrads der Lehrer Dunkel und der Lehrer Kressin. Beide waren Weltkriegsteilnehmer 1914-1918, der eine im Westen und der andere im Osten. Kressin machte auch den Geschichtsunterricht, für den sich Konrad sehr interessierte. Bei seinem Vater hatte er einige Lehrbücher für dieses Fach gefunden, sie waren von einem Cousin des Vaters, der Lehrer war und im Krieg geblieben ist. Diese Lehrbücher entsprachen genau denen, nach denen der Geschichtslehrer seine Schüler lehrte. So konnte Konrad sich immer schon auf das kommende Thema vorbereiten, was ein Vorteil war. Konrad hat immer alles selbst gelernt, seine Eltern brauchten ihm nie helfen. In der neuen Schule war auch eine Bücherei, wo er sich oft Bücher holte. Großes Interesse fanden bei ihm die griechischen Sagen und Geschichte. Im Malunterricht konnte er die Schule abmalen, was ihm Freude machte. Alles in allem ging er gern zur Schule. Nur eine Schulmappe hatte er bis zu seinem 12. Lebensjahr nicht. Er trug seine Bücher immer unterm Arm. Doch dann schenkte ihm ein Verwandter aus Wolgast, von dessen Sohn, eine Schulmappe, die er von da an benutzte. In beiden Klassenräumen der neuen Schule wurden die vier jüngsten Schuljahre in dem einen und die älteren Schuljahre in dem anderen, zur Straße hin gelegenen Klassenraum, unterrichtet. Der Schulhof war groß und es konnten Spiele und Sport dort gemacht werden. Es gab anfangs noch Religionsunterricht in der Schule, aber ab dem 12. Lebensjahr, also die letzten beiden Schuljahre mussten die Schüler zum Konfirmandenunterricht nach Koserow, der vom damaligen Pastor Coulin durchgeführt wurde. Zum Kirchspiel Koserow gehörten die Orte Zempin, Koserow, Loddin und Ückeritz. Von dort nahmen die älteren Schüler am Konfirmandenunterricht teil.

Ein weiter Weg, wenn man ihn mit Holzpantoffel laufen musste. Der Pastor Coulin hatte eine ziemlich feuchte Aussprache und niemand wollte direkt vor ihm sitzen. Auf dem Heimweg wurden oft die begegnenden

Autos gezählt. Es waren sehr wenige. Bei den Mädchen schwärmte Konrad für Dora Steffen, der Schule aus im Waldhaus Theater gespielt. Vorher übten die Schüler ihre Rollen ein. Zur Für Korn gab es beim Bäcker für 50 Kilo 22 Brote. So kam die Familie Tiefert durch den Winter. Zu Weihnachten gab es meistens den Genickbraten vom Schwein. Am Sonntag vor dem Fest wurde von Aufführung waren alle Eltern, Großeltern und Verwandte eingeladen. Das Waldhaus war dann voll. Gemeinsam sang man die Weihnachtslieder. Dann ging es mit dem Theaterspielen los, was mit viel Beifall belohnt wurde. Nach Beendigung dieses Teiles konnten die Kinder noch ein paar Tänze machen. und dann war noch Tanz für die Eltern und Bekannten. Alles in allem immer ein schöner Vorweihnachtsabend. Auch bei Konrad zu Hause war es Weihnachten immer sehr schön. Konrad freute sich stets darauf. Er lief gern Schlittschuh, hatte aber nur ein Paar sehr alte Holländer und wünschte sich ein Paar neue. Als er 12 Jahre alt war lagen auch welche für ihn unter dem Weihnachtsbaum. Wie hatte er sich dazu gefreut. Nur die Freude war nicht von langer Dauer. Vater Wilhelm nahm diese neuen Schlittschuhe für sich und er sollte dessen alte nehmen. Seine Enttäuschung war sehr groß und er hat es seinem Vater sehr übel genommen und es nie vergessen.

Es war eine Zeit in der Deutschland mit in der Weltwirtschaftskrise steckte und es sehr viele Arbeitslose gab. Die Menschen waren arm, nur auf das wenige Arbeitslosengeld angewiesen und es bestand wenig Aussicht auf eine Änderung. Die Preise für den gefangenen Fisch waren äußerst niedrig und schwankten sehr. Konrad war die letzten zwei Jahre bestrebt mit einer der besten Schüler zu werden. Er gab sich große Mühe mit dem Lernen. So kam 1933 seine Schulentlassung, gern wäre er weiter zur Schule gegangen, aber dafür hatten seine Eltern kein Geld in dieser Zeit. Er bekam ein sehr gutes Entlassungszeugnis. Sein Wunsch war Bootsbauer zu werden. Doch Vater Wilhelm interessierte weder das gute Zeugnis noch der Wunsch. Er wollte einen Helfer in der Fischerei haben und zeigte ihm immer die Vorteile eines Fischers gegenüber einem Arbeiter auf. Wie frei er wäre, sobald er das Land hinter sich ließ. Er sprach auch von sonstigen Vorteilen für die

Zukunft, die Konrad haben sollte, wenn er mit ihm fischen würde. Konrad war zuletzt schon unsicher. Er mochte die Arbeit auf dem Wasser sehr, er war daran gewöhnt und kannte fast alle dort anfallenden Arbeiten, konnte Netze einstellen und ausbessern und viele seemännische Handarbeiten.

Die Konfirmation fand in der Kirche von Koserow statt und war sehr feierlich. Konrad hatte zum ersten Mal in seinem Leben einen Anzug bekommen und ein Paar Schuhe. Die Konfirmanden wurden auch fotografiert, alle und auch einzeln. Doch eine große Freude war ein Geschenk der Tante Emma aus Berlin, Konrad bekam ein Fahrrad. Es war zwar nicht teuer, nur 32 Mark, aber es war ein Fahrrad. Da er nicht fahren konnte, denn er hatte bis dahin ja keines und das vom Vater Wilhelm durfte er nicht nehmen, musste er nun üben, aber er hatte es bald erlernt. Doch was nun? 1933 - 14 Jahre war er jetzt. Deutschland war mit seiner Wirtschaft ziemlich abgesunken und hatte über 6 Millionen Arbeitslose. Es waren schlechte Aussichten auf Verdienst für einen jungen Menschen. Konrad war in den Turnverein eingetreten und ging gerne zu den Übungsstunden ins Waldhaus. Für die politischen Organisationen, die jetzt auftraten, hatte er kein Interesse. Sein Freund Joachim Krüger gründete im Ort die Marine HJ (Hitlerjugend), und wollte ihn gern da rein haben, aber Konrad lehnte ab. Er trat keiner politischen Organisation bei. Sein Vater Wilhelm war vor 1933 in der SPD und hatte für den neuen Mann nichts übrig. Er riet auch Konrad davon ab, sich irgendwelcher neu aufkommenden Organisation anzuschließen.

Konrad wollte etwas Geld verdienen. Er war zwar kräftig, aber in der Fischerei voll seinen Mann zu stehen, das konnte er noch nicht. So verdingte er sich beim Bäckermeister Hauff in Zempin zum Semmelausfahren, denn Radfahren konnte er nun. Er musste morgens vor 5 Uhr da sein. Ein Rad, mit vorn einem großen Korb, stand zur Verfügung und wurde vollgepackt mit Tüten und Beutel mit den bestellten Semmeln und die musste er ausfahren. Anfangs etwas ungewohnt mit dem großen Korb, gewöhnte er sich schnell daran. Die Tüten wurden schon am Vortag nach einer Liste ausgeschrieben. Ein Mädchen aus dem Ort machte das und half auch beim Eintüten. Es musste alles schnell gehen, damit die Leute

ihre Semmeln noch zum Frühstück hatten. Brot wurde auch im Laufe des Vormittags ausgefahren mit einem Handwagen. Auch sonst wurde Konrad zu vielerlei Arbeiten in der Bäckerei herangezogen. Er bekam zu essen und monatlich 20 Mark. Es war nicht viel, aber Konrad freute sich überhaupt etwas zu verdienen. Die Frau Hauff war eine nette freundliche Person und bediente im Laden der Bäckerei. Konrad war mal mit Kuchen für ein Hotel in Koserow an einen Baum gefahren und musste es ihr nun beichten. Aber sie blieb trotzdem nett und hat ihn nicht mit großen Vorwürfen bedacht.

So verging dieser Sommer. Vater Wilhelm war noch fest bei Kollegen und fischte mit denen im Strand. Sie waren mit 4 Mann in einem großen Boot, hatten mal 10 Zentner Heringe und bekamen dafür 10 Mark vom Händler. Es war eine böse Zeit, auch für die Fischerei. Konrad fuhr nochmal Semmeln aus, aber diesmal für den zweiten Bäcker im Ort, aber nur für kurze Zeit. Doch dann begann die Fischerei mit seinem Vater, anfangs nur im Achterwasser. Es war schwer für den jungen Konrad den großen Heuer zu rudern, er sollte nun voll seinen Mann stehen, denn Vater Wilhelm verlangte viel von ihm. Zum Angeln im Achterwasser kam denn doch noch ein Mann dazu. Der Bauer W. Heiden, der in dieser Zeit allein von der Wirtschaft nicht recht leben konnte. Auf dem Hof diente ein Mädchen, Christel hieß sie und war 14 Jahre alt. Konrad mochte sie gerne und lernte sie, da er manchmal auf dem Hof half, näher kennen. Eine vollkommen harmlose Sache, aber doch schön. Wie oft ist er längs der Wiese marschiert, um eine Stunde mit ihr zusammen zu sein. Mit ihr lernte Konrad das Tanzen. Doch dann kam ein Anderer, er war etwas älter und erfahrener und Christel interessierte sich nicht mehr für Konrad. Er war wohl auch zu schüchtern.

Die Fischerei nahm in voll in Anspruch. Das Land, was zum Haus von Tieferts gehörte, musste bearbeitet werden und überall wurde Konrad mit herangezogen. Netze mussten gemacht werden oder ausgebessert werden. Neue Angeln wurden hergestellt, denn Vater Wilhelm wollte von nun an zwei Teile fischen. Schwester Helga musste auch tüchtig helfen. Nur war sie selten da. Sie war immer im Dienst bei fremden Leuten, sollte sich ihre Aussteuer,

wenn sie mal heiraten würde, selbst verdienen. Um diese Zeit, mit 17 Jahren, lernte Konrad ein Mädchen kennen, Hannchen war ihr Name. Sie war aus Schlesien und als Kindermädchen bei einer Familie mit drei Kindern angestellt. Diese Familie wohnte zum Urlaub in der Villa Vineta. Ein freundliches Mädchen und Konrad war gerne mit ihr zusammen. Er ging viel spazieren mit ihr und sie waren recht verliebt ineinander. Doch Konrad war immer noch sehr schüchtern und unerfahren und so hat er das nicht getan, was sie wohl von ihm erwartete. Aber Konrad wusste es nicht zu nutzen. Oft hat er später, als er erfahrener wurde, daran gedacht. Eines allerdings war gut daran. Die Urlaubszeit war schnell vorbei und das Mädchen wieder in ihrer Heimat. Dort war gerade Manöver und sie lernte einen Soldaten kennen, der war nicht wie Konrad und sie bekam ein Kind. Aber Konrad als Vater konnte sie nicht angeben, denn der Mann hat sie nicht geheiratet. Sie hat trotzdem an Konrad noch oft geschrieben. Im Frühjahr 1937 war in der Fischerei nichts zu machen, da das Achterwasser lange zu lag. Um etwas zu verdienen kaufte Konrad sich eine Schippe und verdingte sich zur Arbeit nach Peenemünde, wo viel gebaut wurde. Er wurde einer Tiefbaufirma zugewiesen. Diese legte Frischwasserleitungen mit Hydranten usw. Es gab 48 Pfennige Stundenlohn für die Schipparbeiten. Es war die Firma Hermann Hempel und sie hatte Stammarbeiter. Konrad war einer der ersten Fremdarbeiter, aber es wurden schnell mehr. Er übernachtete dort in Baracken und fuhr nur sonabendts nach Hause. Oft hat er Überstunden mit den Stammarbeitern gemacht und so etwas mehr verdient. Er machte alles mit, was verlangt wurde. Das ging so 9-10 Wochen, aber dann wollte Vater Wilhelm ihn wieder für die Fischerei. Aber da gab es ein Problem, der Schachtmeister wollte ihn nicht gehen lassen. Erst mit etwas Fisch (Aal), bekam er dann seine Papiere. Nun ging es wieder weiter in der Fischerei. Erst im Achterwasser und dann in See. Der Aalfang in See war immer noch ein Hauptverdienst und Vater Wilhelm kassierte nun zwei Teile, denn in See war noch ein Mann hinzugekommen. Geangelt wurde bis oberhalb der Greifswalder Oie und einige Male mussten sie diese Insel als Nothafen aufsuchen, wegen schwerem Wetter. Es war

schwere körperliche Arbeit, mit wenig Schlaf, und Konrad war froh, wenn es mal nichts wurde oder es Sonntag war und er sich ausschlafen und ausruhen konnte.

Er ging gern tanzen, aber oft hat er es verschlafen. Ein Mädchen lernte er auch noch kennen, mit der er viel zusammen war, sie hieß Friedel und diente bei dem Arzt in Zempin. Sie wollte gern heiraten, aber da hatte Konrad keine Ohren für. Aber sie blieb trotzdem immer seine Freundin. Gern hätte er ein Mädchen aus Zempin als Freundin gehabt, aber da war kaum was zu machen. Zu dieser Zeit waren viele Soldaten um den Ort stationiert und viele der Mädchen sahen nur noch diese Marinesoldaten. Außerdem waren junge Fischer so oder so nicht gefragt, es war eben doch nur ein ärmlicher, mit viel Arbeit verbundener, Beruf. Im Herbst 1938 wurde Konrad mit seinen 19 Jahren zum Arbeitsdienst einberufen.

Abteilung 7/54 Herzog Bogislaw X. war seine Dienststelle. Eine harte Ausbildung wurde dort durchgeführt. Für Menschen eine gute Erziehung. Ein Barackenlager und 16 Mann auf einer Stube. Sie gehörten zum zweiten Zug. Die meisten seiner Stubenkameraden waren aus Hinterpommern und Bauernsöhne. Mit einem schloss Konrad Freundschaft. Er hieß Gustav Doppelpfuhl und war zu Hause bei Greifenberg. Ausbildung am Gewehr, überhaupt an Waffen, gab es zu der Zeit nicht. Exerziert wurde mit Spaten, die extra dafür da waren und geputzt wurden, dass sie glänzten. Der Dienstbetrieb war sehr streng und mit vielen Appellen, mit allen Sachen verbunden. Auch bei der Arbeit musste jeder sein Teil leisten. Oft war es übertrieben streng, aber für manchen jungen Menschen war es sicher sehr gut. 25 Pfennige war der Tagesverdienst. Das Essen war gut und reichlich und wurde gemeinsam eingenommen. Morgens gab es viel Suppen.

Im November heiratete Konrads Schwester Helga und nach einigen Schwierigkeiten bekam er dazu Urlaub. Eine neue Uniform wurde ihm verpasst. Die Hochzeit war sehr schön und Konrad in bester Stimmung. Zu Weihnachten gab es Urlaub. Es wurden Regelungen bekannt gegeben, wie sie sich im Urlaub zu verhalten hätten und alle besonderen Vorkommnisse müssten gemeldet werden. Konrad erlebte ein Vorkommnis

besonderer Art. Sein Vater Wilhelm und sein Cousin Karl wollten Netze aufs Achterwassereis bringen und da ist er mitgelaufen, da er gerne Schlittschuh lief. Als sie nördlich vom Görnitz beim Ausbringen waren, hörten sie plötzlich Hilferufe und sahen dann in einiger Entfernung, dass dort Leute eingebrochen waren. Konrad hatte noch seine Holländer Schlittschuhe an und lief mit einem Bootshaken in den Händen sofort auf die Unglücksstelle zu. Zwei ihm gut bekannte Fischer, beide nicht mehr jung, waren mit ihrem Schlitten eingebrochen und saßen bis über oder bis zur Brust im Wasser. Konrad legte sich auf den Bauch und kroch, soweit als möglich, zu den Eingebrochenen heran. Sein Cousin Karl war nun auch da und hakte seinen Bootshaken in die Schlittschuhe von Konrad. Dieser langte nun mit seinem Bootshaken zu den Verunglückten und forderte sie auf zu Greifen. Nach einigem Zögern tat der eine es und zusammen mit dem Cousin zogen sie ihn aus dem Eisloch heraus. Den Anderen gleich danach. Es war sehr kalt an diesem Tag, sie mussten laufen, sonst wären sie erstarrt. Es war ein ziemliches Stück bis zum Land. Beide hatten starke Erfrierungen, aber ihr Leben war gerettet. Konrad meldete diesen Vorfall dem Stubenältesten Vormann Zozke. Aber der meinte, das sei ja etwas Gutes und hat es nicht weiter gemeldet. Es stand aber in der Zeitung und auf irgendeine Weise hatte der Lagerführer Oberstfeldmeister Tonn davon erfahren und Konrad wurde zu ihm befohlen. Nach anfänglicher Kritik, wegen dem Nichtmelden, kam dann die Belobigung. Er bekam später die Medaille für Rettung aus Gefahr und wurde, da er eine gute Führung hatte, als Vormann entlassen. Als Abschluss des halben Jahres mussten Konrad und seine Kameraden in Swinemünde absperren. Das Memelland war wieder zu Deutschland gekommen und der damalige Reichskanzler, Adolf Hitler, sollte durch Swinemünde kommen. So bekam er diesen Menschen, der später so viel Unheil über Deutschland gebracht hat, zu sehen. Wie eine Wachsfigur stand er am Abteifenster eines Sonderzuges. Die Heil-Rufe waren aber nicht stark. Nach der Entlassung fuhr Konrad zur Tante Anna nach Schönebeck an der Elbe. Von dort hat er seinen Geburtsort Calbe besucht und noch einige Verwandte. Auch in Magdeburg hat er

sich einiges angesehen, unter anderem den Dom, das Museum, das Grusonsche Gewächshaus usw. Doch dann war er noch ein paar Tage in Berlin bei seiner Tante Emma. Diese war noch Haushälterin bei Juden. Diese jüdische Familie wollte auswandern und Konrad hat sich ein paarmal mit Herrn Goldmann, so hieß dieser Jude unterhalten. Ein Mensch wie jeder andere. Er hatte den ersten Weltkrieg mitgemacht. In Frankreich im Schützengraben gesessen, für Deutschland gekämpft. Wer konnte das alles verstehen? Konrad schon gar nicht, denn er war nicht so erzogen worden.

Er hat sich dann noch einiges in Berlin angesehen. Den Zoo u.a. und eine Operetenaufführung im damaligen Metropoltheater, zusammen mit seiner Tante Emma. Doch dann ist er wieder in Zempin, seinem Heimatdorf angekommen.

Schnell hatte er sich wieder in der Fischerei eingewöhnt. Es war der Sommer 1939. Es wurde mit drei Mann in See geangelt. Der Fang war anfangs nicht besonders gut. Dann kam der Polenkrieg. Vater Wilhelm wurde zum Grenzdienst Küste eingezogen. Konrad musste

mit dem alten Kollegen Behn weiter fischen. Mit zwei Mann war es recht beschwerlich, aber sie machten das Beste daraus und haben, da das Wetter gut blieb, eine Menge Aal gefangen.

Konrad hatte in dieser Zeit ein Mädchen aus dem Dorf näher kennengelernt, die ihm sehr zusagte. Leider ist sie sehr jung, sie war erst 17 Jahre alt, an einer schweren Krankheit verstorben. So verging dieser Sommer und kurz vor seiner Einberufung zur Marine lernte er noch ein ganz junges Mädchen kennen, die im Dienst bei dem örtlichen Bürgermeister war. Sie war erst 15 Jahre alt und stammte aus Stargard in Hinterpommern. Später war sie in Berlin, wo Konrad sie einige Male besucht hat. Konrad war zu Mädchen, überhaupt zu Frauen, immer sehr zurückhaltend, nie hat er grobe Worte oder Schimpfworte oder sonst böse Ausdrücke, die sie beleidigen konnten, gesagt. Denn ein böses Wort ist schnell gesagt, aber schwer wieder zurückzunehmen.

Doch für Konrad gab es nun einen neuen Lebensabschnitt, der sehr bunt werden sollte und ihm allerlei erleben ließ.



vorn: Karl, Gottfried, Amanda- hinten v.l. Karl und Wilhelm TIEFERT



Marta und Wilhelm TIEFERT - im Hintergrund Zempiner Seebrücke



Zempiner Schule 1833 - 1928 - heute Fischerstraße



Schulbild 1925 - untere Reihe 3.v.l.: Konrad. 4. Reihe Helga



Konrad mit 6 Jahren



Schwester Helga am Strand



Helga mit 9 Jahren



Koserow. Kirche.



Konfirmation 1933 nur Zempiner Kinder - Konrad 2. V. l.



Zempin Dorf - heute PeenestraÙe - noch ohne Deich



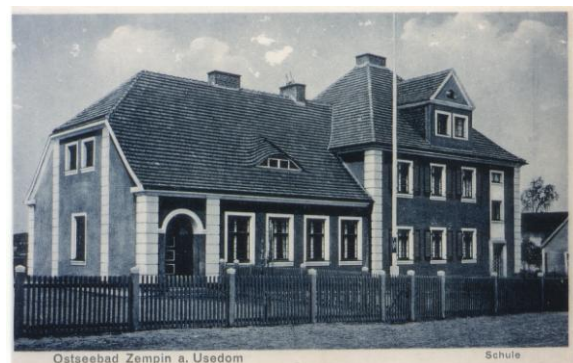
Ostseebad Zempin - ParÙe aus dem Fischerdorf

- 1925

Spielplatz der Kinder am Achterwasser



Kinderfest Zempin 23.8.25



Ostseebad Zempin a. Usedom

Schule



Marta und Wilhelm TIEFERT - Grundschnüre ordnen



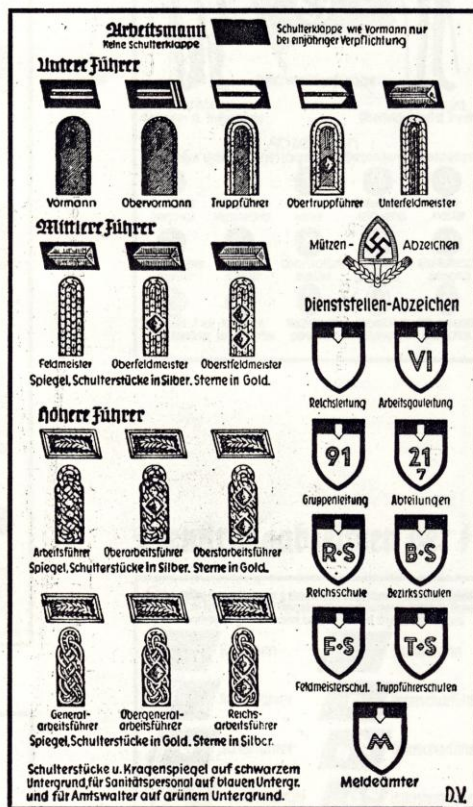
*Urlauber und Wilhelm TIEFERT gehen zum Achterwasser -
rechts Grundstück - Nebengebäude*

Vom Arbeitsdienst in den Krieg

So liegt man nun und grübelt und das ganze Leben zieht an einem vorüber. Es war ein buntes Leben und um ein Weniges wäre es zu Ende gewesen. Erinnerungen kommen in den Sinn und verblassen wieder, schöne Erinnerungen und weniger schöne. Eine besondere Zeit war die Kriegszeit. Acht Jahre und noch darüber hinaus waren es. Viele Frauen sind mit diesen Erinnerungen verknüpft. Vieles

hat man falsch gemacht, heute weiß man es, nur damals wusste man es nicht. Der Krieg, eine Zeit in der man nie wusste, ob man am anderen Tag noch leben würde. Musste man nicht alles mitnehmen, was das Leben bot, und es bot so manches Schöne. So manche Frau oder Mädchen konnte für den Mann ein Erlebnis sein. Wobei das Sexuelle nicht immer das Ausschlaggebende war. Wie selbstbewusst waren manche, wollten selbst bestim-

Rangabzeichen des Arbeitsdienstes



men den bewussten Zeitpunkt. Oh es war schon schön, dieses Spiel zwischen den Geschlechtern und wer es nicht erlebt, hat bestimmt etwas versäumt in seinem Leben. Ich, ein Fischersohn, großgeworden am Wasser, in einem kleinen Dorf zwischen Ostsee und Achterwasser auf der Insel Usedom. Schon früh musste ich mitfahren, dem Vater helfen, und es wurde dann auch der Beruf, trotzdem ich anfangs andere Neigungen hatte, die der Vater aber nicht hören wollte. Meine erste Mädchenbekanntschaft war eine 14jährige aus dem Dorf. Ich mochte sie sehr, durch sie habe ich tanzen gelernt. Doch sie wollte wohl mehr, denn ich war mit 16 noch zu zurückhaltend, um nicht schüchtern zu sagen. Sie lernte einen anderen älteren Mann kennen, der es besser konnte. Ich war 17, da lernte ich ein Mädchen aus Schlesien kennen, ein liebes Mädchen, die mit Gästen gekommen war und deren Kinder sie betreute. Sie wollte mich absolut verführen, wenn wir abends spazieren gingen, aber ich war auch da noch zu dumm und unerfahren darin. Es hatte aber auch einen Vorteil. Nach ihrer Rückkehr in ihre Heimat war dort Manöver und sie hatte sich gleich mit

einem Soldaten eingelassen. Sie bekam ein Kind, konnte mich aber nicht als Vater angeben. Er hat sie nicht geheiratet. Sie hat mir noch lange geschrieben. Mir gefielen auch Mädchen aus dem Dorf, aber die sahen zu dieser Zeit nur Soldaten, von denen es damals genug gab. Eine Friedel W. war dann meine Freundin, sie hätte mich am liebsten gleich geheiratet, aber dafür hatte ich keine Ohren. Dann kam der Arbeitsdienst in der Abteilung 7/54 in B.. Die Stadt W. war nur ein paar Kilometer vom Lager entfernt. Der Dienst war sehr streng, die Arbeit machte mir keine Schwierigkeiten, zu essen gab es reichlich. Für manche jungen Menschen war dieses halbe Jahr eine gute Erziehung, wenn auch vieles übertrieben wurde und zur Quälerei ausartete.

Diese jungen Menschen stammten aus allen Schichten des Volkes und manch einer hatte sich noch nie in seinem Leben angestrengt. Hier wurde nun etwas von ihm verlangt und da fiel es manchem sehr schwer. Ich war mit vielen aus Hinterpommern zusammen. 16 Mann waren wir in einem Raum. Wir gehörten zum 2. Zug. Die meisten meiner Mitbewohner waren Bauernsöhne, zum Teil stämmige Burschen. Mein Spindnachbar war auch der Sohn eines Bauern bei Greifenberg er hieß Gustav D. und mit ihm habe ich mich angefreundet. Wir hatten einen strengen Dienstplan. Nach dem Wecken war nicht viel Zeit zum Betten machen, sich waschen, wozu man über den Hof mit entblößtem Oberkörper zum Waschraum musste, auch wenn Minusgrade waren. Zwei hatten Tischdienst und die mussten noch schneller sein. Sie mussten auftragen mit sauber gewaschenen Händen, was oft kontrolliert wurde. Im Tagesraum wurde gemeinsam gegessen, jede Gruppe hatte ihren Tisch. Es gab viel Suppen morgens und jeder konnte sich satt essen. Die Gruppen, die zur Arbeit gingen, konnten sich danach ihr Frühstück von der Küche holen. Nach dem Frühappell, wo die Tagesparole verlesen wurde, ging es dann zu den Arbeitsstellen. Unterwegs musste tüchtig gesungen werden. Wir wurden viel zur Entwässerung von Wiesen eingesetzt. Der Exerzierdienst mit dem Spaten war sehr hart. Ebenso der Sport, wo einige sogar umfielen. Fast täglich war Appell in irgendwelchen Sachen und da es

meist gebrauchte Sachen waren, fand sich da immer irgendwas daran auszusetzen. Die Haare wurden uns gleich zu Anfang ganz kurz geschnitten. Viel Freizeit ließ man uns nicht. Es gab auch viel Unterricht und Vorträge über Staatspolitik, aber auch über andere Themen, wie das Benehmen in Gesellschaft, Benehmen bei Tisch usw. Es sollte wohl eine Erziehung sein und manchen hat es richtig gut getan. Die Exerzierspaten mussten so blank sein wie ein Spiegel. Abends vorm Schlafen mussten wir alle 16 Mann an unseren aufgeschlagenen Betten stehen im Nachthemd und mit Holzpantinen an den Füßen. Vorm Bett stand der Schemel mit dem gut zusammen gelegten Zeug in der Reihenfolge, wie man es am anderen Morgen wieder anziehen wollte. Vorm Schemel die Stiefel, sauber geputzt mit allen Nägeln und dazu die Fußlappen, natürlich sauber. Nach dem Rundgang und Kontrolle durch den dienst-habenden Truppführer hieß es dann: „In die Betten Marsch!“ Dann wenn alle drin, kam „Gute Nacht!“ Alle antworteten mit: „Gute Nacht Truppenführer!“ Damit war der Tag zu Ende. Mit „Herr“ durfte im R.A.D. (Reichsarbeitsdienst) kein Vorgesetzter angesprochen werden. In W. gab es nette Mädchen, aber auch viele Soldaten. Nach meiner Entlassung erhielt ich noch eine Belobigung, weil ich in meinen Weihnachtsurlaub, zwei Fischer aus einem Eisloch gerettet hatte.

Ich war zu Verwandten gefahren. Es waren schöne Tage, leider schon überschattet durch die politischen Ereignisse. Schönebeck an der Elbe war mein Ziel. Mein Onkel war ein ehemaliger SPD - Mann und für A. H. nicht zu haben. Er war Meister in der Sacharinfabrik (Süßstoff) bei Magdeburg. Diese große Stadt habe ich besucht und mir Einiges angesehen. Das Grusousche Gewächshaus, den Dom und das Museum waren darunter. Mein Onkel empfahl mir, wenn ich dort Hunger hatte ein bestimmtes Restaurant, dort gäbe es Pferdefleisch, gut zubereitet. Ich ging dort hin. Es gab eine Menge Fleisch, es war gut gewürzt, ich konnte es kaum schaffen. Ein Mädchen lernte ich bei einer Tanzveranstaltung auch kennen. Sie küsste leidenschaftlich gern, man musste bremsen. Ich hatte inzwischen auch schon Einiges dazu gelernt. Ich besuchte auch das Bad Salza, wo

ein Grenadierwerk einer Saline stand und die Luft sehr angenehm war. Auch meine Geburtsstadt Calbe habe ich besucht und Tante Anna hat mir die Straße gezeigt mit dem Haus, wo ich geboren wurde. Dann ging die Reise nach Berlin zur Tante Emma. Sie war bei Juden in Dienst als Köchin und Haushälterin. Ich wurde mit großer Gastfreundschaft aufgenommen, trotzdem diese Leute schon drangsaliert worden waren. Ich kam mit Herrn Goldmann, so hieß der Jude, ins Gespräch. Er war im 1. Weltkrieg in Frankreich, hatte dort für Deutschland gekämpft 4 Jahre lang. Er war jetzt Vertreter einer Tuchfabrik in Bernau. Goldmann ist einige Zeit später ausgewandert und auf der Insel Ceylon verstorben. Ich habe nie begreifen können, warum diese Menschen so behandelt wurden. Mit Herrn G. konnte man sich gut unterhalten. Er schenkte mir noch eine Armbanduhr, die er im 1. Weltkrieg getragen hatte. Meine Tante warnte mich, ich solle nicht so viel ein und aus gehen, denn die Ausgänge würden beobachtet. Eine Nichte hatte Herr G. auch. Ein wirklich hübsches Mädchen von 17 Jahren. Sie hat manchmal zu meiner Tante in die Küche geschaut, war wohl auch neugierig. Die Tante hat später nach dem Krieg gesagt, sie wäre nach England ausgewandert und dort verheiratet. Ich habe mir im damaligen Berlin auch Manches angesehen, auch im Zoo war ich. Meine Tante hatte Theaterkarten besorgt und so konnten wir uns eine große Ausstattungsoperette im Metropoltheater ansehen. Sie hieß: „Melodie der Nacht“ und ich war begeistert davon. Habe mir später, wenn Gelegenheit war, noch mehrere Operetten angesehen. Unter anderem auch: „Die lustige Wittwe“. Kurz vor den Geburtstagsaufmärschen für A. H. bin ich wieder nach Haus gefahren. Der Alltag mit der Fischerei ging wieder weiter. Da kam der Krieg mit Polen, mein Vater, Teilnehmer des ersten Weltkrieges, wurde eingezogen zum Küstenwachdienst. Ich musste mit einem älteren Kollegen die Fischerei weiter führen. Wir haben tüchtig Aal gefangen. Aber Anfang Oktober kam der Einberufungsbefehl für den 1. November nach Stralsund zur Marine. Der Vater konnte von dem Tage an wieder nach Hause, denn die Fischerei war Ernährung und sollte weitergehen.

Stralsund 9. Schiffstammabt.

Unser Gruppenführer war ein Obergefreiter und der Zugführer ein Stabsbootsmann. Im Unterricht erzählte er viel von Frauen. Die Matrosen kamen schnell dahinter und brachten ihn immer auf das Thema. Wenn wir bei der Besichtigung mit einem Thema des Zugführerunterrichts dran gekommen wären, wäre das bestimmt ein Reinfluss geworden. Aber wir kamen mit Sport dran und da war alles in Ordnung. Ein kleines Vorkommnis konnte und kann ich nie vergessen. Es war bei Sportübungen am Reck. Es ging um den Aufschwung. Viele hatten da Schwierigkeiten. Wir standen alle im Halbkreis um das Reck, zwei Gruppen. Der Matrose Seegers aus Lebbin auf der Insel Wollin, auch ein Fischer, sollte den Aufschwung machen. Zwei Ausbilder gaben Hilfsstellung, jeder drückte an einer Hinterbacke gut nach, damit er hoch kam, da passierte es. Er musste sich nun tüchtig anstrengen und lies laut hörbar Dampf ab. Die beiden Ausbilder fuhren ganz erschreckt zurück. Außerdem verbreitete sich ein nicht gerade angenehmer Geruch. Alles lachte und rümpfte die Nase. Er selber musste auch lachen und konnte sich kaum auf der Stange halten. Er kam dann runter und hat sich bei den beiden Ausbildern entschuldigt. Er hätte es nicht halten können, sagte er. Der Zugführer kam dann auch noch dazu und lies sich den Sachverhalt erklären. Verbot aber eine Bestrafung und ging grinsend davon. Die Grundausbildung bei der Marine ist mir nicht schwer gefallen. Das halbe Jahr Arbeitsdienst machte sich bemerkbar. Die Kameraden in meiner Gruppe waren bis auf Einen alle Fischer oder Berufsseeleute. Viele kamen aus Stettin oder direkt vom Schiff. Dolle Rabauken waren darunter. In vielen Ländern der Erde waren einige von ihnen schon gewesen. Wenn sie anfangen zu erzählen konnte man nur zuhören. Wir aus der Küstenfischerei waren da die reinsten Unschuldslämmer. Natürlich spielten die Frauen da eine große Rolle. Es wurde recht drastisch mit vielen Einzelheiten erzählt und ich habe oft gestaunt, was es nicht alles so gibt, wovon man gar keine Ahnung

hatte. Als wir Landgang hatten, kamen sie aber oft auch betrunken nach Hause und versuchten dann mit den anderen anzubinden. Man musste dann gut zulangen, damit man in Ruhe gelassen wurde. Es führte auch zu Strafen von Seiten des U.v.D..

Mädchenbekanntschaften hatte ich keine in Stralsund. Zum Weihnachtsfest erhielten wir Urlaub - nach Hause. Die Eltern haben sich gefreut und J. W. auch. Es war zu der Zeit noch Tanz. Ich lernte zu dieser Zeit noch ein weiteres Mädchen kennen. Sie war im Dienst bei einer Familie in der Waldstr. von Zempin. Ein pausbackiges 15jähriges Mädchen. Sie stammte aus Hinterpommern und hieß Gerda K. Sie war ein sehr ordentliches Mädchen und ist später nach Berlin in Stellung gegangen. Ich blieb mit ihr in Verbindung. Nach dem Urlaub wurden wir alle abkommandiert. Ich kam mit noch 11 Kollegen in eine Marine Flakabteilung bei Wilhelmshaven. Es war eine harte Reise, denn es war Winter und kalt. Unser Ziel war das Nordseebad Tossens. Nach einigen Schwierigkeiten kamen wir dort, über Hamburg, auch an. Beim Stab der Abteilung wurden wir dann der Batterie Kilwa zugeteilt. Diese Batterie bestand aus vier 8,8 cm Geschützen an denen wir ausgebildet wurden. Unser Ausbilder war ein junger Unteroffizier. Ein guter Soldat und Ausbilder und ein vernünftiger Mensch. Wir wurden als eine Geschützbedienung ausgebildet. Es war eine Einsatzbatterie zur Verteidigung bei Luftangriffen auf W.haven. Wir hatten zwar einigemal Alarm, aber zum Schießen sind wir nie gekommen. Zur Festigung der Ausbildung der gesamten Batterie mussten wir mit der gesamten Mannschaft der Batterie nach Zempin, meinem Heimatort, auf der Insel Usedom. Dort auf der Flakschule sollten wir den letzten Schliff bekommen. Da ich in Z. zu Hause war, war mir das sehr angenehm. Nach unserer Ankunft dort und Unterbringung bin ich sofort beim Chef der Batterie vorstellig geworden und habe gefragt, ob ich nach Dienstschluss nach Hause gehen dürfte. Er hat sich natürlich gewundert, mir aber die Erlaubnis gegeben.



Flak Unteroffiziersschule - 1945 gesprengt, heute Seestraße

Meine Eltern staunten nicht schlecht, als ich abends dort aufkreuzte. Wir hatten einen tüchtigen Ausbilder und oft musste das Geschütz, eine 10,5 cm, umkreist werden. Aber wir schossen dann beim Übungsschießen mit dem ersten Schuss die Scheibe ab und das war ein Plus. Der Maat H. hatte so seine Eigenheiten, habe ihn später nochmal wieder getroffen. Nach unserer Rückreise begann erneut der Dienstbetrieb in der Batterie. Wir bekamen nun auch Ausgang. Zwar nur alle paar Tage mal, aber es war doch wenigstens etwas. So lernten wir dort Mädchen, Land und Leute kennen. Ein knorriger Menschenschlag, musste ich feststellen.

Wenn sie im Oldenburger Hof am runden Tisch saßen und ihre Pfeife rauchten, ihr Bier tranken, musste ich schon gut aufpassen, wenn ich von ihrem Platt etwas verstehen wollte. Meistens handelte es sich um Pferde und Kühe. Und dann die Mädchen! Dralle Deerns und schnaustern (erzählen) konnten die! Wenn ich da an die Herta von H. denke, sie war wie eine Zeitung, sie wusste alles was in den Dörfern und auch in der Batterie passierte. Vor allem wer mit wem ging und wer mit Welcher auseinander war. Wenn man sie traf kam man kaum zu Wort. Sie war nicht gerade hübsch, aber sonst sehr nett. Mit ihr traf man oft Else Co., ein kleines Mädchen mit einem runden netten Gesicht. Sie hatte so etwas Vertrauensvolles an sich, sie hatte für alles Verständnis, für alle Sorgen und Nöte der Soldaten. Sie war aber verlobt und war treu. Sie hat es jedem gleich gesagt, der näher mit ihr anknüpfen wollte. Man musste es bei ihr einfach respektieren. Sie hatte eine Schwester von 19 Jahren Mayda C., die hat sie mit empfohlen und ich habe sie auch kennengelernt. Sie und noch ein Mädchen waren gerade beim Kühe melken und wir



haben natürlich dusslich geredet, wie das so üblich ist. Aber wenn wir all zu dreist wurden, gab es einen Milchstrahl. So rochen diese Mädchen ja sehr nach Kuh, aber abends, wenn sie dann frisch gewaschen und frisiert raus kamen, waren sie sehr anziehend. Mit Mayda Colmau wurde es ein sehr enges Verhältnis und die Futterkiste für die Pferde war eine gute Sitz- und Liegegelegenheit. Ich wurde dann auch schon zum Kaffee nachmittags eingeladen und mir wurde die Sache denn doch zu brenzlich, ich wollte in dieser Kriegszeit nicht heiraten, wenn auch M. ein liebes Mädchen war. Zu der Zeit wurde gerade Norwegen besetzt und die Batterie Kilwa sollte nach dorthin verschifft werden. Mein Freund Eggermann und ich sollten aber nicht mit, wir waren zum Lehrgang nach Swinemünde gemeldet. So musste ich mich nun von M. verabschieden, wusste ich doch nicht, ob ich zurückkommen würde. Es ist mir nicht leicht gefallen.

Ich sollte einen Lehrgang zum Geschützfürer mitmachen auf einer Schule zwischen Ahlbeck und Swinemünde. Es war eine harte Ausbildung und ich war einer der jüngsten Teilnehmer. Ausgang gab es nur bis 22.00 Uhr. Ich hatte um die Weihnachtszeit ein Päckchen erhalten, die unbekannte Mädchen an die Feldpostnummer gesandt hatten. Dieses Mädchen war von der Insel Wollin. Ein Brustbild war mit darin. Ein hübsches Mädchen war darauf. Sie hatte mir mitgeteilt, sie wäre nun in Swinemünde beschäftigt, in den Kurhauskolonaden. Nun konnte ich sie ja kennenlernen. An einem dienstfreien Nachmittag machte ich mich denn auf den Weg um sie zu besuchen. Sie hatte ein Bild von mir. Ich kam denn ja auch bei den Kurhauskolonaden an. Ich fand sie auch und habe ein paar Ansichtskarten gekauft. Sie sah so aus wie auf

dem Bild. Ich weiß nicht, ob sie mich gleich erkannt hat. Sie kam dann hinter dem Ladentisch hervor und da sah ich, sie war nur oben hübsch. Ich möchte nicht die körperlichen Fehler anderer Menschen beschreiben. Es war auch nicht schön von mir, mich nicht vorzustellen, denn ich glaube, sie hatte mich erkannt. Aber ich habe es nicht fertiggebracht. Als ich langsam fortging habe ich mich noch einmal umgesehen. Sie stand draußen und sah hinter mir her. Ich habe mich über mein Verhalten selbst geschämt. Einige Tage später, ich war vom Ausgang auf dem Rückweg zur Kaserne, kamen zwei junge Mädchen auf mich zu. Wie sich dann herausstellte waren sie aus einer Lungenheilstätte ausgekniffen. Sie wollten was erleben, sagten sie. Aber da waren sie bei mir wohl falsch, und dann gleich zwei! Eine genügte mir durchaus. Sie hieß Elisabeth. Ich war nicht in bester Form, denn wir wurden im Dienst sehr hart hergenommen. Sie ist später Krankenschwester geworden und hat in einem Lazarett bei Stettin gearbeitet. Sie hat mir einige Male geschrieben. Ich bekam dann nochmals Sonntagsurlaub in mein Heimatdorf, wo meine Eltern feststellten, ich wäre stark abgemagert. Was ja auch kein Wunder. Bei meinen Eltern erwartete mich eine Überraschung. Ein Brief und ein Päckchen. Meine liebe Mayda aus Ruwarden hatte meine Heimatadresse auffindig gemacht. Was sollt ich nun tun. Ich wusste es nicht. Ich habe mich bedankt für die Esswaren, aber auch darauf hingewiesen, dass ich wohl kaum wieder dorthin zurückkommen würde.

Aber ich kam doch wieder zurück und zwar in die Batterie Tossens, die direkt hinter dem Deich lag. Ich bin die erste Zeit nicht ausgegangen. Erst als ich durch Herta v. H. hörte, dass sich inzwischen ein anderer Soldat um M. bemüht hatte. Ich traf dann ihre Schwester Else C. und sie machte mir große Vorwürfe. Ich wäre mit ihrer Schwester zu weit gegangen. Die Mutter dankte mir auf meinen Tagesgruß nicht einmal, wenn ich dort vorbei ging, auch die anderen Mädchen taten recht kühl, wenn ich sie ansprach. Ich wurde Gefreiter und als stellvertretender Geschützführer am 1. Geschütz der Batterie eingesetzt. In den beiden Dörfern T. und R. war für mich nichts mehr zu machen.

Ich ging dann ein Dorf weiter, es hieß Burhave.

Es war etwas größer und lag hinter dem Deich mit einem kleinen Hafen, das Fischerdorf Fedderwardsiel. Es war an dem Tag gerade so etwas wie Kirmes mit Kettenkarussell usw. Ich lernte dort ein Mädchen kennen. Sie hieß Karla B. und war die Tochter des Schuhmachers in dem Ort. Ein ernstes Mädchen dachte ich anfangs, aber sie konnte auch ganz anders sein. Sie arbeitete als Kontoristin in der dortigen Molkerei. Wir sind in der Folgezeit viel nach dem Fischerdorf spazieren gegangen. Dort war eine Gaststätte, wo wir Kaffee trinken konnten, auch Kuchen gab es, jedenfalls wir bekamen immer welchen auch ohne Marken. Dort traf ich auch einen Landsmann aus meinem Heimatort D.H.. Er schaute nicht schlecht als ich herein kam und er dort mit einer Frau saß, wusste ich doch, dass er verheiratet war. Aber was ging es mich an. Karla war ein dunkelhaariges schlankes Mädchen und ich hatte schöne Nachmittage mit ihr verlebt. Unser Ausgang ging leider nicht lange, höchstens bis 10 Uhr abends. Es fuhr eine Kleinbahn und die musste ich schaffen, zum Laufen bis zur Batterie war es zu weit. Ihre Eltern habe ich nicht kennen gelernt, ich habe es vermieden, ich habe mir immer gesagt wozu. Genau so erging es mir mit Ida L. aus Nordenham, die ich im Zug kennenlernte, sie arbeitet im Weserflug und lud mich ein sie zu besuchen, sie war doll hinter her und war wohl etwas enttäuscht, als ich ihren Wünschen nicht nach kam, sie hat mich dann noch ein paar Mal besucht. Einmal wurde ein Gemeinschaftsabend mit der B.D.M. von Tossens und Umgebung bei uns in der Batterie veranstaltet. Meine Tischdame war die Tochter des Erbhofgroßbauern Anders, eine dunkle Schöne. Es war ein netter Abend, aber leider zu kurz. Als wir gerade in bestem Einvernehmen mit unseren Damen waren, kam Alarm und alles musste an den Geschützen sein. Beim Tanz im Schloss am Meer lernte ich noch ein Mädchen näher kennen, die Gerda Martens, eine recht dralle Deern, aber mit Grundsätzen.

Tanzen war erlaubt uns wir gingen ab und zu im Schloss am Meer tanzen. diese Mädchen dort. Leider konnten wir nie lange bleiben. Zu dieser Zeit liefen mehrere Großkampfschiffe ein. Der Engländer wurde sehr aktiv. W. Hafen sollte als Basis wohl zerstört werden. Er startete im Januar 41 mehrere Großangriffe

und wir kamen tüchtig zum Einsatz. 593 Schuss waren am 16.1.41 unser Höchsteinsatz an meinem Geschütz. Die Rohre glühten. Zeitweise Sperrfeuer in den Planquadraten war die einzige Abwehrmöglichkeit. Es war ein gewaltiges Feuerwerk, wenn alle Batterien schossen. Mit dem Fernglas konnte man beobachten, wie die Bomben in die Stadt fielen. Morgens war die Geschützbedienung auch fertig. Doch die Rohre mussten gereinigt werden vom Pulverschlamm, eher gab es keine Ruhe. Unser Unteroffizier musste auf Sportschule und ich musste das Geschütz selbst führen. Man war dann für alles verantwortlich. Die Geschütze waren durch die viele Schießerei ziemlich ausgeleiert in den Lagern und das Rohr musste ausgewechselt werden. Das neue Rohr war mehrteilig. Wir bekamen auch einige Zeit Baltendeutsche zur Ausbildung. Leute, die kaum richtig deutsch konnten, auch nicht richtig schreiben und lesen. Der Maat Protze sollte sie ausbilden. Ich wurde sein Gehilfe. Eine schwierige Aufgabe. Sie durften auch nicht hart angefasst werden. Wir mussten neben der Waffenausbildung Lesen und Schreiben mit ihnen üben. Maat Protze war ein guter Kerl und wir haben uns beide viel Mühe gegeben unserer Aufgabe gerecht zu werden. Diese Kerle sofften wie die Löcher, immer den klaren Schnaps. Einer fiel sogar mal aus der Koje im zweiten Stock, hatte sich aber nichts getan.

Es kam der Tag, an dem die SU überfallen wurde. Ich habe niemanden gehört, der davon begeistert war. Im Gegenteil, viele meinten, wenn das man gut geht. Maat Protze und ich mussten mit den Baltendeutschen auf die Insel Wangerooge, ein Übungsschießen durchführen. Es waren 10 schöne Tage auf der Insel. Es waren dort nur wenige Einwohner, aber sehr viel Soldaten. Eine Jagdstaffel war dort auch stationiert. Als Auszeichnung für unsere Ausbildung erhielten wir einen Sonderurlaub. 14 Tage zu Hause. Den Maat Protze habe ich nicht wieder gesehen. Er war im Urlaub erkrankt und ganz plötzlich verstorben. Hier lernte ich Sonja G. kennen, eine Musikstudentin aus Berlin. Sie wohnte bei meinen Eltern als Sommergast. Sie suchte gleich die Bekanntschaft mit mir. Ein gut gewachsenes hübsches Mädchen von 18 Jahren. Ihre Mutter war eine Lettin, die einen Deutschen geheiratet hatte. Es wurden herr-

liche Urlaubstage. Ich hatte das Boot aufgetakelt und sie wollte immer mitfahren, manchmal sind wir dann auch im Schilf gelandet. Die Rückfahrt ist mir sehr schwer gefallen, ich konnte gar nicht wieder davon loskommen. So eine Frau konnte einen jungen Menschen schon verrückt machen. Nach meiner Rückkehr aus dem Urlaub wurde ich Ob. Gefr. und abkommandiert auf die Unteroffiziersschule nach Groningen in Holland. Groningen war eine große Stadt ungefähr wie Stralsund. Der Dienst war sehr hart und anstrengend. Trotzdem bin ich immer ausgegangen, wenn es möglich war. Es gab so viele nette Mädchen, da lachte einem das Herz. Bald hatte ich eine kennengelernt. Sie hieß Grietje und sprach auch ganz gut deutsch. Ein blondes Mädchen und ich habe schöne Stunden mit ihr verlebt. Leider musste sie fort von Groningen und ich habe sie dann nicht wieder gesehen. Der Dienst war so hart, das ich schon aufgeben wollte, aber der und ausbildende Maat hat mir Mut zugesprochen, ich würde es schon schaffen. Es war an manchen Tagen die reinste Schinderei. Zu essen bekamen wir genug und auch in der Stadt gab es vieles, was es in Deutschland nicht mehr gab. Ansonsten war Holland ein sehr sauberes Land und seine Menschen gefielen mir. Manche deutsche Soldaten haben sich aber dort nicht sehr gut benommen. Ich lernte dann nacheinander einige Mädchen kennen. Eine war dabei, die mir besonders zusagte. Sie hatte viele Sommersprossen, aber wenn sie lachte, ging die Sonne auf. Sie wohnte außerhalb von Groningen.

Als letzte lernte ich Trudi H. kennen. Ich glaube, wenn ich dort geblieben wäre, mit ihr wäre es mehr geworden. Sie entsprach so meinen Vorstellungen. Sie wollte nach Deutschland nachkommen, aber ich wusste nicht einmal, ob ich in Deutschland bleiben würde. Sie war zu schade, dort irgendwie zu versumpfen. So habe ich es ihr ausgedet. Ich wusste nicht, was mir die Zukunft bringen würde. Die Kommandierung ging nach Deutschland in eine Durchgangskompanie in Zeven, ein Luftkurort zwischen Bremen und Bremervörde. Eine einsame Gegend. 1000 Mann waren dort untergebracht in einem Barackenlager. Laufend waren Abgänge und Zugänge. Wir, inzwischen war ich Maat,

Dienstgrade der Kriegsmarine

Rang- klasse	Schulterstücke bzw. Klappen	Ärmel- abzeichen	Sonstiges
Generaladmiral			
Admiral			
Vizeadmiral			
Konteradmiral			
Kapitän z. See			
Fregattenkapitän			
Korvettenkapitän			
Kapitänleutnant			
Oberleutn. z. See			
Leutnant z. See			
Stabsmusikmeister			
Ob-Musikmeister			
Musikmeister			
Oberfähnrich			
Oberfeldwebel			
Feldwebel			
Fähnrich			
Obermaat <small>(hier Obersteuermannsmaat)</small>			
MAAT <small>(hier Bootsmannsmaat)</small>			
Stabsgefreiter			
Obergefreiter			
Gefreiter bzw. Oberstabsmatrose			
Stabsmatrose			
Obermatrose			
Obermaler USK			
Matrose			
Bootsmannslehrling			

hierzu die entsprechenden goldfarbenen abzeichen

mit silbernen bzw. u. u. abzeichen - in gold. abzeichen

Epauletten, nur zur großen Uniform

Doich oder Marinesäbel

Ohne Seitenwaffe

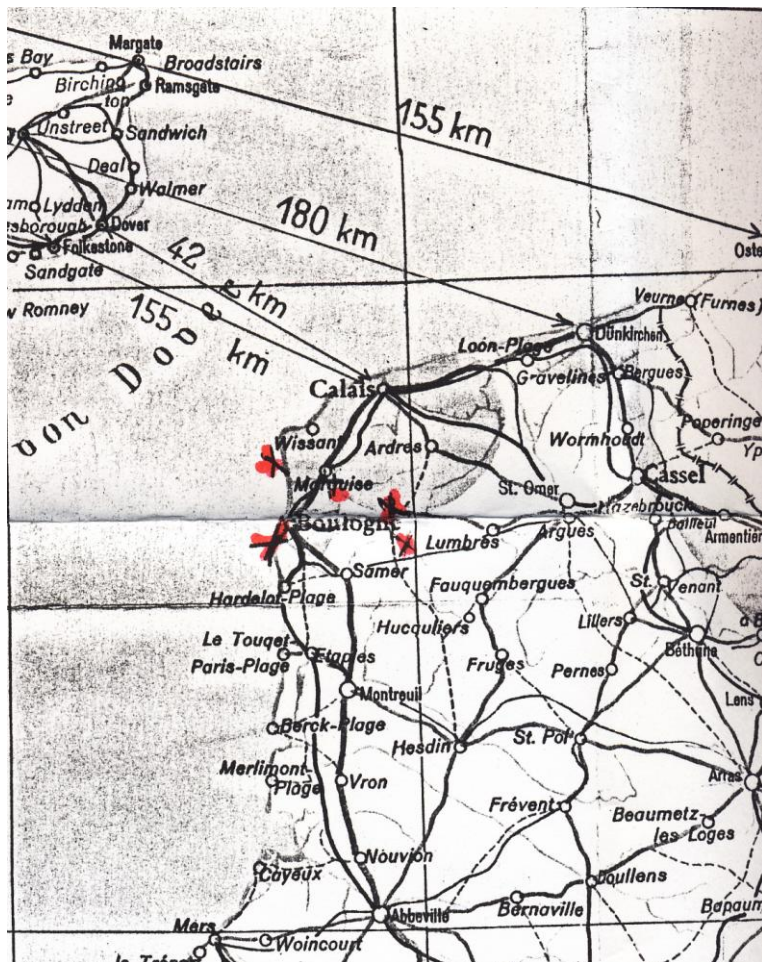
mussten uns mit den Leuten beschäftigen. Hauptfeldwebel Budde sah auf strenge Disziplin. Später wurde die Durchgangskompanie geteilt und ich kam mit einem Teil der Unteroffiziere zu der 5. Kompanie mit Hauptfeldwebel Walther. Ein Mann mit äußerst strenger Disziplin. Er war selten guter Laune und schlecht zufrieden zu stellen. Wir mussten uns intensiv mit Gruppen in Zugstärke befassen oder Aufsichtsposten bei allen möglichen Kommandos übernehmen. Am liebsten hatte ich Kartoffelschälkommando zusammen mit den Frauen aus der Stadt Zeven. Da ging es immer etwas lebhaft zu, natürlich im Rahmen des Dienstes. Ansonsten wurden militärische Themen gepaukt, die uns und den Leuten zum Halse heraus hingen. Wenn keine Vorgesetzten in Sicht waren, haben wir uns lieber über alles Andere unterhalten. Der Dienst wurde genau nach Plan angepiffen und durchgeführt. Einmal hatte ich U.v.D. und bekam auch den Dienstplan. Ich sah in mir an und stellte fest, dass etwas falsch aufgeführt war, ich wusste, dass an diesem Tag, der dort angeführt war Dienst nicht in Frage kam. Aber Hauptfeldwebel Walther hatte ja unter-

schrieben. Ich piffte ihn so an, wie es drauf stand. Aber es dauerte nicht lange, da kam zornschraubend HF Walther an. Schnauzte mich an, der Dienstpfeiff wäre falsch. Ich meldete vorschriftsmäßig, laut Dienstplan wäre das so angesetzt. Zornig lief er zur U.v.D. Bude wo der Dienstplan lag und musste feststellen, dass meine Meldung stimmte. Er stürmte zurück zur Schreibstube und hat dort seine Schreiberlinge angeschnauzt und in ganz kurzer Zeit erhielt ich einen neuen, den richtigen Dienstplan. Ich musste auch zweimal mit großer Wache als Wachhabender (32 Mann, 1 Hornist) Unteroffizier aufziehen. So etwas kostete immer Nervenstärke und man musste sich sehr zusammennehmen, dass auch alles klappte. In Zeven war nicht viel los. Zu viele Soldaten bei 3000 Einwohnern. Ich bin mit meinem Kollegen Eduard G. oft in die andere Richtung gegangen, dort lagen einige kleine Dörfer, so mit einem Gasthaus. Ich lernte dort Waltraut F. kennen, eine Tochter des dortigen Lehrers. 20 Jahre war sie alt und besuchte die Handelsschule in Bremervörde. Sie hatten zu dieser Zeit gerade geschlachtet und ich sollte immer mit rein kommen, aber ich habe es nicht getan, ich wollte keine engere Bindung, wenn gleich mir das Mädchen sehr gut gefiel. Die Dörfer lagen sehr weit auseinander. Mein Kollege Eduard G. hatte mal hier und mal dort ein Mädchen und am Ende bekamen 2 ein Kind von ihm. Ich ging ab und zu auch mal nach Zeven, wo in der Nähe eine Munitionsfabrik war, wo viele Mädchen arbeiteten. Eine lernte ich durch Zufall kennen. Sie war ganz anders wie die Andere. Suchte man etwas mit den Händen, fing sie an zu seufzen und wurde ganz schwach. Und dann kam immer das, was kommen musste. Sie war aus einer kleinen Stadt bei Braunschweig. Bei so viel Temperament kam mir die Andere dann immer recht kühl vor. Die verlor nie die Übersicht, obgleich ich es mir manchmal gewünscht hätte. So vergingen einige Wochen und Monate. Eines Vormittags erschien der Schreibstubenhauptgefreite bei mir und erzählte, ich würde abkommandiert und wieder von der Laufbahn eins übernommen. Ich würde zum Bootsmaat umbenannt und abkommandiert nach W. haven. So kam es dann auch. Ich konnte mich kaum noch von den Mädchen verabschieden, da ging es schon

los. In W.haven wurde ich in der Jachmannkaserne untergebracht. Es war ebenfalls eine Durchgangskompanie. 60 Unteroffiziere waren dort, meist von großen Schiffen. Ich bekam wieder eine blaue Uniform. Hier waren ebenfalls an die tausend Matrosen untergebracht. Hier musste ich ebenfalls mit großer Wache als Hauptwachhabender aufziehen. Hier kam zu allem Anderen noch der Fliegeralarm hinzu. Was man da alles beachten musste, die Arrestzellen usw.. Kam ein Admiral, musste die Wache heraustreten und ich musste Meldung machen. Die Maate von den großen Schiffen hatten von sowas überhaupt keine Ahnung. Wenn man zum U.v.D. eingeteilt wurde, war es noch schlimmer. 600 Landgänger mit verschiedenen Zeiten mussten ein- und ausgetragen werden. Bei Fliegeralarm musste man eine Menge Telefonnummern anrufen. Sämtliche 5 Korridore mit den Unterschriften kontrollieren, ob auch niemand in den Stuben geblieben war. Dazu hatte ich drei Matrosen vom Dienst als Helfer.

Zum Glück war während meines Aufenthalts in der Jachmannkaserne nicht so sehr oft Fliegeralarm. Ein Mädchen hatte ich auch. Sie war lieb und nett, stammte aus Schlesien. Mit ihr wollte ich mich treffen am Tage meiner Abkommandierung, aber es ging so schnell, das daraus nichts wurde. Ich musste zum 2.A d. N kommen, wo man mir meine Umbenennung begründete. Auf Grund meines Berufes, hat man mir erklärt. Sie hat nichts mehr von mir gehört und ich nicht von ihr. Ich hatte ihre Adresse nicht und meine stand noch nicht fest. Mein Ziel war der Stab einer Sicherungs-Division am Kanal bei Boulogne in Frankreich. Die Reise ging über Holland, Belgien nach Frankreich über Paris. Ich war noch nie im Ausland gewesen und so habe ich mich auch prompt verfahren, ich war eingeschlafen und als ich aufwachte fuhr der Zug in Richtung der großen Hafenstadt Berck. Ich meldete dem Bahnhofsoffizier mein Pech, aber der meinte, so schlimm wäre das nicht, ich sollte mir man die Stadt ansehen, er würde mir eine Bescheinigung ausstellen und abends ginge ein Zug nach Paris ab. Ich habe mir die Stadt auch angesehen, die aber zum Teil zerbombt war. Dann ging es nach Paris. Ich hatte schon viel davon gehört. Auch hatte ich ein weiteres Missgeschick. Ich war mit der

Metro aus Unkenntnis der Sprache zu weit gefahren, bis Endstation. Also musste ich zurück laufen zum Bahnhof Montparnasse und dann noch mit vollgepacktem Seesack. Ich wusste nicht einmal, ob ich auf der richtigen Straße war. Es kam dann eine Straßengabelung und welche sollte ich nun gehen? Ich wusste nicht mehr ein noch aus, nachts um 12 Uhr! Es war mir klar, wäre ich nachts in Paris überfallen worden, wäre es aus gewesen mit mir. Es kam dann ein Zivilist und den sprach ich auf Deutsch an, und hatte diesmal Glück. Der Mann konnte deutsch und hat mir den Weg genau beschrieben. Ich habe mich sehr bei ihm bedankt. Bin dann auch wohlbehalten an dem besagten Bahnhof angekommen. Bekam vom Bahnhofsdienst sogar noch einen Teller Suppe, nachdem ich der deutschen Schwester meine Lage geschildert hatte. Morgens ging dann der Zug ab nach Boulogne. Boulogne war eine Hafenstadt und der Bahnhof nicht heil. Von hier musste ich zum Stab, der irgendwo in einem Waldgebiet war, aber wie dort hinkommen? Die nächste Bahnstation war Wimille, aber dann war Schluss, der deutsche Bahnvorsteher kannte den Weg zum Stab, aber er wusste nicht, ob da noch ein Wagen fahren würde. Was nun tun? Ich war schon den dritten Tag unterwegs. Ich musste wieder laufen. 1 1/2 km war ich so ungefähr gelaufen, da konnte ich nicht mehr. Der Seesack wurde immer schwerer. Ich habe mich hingesetzt, es war mir alles egal. Nach einer viertel Stunde hörte ich Motorengeräusch und dann näherte sich ein kleiner Lieferwagen, die auch anhielten und nach meinem wohin fragten. Sie wollten ebenfalls dorthin und nahmen mich mit. Wie war ich froh. Nach kurzer Zeit hatte ich mein Ziel erreicht. Es war ein kleiner Ort mit einem großen Schloss. Ich meldete mich bei dem diensthabenden Offizier und bekam meine Unterkunft zugewiesen. Am Tag darauf musste ich zum Verwaltungsoffizier einem Korvettenkapitän Arp. Drei Tage waren ihm zu lange unterwegs von Deutschland bis Nordfrankreich. Nun, ich fragte ihn, ob ich meine Reise vortragen dürfte, er gestattete es. Ich habe offen und ehrlich alles gesagt. Habe auch gesagt, wenn ich dafür bestraft werden müsste, dann müsste ich auch zufrieden sein. Aber er hat es dann doch geglaubt und mir das Geld ausgezahlt. Ich musste mich dann beim



Stabszugführer Oberleutnant Vorl melden und bekam mein Aufgabengebiet zugeteilt. Ich wurde eingesetzt als Hausmeister, als Ablösung für einen alten Hauptgefreiten. Mir unterstanden aber auch noch über 20 Matrosen für den Dienstbetrieb, meist ältere Leute. Es war ein großes Aufgabengebiet. Ich musste sehr vielseitig sein, für alles im und am Schloss war ich verantwortlich. Es war 1612 erbaut. Es war wieder mal ein ganz neues Arbeitsgebiet, was ich noch nie gemacht hatte. Ich war dem Hausoffizier, einem Kapitänleutnant Schober direkt unterstellt. Wenn ich Schwierigkeiten hatte, konnte ich mich an ihn wenden. Doch der Mensch gewöhnt sich an alles, bald war ich eingearbeitet. Ich verwaltete auch viele Utensilien und Verbrauchsgegenstände, wie Seife usw.. Die einzelnen Räume der Offiziere mussten immer in Ordnung und mit allem versehen sein. Die Abdunkelung des Schlosses hat mir oft viel Sorgen gemacht. Es musste alle 100 % ig sein, denn von diesem Stab aus wurden sämtliche Operationen im Kanalgebiet geleitet. Chef war ein Kapitän zur See,

Bramesfeld, ein älterer hagerer Mann. Ich war zusammen mit einem Feuerwerksmaat in der ehemaligen Gärtnerwohnung untergebracht. Ich verwaltete auch die kleine Bibliothek. Ich bekam den Auftrag die Befestigungsanlagen rund um das Schloss zu verstärken. Den Drahtverhau und die MG Nester auszubauen. Es war ziemlich schwierig, denn das Schloss hatte einen großen Park mit vielen Bäumen. Im Ernstfall wäre eine Verteidigung wohl kaum möglich gewesen. Ich habe den Auftrag so gut ich konnte mit meinen Matrosen ausgeführt. Ich hatte ja auch nicht viel Ahnung von solchen Dingen. Aber es ging wohl hauptsächlich um Partisanen.

Nachts gingen wir schwer bewaffnet Streife. Wir haben aber nie etwas bemerkt. Allerdings wurde der Posten am Haupttor einmal beschossen, was natürlich verschärfte Maßnahmen auslöste. So vergingen dort die Tage. Die Unteroffiziere aßen alle gemeinsam in einem Raum, der von zwei jungen Französischen in Ordnung gehalten wurde, sie gaben auch das Essen aus. Die eine, sie hieß Marie, war mir besonders zugetan und ich konnte kaum ein Wort ihrer Sprache. Sie waren 12 Kinder zu Hause. Ihre Mutter hat auch für Soldaten Unterwäsche gewaschen. Leider war Marie nicht hübsch, eher das Gegenteil, aber sie hatte so ein nettes Wesen, das man sie trotzdem gern haben musste. Es hörte sich allerliebste an, wenn sie meinen Vornamen aussprach. Ich gab dann meine Unterwäsche auch mit zu ihrer Mutter, denn sicher hatte sie jeden Frank nötig, trotzdem ich immer zur großen Wäscherei nach Wimille mit Bettwäsche, Handtücher und dergleichen mehr fuhr. Marie brachte mir die fertige Wäsche dann immer auf mein Zimmer und meistens war ich alleine. Sie hatte so viel Vertrauen zu mir, dass sie sich oftmals zu mir aufs Bett setzte. Ich war auch nicht aus Eisen und viel an hatte sie auch meistens nicht. Ich habe mich oft bezwungen, denn wozu hätte

das gut sein sollen. Aber ich glaube sie wollte es so. Ich hatte immer den Eindruck, dass es sie bedrückte, wenn sie wieder so gegangen ist. Die liebe Marie, hoffentlich hat sie doch noch einen guten Mann bekommen. In Boulogne und Wimille gab es auch die für die deutschen Soldaten eingerichteten Fremdenhäuser. Dort war immer Hochbetrieb. Anfangs bin ich nicht hingegangen, später dann auch. Oft war dort Andrang und das mochte ich nicht. Die Frauen dort waren gut gewachsen, jung und hübsch, es konnte einem Mann schon reizen, dort hinzugehen. Schnell waren die moralischen Grundsätze über Bord geworfen. Viele junge Menschen sind dort zum ersten Mal mit solchen Frauen in Berührung gekommen und bekamen einen falschen Eindruck von dem Verhältnis des Mannes zur Frau. Viele ließen dort ihr ganzes Geld. Aber wer wollte ihnen das übelnehmen, mancher von ihnen hatte nur ein kurzes Leben. Der Schlossteich war ziemlich breit und ging rund um das Schloss mit einem Übergang. Es waren eine Menge Karpfen darin. Es wurde viel geangelt. Es waren Schuppenkarpfen. Ich erhielt ein Zugnetz, was ich zu Recht machen musste. Beim ersten Zug war nichts darin. Er lief immer wieder raus, so schnell konnten wir gar nicht ziehen. Ich ließ damit aufhören. Habe dann eine Verengung, eine sogenannte Kehle, innen in das Zugnetz eingearbeitet. Der Erfolg waren ungefähr 50 kg Karpfen. Der zweite Zug damit brachte so an die 75 kg. Das Hallo war groß. Es waren 6 - 7 Pfünder dabei und die Offiziere ließen sich damit fotografieren, wenn auch die Uniform durch den zappelnden Fisch beschmutzt wurde. Es gab dann großes Karpfenessen für den gesamten Stabszug. Die Offiziere meistens Karpfen blau und die anderen gebraten. Aal war in dem Schloss-teich auch drin, er schmeckte allerdings etwas modrig. Ich hatte mir eine Klamm Angel, so 150 Haken von zu Hause schicken lassen. Mit Regenwürmern haben wir sie dann ausgelegt. Es war eine Menge daran. Ich hatte beim Heben viele Zuschauer. Die Küche hat den meisten Aal gebraten. Es war schon etwas Gutes. Zu meinem Dienstplan, ich sagte es schon, gehörte alle Arbeit um das Schloss, innen und außen. Ich war für alles verantwortlich. Das Schloss gehörte einer französischen Gräfin, sie hatte noch sechs davon. Die Leute, die ich für

die laufenden Arbeiten hatte, waren meist ältere Matrosen oder solche, die man nirgends weiter gebrauchen konnte. Es waren sonderbare Typen darunter. Manche kamen aus abge-legenen Gegenden Deutschlands, waren zum ersten Mal mit dem Zug oder Bus gefahren, als sie einberufen wurden. Einer hatte immer den Rosenkranz unter dem Kopfteil und wann irgendwo geschossen wurde, stellte er das Gewehr beiseite und hat gebetet. Ein anderer band sich ein EK II als Ritterkreuz um den Hals. Oder einer legte als Posten auf den Kontrolle machenden Maat an, so dass der in Deckung gehen musste. Aber es waren auch andere Intelligente dabei. Partisanen waren auch in diesem Gebiet. Wir mussten oft Nachtstreife gehen, wie ich schon sagte, aber gesehen haben wir nie etwas davon. Es waren einige Obstplantagen um das Schlossgebiet. Mein Stubenkollege und ich haben uns eines Nachts einen halben Sack voll geklaut und auf den Boden der Gärtnerwohnung gebracht. Es war natürlich Diebstahl, aber wir wollten auch immer mal einen Apfel essen und bei den vielen Bäumen ist das gar nicht aufgefallen. Mein Vorgänger hatte über nichts Kartei geführt, es war ein tolles Durcheinander in der Last, wo Decken, Bettwäsche, Handtücher, Bürsten, Besen und überhaupt alles lag, was so täglich gebraucht wurde. Ich habe dann alles aufgenommen. Es gab 320 Wolldecken, die nirgends aufgeführt waren. Laken und Bezüge noch gebündelt mit blauen Bändern und Schleifen und Frotteehandtücher in großen Mengen. Hier war ein reiches Arbeitsgebiet, diese Dinge zu zählen und aufzunehmen. Wenn ich etwas brauchte, musste ich zur Stadt fahren zur Standort-versorgung in Boulogne. Auch Kohlen musste ich holen. Eines Tages, ich kam vom Kohlen holen, verspürte ich ein Brennen am linken Fuß, es wurde immer stärker. Eine Entzündung zwischen dem kleinen Zeh und dem nächsten. Am nächsten Morgen konnte ich kaum noch gehen. Die Leistendrüsen waren schon angeschwollen. Der Sanitäter schickte mich ins Revier. Dort stellte man eine starke Blutvergiftung fest, ich musste liegen. Elf Tage habe ich dort zugebracht und dann war die Blutvergiftung zurückgegangen. Ich konnte aber noch nicht richtig gehen, ich kam zurück zum Stab. Am nächsten Tag bekam ich Halsschmerzen, die ganz schnell zunahmen.

Ich bekam hohes Fieber und musste zurück zum Revier, wo man Verdacht auf Diphtherie feststellte. Mit 40,5 Fieber wurde ich ins Lazarett H. eingeliefert, wo man dann auch nach einem Abstrich Diphtherie feststellte. Ich kam in ein Isolierzimmer in dem sich schon ein Mann befand. Ich wusste gar nicht mehr richtig, wo ich war. Erhielt dann Spritzen und am nächsten Morgen war mir besser. Auch das Fieber ging zurück. Mein Fuß hatte noch einen Verband und die uns versorgende Schwester fragte, was ich daran hätte. Ich sagte es ihr und sie wurde ganz aufgeregt und holte sofort den Arzt. Man befürchtete Wunddiphtherie. Die Schwester hat den Fuß dann immer versorgt und langsam ist er mitgeheilt. Fünf Wochen hatte ich den Fuß nicht bewegt und ich musste erst wieder lernen damit umzugehen.

Mein Leidensgenosse war ein Schwabe. Er hat mich immer gut unterhalten. Viele Frauenbekanntschaften waren dabei und er konnte es sehr eingehend schildern. Am liebsten hätte er die kleinen Französinen, die uns bedienten und den Raum säuberten, ins Bett geholt. Bei der Entlassung hatte er so zugenommen, dass ihm die Hose nicht mehr passte. Ich kam zurück zum Schloss. Musste beim Stabszugführer erscheinen, der mir sagte, ich würde abkommandiert zur Flotte, jedoch sollte ich vorher vier Wochen Urlaub erhalten zur Wiederherstellung meiner Gesundheit. Also es ging in den Urlaub. Ich erinnerte mich an meinem Urlaub von drei Wochen in dem vergangenen Sommer. Ein Urlaub mit Sonja G.. Die, als sie hörte ich wäre im Urlaub in Zempin, zwei Tage darauf ebenfalls in Zempin war und wieder direkt bei uns im Hause wohnte. Es wurde eine Zeit, die man im Leben so leicht nicht wieder vergisst. Sie mochte es gar zu gern, wenn wir aufs Achterwasser hinaus segelten. Dann drückte sie sich in meine Arme und es hätte wohl sonst wo hingehen können. Der Abschied wurde mir aber immer sehr schwer. Ich konnte das nicht immer ertragen. Ich habe sie nicht benachrichtigt, was sie mir später sehr übel genommen hat. Auf der Fahrt in den Urlaub erging es mir schlecht. Ich musste mit einem Urlauberzug fahren, der vollkommen überfüllt war. Ich konnte mit meinem Fuß schlecht so lange stehen und mir wurde übel.

Auf einer kleinen Station vor Braunschweig hielt der Zug und ich bin einfach ausgestiegen, habe mich auf eine dort stehende Bank gesetzt, mir war alles egal. Der Stationsvorsteher sah mich dort sitzen und kam zu mir. Na Soldat, sagte er, was machst du denn hier. Ich schilderte ihm meine Lage. In Kürze kommt ein D-Zug, sagte er, der hält hier kurz, wenn ich dann da einsteigen würde, meinte er, bis Braunschweig müsste das doch gehen. Ich darf aber mit dem Zug nicht fahren, sagte ich. Na ja meinte er, wenn eine Streife käme, müsste ich eben im Klo verschwinden, die Augen und Ohren müsste ich schon offen halten. Ich habe seinen Ratschlag befolgt und bin auch gut in Braunschweig angekommen, wo ich sowieso aussteigen wollte.

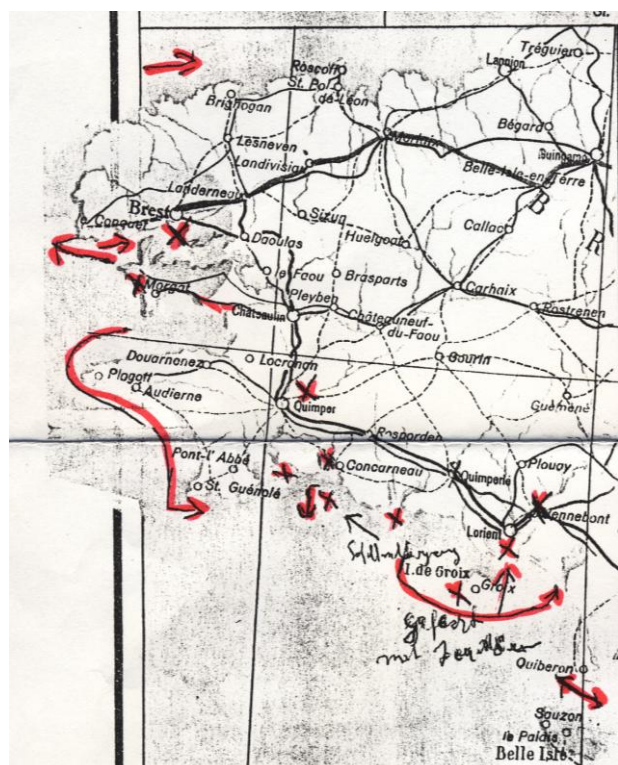
Hier wollte ich ein Mädchen besuchen, ein Mädchen, die wie schon erwähnt, ich in Zeven kennengelernt hatte. Sie arbeitete nun in einem Werk in Wolfenbüttel und wohnte in einer Kleinstadt in der Nähe von Braunschweig. In einer Umkleidekabine auf dem Bahnhof machte ich mich frisch und zog meine Ausgehuniform, die ich mithatte an. So machte ich mich auf den Weg. Zwar noch etwas humpelnd, aber sonst ganz in Ordnung. Schöppenstedt war eine Kleinstadt von 4000 Einwohnern und Soldaten der Marine kamen dort nicht oft hin. Ich suchte und fand die Straße und auch das Haus, wo das Mädchen wohnen sollte. Ein paar Mal bin ich vorbeigegangen, aber als sich bei den Nachbarn die Gardinen bewegten, musste ich mich hinein bemühen. War ja etwas eigenartig, die Situation. Ich klopfte, aber niemand meldete sich. Da hörte ich im Keller Geräusche, ich klopfte dort und eine junge Frau erschien und dann eine ältere Dame. Es waren die Schwester und die Mutter des Mädchens. Ich stellte mich vor und wurde von ihnen begrüßt und ins Haus gebeten. Hier erfuhr ich, dass das Mädchen erst zum Abend von der Arbeit kommen würde und ich sie am Bahnhof abholen könnte. Trotz meines Fußes machte ich mich auf den Weg. Es wurde natürlich eine sehr herzliche Begrüßung, denn das ich sie besuchen würde, damit hatte sie nicht gerechnet. Und die vielen Freundinnen, alle wollten sie sich diesen Matrosen aus der Nähe besehen. Von einer ihrer Kolleginnen im Werk hatte ich schon mal einen Brief bekommen. Sie hatte meiner Freundin die

Adresse abgesehen und wollte mit mir einen Briefwechsel beginnen, mit einem späteren Kennenlernen, wie sie schrieb. Sehr schön war das ja nun auch gerade nicht von diesem Mädchen. Wir kamen denn ja auch wieder zu Hause an. Es wurde ein fröhlicher Abend. Doch dieses Mädchen, sie war lieb und nett, sah gut aus, aber wie soll man es schreiben? Ich kam aus dem Krankenhaus und war diesem Ansturm kaum gewachsen. Da musste man, aber lassen wir diese Beschreibung. Ich war dann noch einen Tag da und sie ist dann bis Braunschweig mitgekommen, von wo aus ich dann weitergefahren bin, nach Hause. Unterwegs machte ich noch einmal Halt in Wolgast, wo ein Onkel wohnte, den ging ich noch kurz besuchen wollte. Er war aber nicht da. Ich wollte schon wieder gehen, da kam ein etwa 14jähriges Mädchen aus der oberen Wohnung und fragte, was ich wollte? Ich erkannte sie anfangs nicht, es war aber die Adoptivtochter vom Sohn des Onkels, sie hieß Irmgard und sah sehr nett aus. Sie lud mich ein nach oben zu kommen und eine Tasse Kaffee zu trinken, was ich denn auch tat. Ihre Mutter, die ich kannte, war auch da, und wir haben uns gut unterhalten. Doch ich musste über die Peene, dem Strom zur Insel, zum Zug. Irmgard fragte, ob sie nicht mitkommen könnte, und warum sollte ich nein sagen, sie war ja ein nettes Mädchen mit ein paar großen flinken Augen im Kopf. Ich merkte aber, sie wollte näher mit mir Bekanntschaft machen. Sie hatte sich auch gleich bei mir ein und so schritten wir ein verliebtes Paar über die Brücke zum Zug. Aber sie war immerhin erst 14 Jahre und das war mir doch nicht ganz geheuer. Beim Abschied nahm ich sie kurz in die Arme und sie gab sich so, dass ich merkte, es war alles dran an ihr, was einem Mann Freude macht. Ich musste versprechen bald wiederzukommen, was ich auch tat, denn ich hatte ja gegen niemanden irgendwelche Verpflichtungen im Heimatdorf. Zu Hause war die Freude groß, dass ich längere Zeit Urlaub hatte. Leider war es zu der Jahreszeit im März noch ziemlich kalt und ich hatte mit meinem Fuß noch immer einige Schwierigkeiten.

Nach ein paar Tagen machte ich mich dann auf, meine neue so junge Freundin zu besuchen. Vielleicht hätte ich es nicht tun sollen. Sicherlich war es nur so eine Jugend-

schwärmerei, wie es oft bei so jungen Mädchen vorkommt. Aber da ich im Ort kein Mädchen näher kannte, war es eine Abwechslung. Sie hat sich auch sehr gefreut, war gleich sehr anschiemig. Ihre Mutter, so schien es mir, sah die Freundschaft ganz gern. Jedenfalls dagegen war sie nicht. So ließ sie uns oft allein im Haus. Man soll es nicht glauben, aber ich hatte mich allmählich in dieses junge Mädchen verliebt. Sie verstand es schon ganz gut einen Mann verrückt zu machen. Trotzdem habe ich immer an mich gehalten, das Letzte zu tun. Sie war darin auch sehr standhaft. Sicherlich hätte ich es mit viel Raffinesse erreicht, aber das wollte ich nicht. Es ist mir manchmal sehr schwer gefallen, mich zu beherrschen. Sie hat es natürlich gemerkt und trieb es umso toller. Aber reagierte ich darauf, steckte sie gleich wieder zurück. Es war ein tolles Spiel. Sie besuchte mich sogar im Heimatort. So verging die Urlaubszeit und ich habe sie immer in Erinnerung behalten.

Zurückgekehrt zu meiner Einheit erhielt ich meine Abkommandierung zur Flotte, zu einer U. Jagdflottille. Zu der Zeit kamen dort 18 Marinehelferinnen an, die am Stab Dienst tun sollten. Der Hausmeister, mein Nachfolger hatte auch eine zugeteilt bekommen als Hilfe. Ich wäre lieber noch geblieben, aber was half es. Als ich beim Kapitän Arp, dem Verwaltungsoffizier, mir die Papiere holte, saß dort



auch so eine Helferin, ein hübsches Mädchen in Uniform. Sie saß ihm genau gegenüber, ziemlich unbequem und er konnte ihre Beine sehr weit hoch bewundern, ob es Absicht war? Aber ich musste reisen. Meine Fahrt ging durch die Bretagne nach einem kleinen Hafenort, einer Bucht, wo das Schiff vor Anker liegen sollte. Die Bretonen sind ein stolzes Volk und an den Küsten wohnen tüchtige Fischer und Seeleute. Es ist eine raue, oft steil aus dem Wasser aufragende Küste, mit manchmal karger Landschaft dahinter. Man sah noch viele Frauen mit den traditionellen Trachten, auch in den größeren Städten. Ich kam durch Quimper, wo ich Aufenthalt hatte. Habe mir Land und Leute angesehen. Auf dem Markt wurden Spitzengewebe, Decken und Deckchen verkauft und vieles andere mehr. An einem Stand bin ich immer wieder vorbeigegangen. Dort war eine so blitzsaubere Verkäuferin tätig, auch in so einer Tracht mit dem Häubchen auf, ich musste sie mir immer wieder ansehen. Sie war wie ein schönes Bild. Dunkle Haare umrahmten ein Gesicht, es zog mich immer wieder dorthin. Aber ich musste doch weiter und so kam ich denn auch in B. an. Musste wieder warten, mein Schiff lag zwar da, aber es fuhr noch kein Boot.

Endlich war es dann soweit und nun begann wieder ein neuer Abschnitt meines Lebens, die Seefahrt auf Kriegsschiffen. Es war der U. Jäger 1405. Beim ersten Wachoffizier einem Ob. St. W. musste ich mich anmelden. Frage eins war: "Wo gefahren?" Ich habe ihm gleich gesagt, wie es mit mir stand, was er zur Kenntnis nahm. Der Bootsmann, bei dem ich mich dann melden musste, war ein Maat und der zeigte mir dann meine Unterkunft und später weihte er mich in den Dienstbetrieb und meine Aufgaben ein. Ein ganz anderer Dienstbetrieb wie an Land. Wir hatten bald ein Manöver und liefen aus nach einem anderen Hafen. Es war eine leichte Dünung. Die erste Seefahrt für mich nach einigen Jahren an Land. Es würgte etwas im Halse, aber da der neue Hafen bald erreicht war, verging es wieder, ich habe mich aber schnell wieder an die Seefahrt gewöhnt. Wir fuhren V.P. und Geleitdienst. Ich hatte bald begriffen, worum es im Dienstbetrieb an Bord ging. Meine Gefechtsstation war die auf der Back stehende 10,5 Kanone. Ansonsten musste ich meine Wache gehen. Die seemännischen Fertig-

keiten kannte ich sehr gut, schon aus der Fischerei und Waffentechnik kannte ich ja auch eine ganze Menge. Trotzdem waren eigentlich Unteroffiziere genug an Bord. Nachdem wir im Hafen Berck eingelaufen waren, wir lagen dort einen Tag, wurde ich abkommandiert auf U Jäger 1408.

Hier wurden mir gleich neue Aufgaben übertragen, unter anderem die Muni - Last zu betreuen. Später kam die achtere Munistation dazu und die Beschaffung der Verpflegung mit der monatlichen Berechnung. Gefechtsstation blieb das 10,5 cm Geschütz auf der Back. Fast in jedem Hafen musste ich nun Verpflegung fassen, wenn dort ein Verpflegungsamt war. Mein Vorgänger hatte mich gut eingewiesen und so kam ich mit dieser, mir dieser nie ungewohnten Arbeit gut klar. Es war ja alles vorgeschrieben, was jedem Mann an Bord pro Tag oder Woche zustand, auch geldmäßig. Jeden Monat musste ich mit dem Flottillenstab abrechnen. Der O. St. war der Verpflegungsoffizier. Wenn ich merkte, dass ich mit dem Geld gut auskam, habe ich auch mal bessere Sachen, wie kleine Büchsen Gänseleberpastete und dergleichen eingekauft. Oft haben wir auch, wenn wir sonntags im Hafen lagen, Kuchen gebacken. Die Mannschaft war immer sehr dankbar dafür. Aber wie schon gesagt, nur wenn plus war, denn ich habe stets sehr darauf geachtet, nicht ins Minus zu kommen. Der O. St. fragte nur immer, können wir uns das leisten Tiefert? Aber ich habe viele Durchgänge, die wir manchmal im Hafen hatten und die von uns mit verpflegt wurden mitgeführt, und so hat das immer geklappt. Für jeden Seetag, und es waren immer so 22-24 im Monat, erhielten wir 10 g Kaffee oder 4 g Tee, und das reichte aus. Bei Nachtfahrten mit voller Wache, wurde auch oft eine heiße Brühe oder Tee mit Rum und auch Schokolade, usw. ausgegeben zur Aufmunterung der Gemüter. Kommandant war ein Ob. Ltn. ein Freiherr v. L., ein guter Seenoffizier aus dem ersten Weltkrieg. Wie man sagte, ein sehr guter Navigator. Er wusste es zu schätzen, wenn man seemännisch einigermaßen auf der Höhe war, stand auch für seine Matrosen ein, wenn sie mal was ausgefressen hatten, wenn sie sonst ihren Dienst vorbildlich versahen. Er hatte angeblich nur einen halben Magen, trotzdem nahm er ziemlich Alkohol zu sich, wenn es so passte.

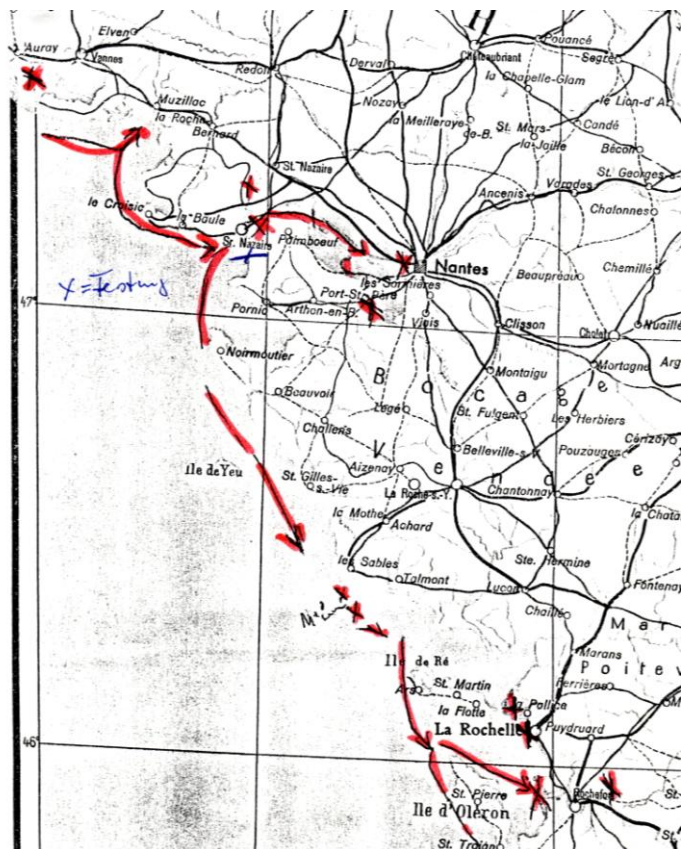
Was nicht gut war an ihm, wenn auch menschlich verständlich, waren die Frauen, oft Krankenschwestern und Helferinnen, die, wenn wir nachts im Hafen lagen, er bei sich hatte und morgens, wenn die Matrosen Rein-Schiff machten, von Bord gehen ließ. Vor dem Hafen Concarneau lagen wir einige Male vor Anker. Einmal war dort eine Revue - Balletttruppe, die dort auftrat, sie sollte aus Paris sein. Wer wollt und wachfrei war, konnte daran teilnehmen. Ich war wachfrei und konnte so mit der Barkasse mit den Anderen mitfahren, allerdings hatten wir Order, sofort nach Beendigung der Veranstaltung an Bord zurückzukehren. Die Vorstellung fand in einem Hotel mit einem großen Saal statt, mit einer Bühne. Es war so eine Art Theatersaal. Es traten auch noch einige Varieté- und Artistengruppen auf. Aber das Beste war doch das Ballett, es war oben ohne. Ein vergnügender Anblick. Sie traten mehrere Male so oben ohne auf und es waren auch wirklich hübsche Frauen. Natürlich gab es viel Beifall. Mir persönlich gefiel besonders Eine. Sie tanzte immer an der einen Seite. Es waren wohl so an die 24 Frauen. In der Pause kamen sie auch in die Gänge und man konnte sie aus der Nähe betrachten. Aber die Eine war nicht dabei. Es war ja auch nur zum Ansehen, wir mussten doch sowieso wieder an Bord zurück. Ich traf dort noch einen, mir von der Schiffsartillerieschule bekannten Maat, er hatte dort eine Landdienststelle. Er hatte es gut. Es wurde noch lange von dieser Revuetruppe erzählt, es hatte die Gemüter doch erregt. War es verwunderlich? Junge Menschen im besten Mannesalter. Mancher würde den Krieg nicht überleben. Ich denke da an die beiden V.P. Boote unserer Flottille. Sie waren nachts zur Zeit der Invasion auf englische Kanonenboote oder Zerstörer gestoßen und da sie weit unterlegen waren, von diesen zusammengeschossen worden. Beide Schiffe sanken. Auf Flößen hatten sich 27 Mann der 70köpfigen Besatzung gerettet, die dann aufgefischt wurden. Ein Mann, ein Maat, war davon unverletzt. Hierbei kam auch ein mir gut bekannter Steuermannsmaat um, er hieß Leopold und war aus meiner Heimat bei Greifswald. Der Hafen Concarneau war ein Fischereihafen, es lagen dort französische Fischdampfer und sehr viele Kleinboote zum Makrelenfang. Es war immer nur ein Mann in

diesen Booten. Die Makrele wurde geangelt. Die Makrele wurde hier auch auf vielerlei Art verarbeitet und man konnte sie überall kaufen. Einmal hatte ich mir einen Rochen gekauft. Der Koch sollte mir ein Stück davon braten. Er tat es auch, nur hatte er die Pfanne voll Fett gemacht und den Fisch darin geschmort, ich kannte das nicht so. Es schmeckte aber ganz gut, nur sehr fett. Oft musste ich, wenn wir Fischereikontrolle führen, von den Kuttern Fisch kaufen. Mit dem Schlauchboot setze ich über, die Franzosen waren nicht sehr erbaut davon, nahmen aber lieber Geld als Schnaps oder Tabak. Ein Kutter wurde mal im Kriegsgebiet geortet, es war Windstärke 9-10, wir bekamen Einsatzbefehl und bekamen ihn auch in Sicht, er hatte sein Licht gelöscht. Nachdem wir einen Leuchtschirm geschossen hatten, machte er das Licht wieder an und musste dann nach Aufforderung mit uns fahren und im Schutz der Kreuzinsel vor Anker gehen. Auch von ihm haben wir Fisch gekauft.

Mit dem Ob .Lt. von Lottner haben wir auch viele Nachtfahrten längs der Küste gemacht und auch viele U. Boote auf den Atlantik geleitet, was oft gefahrvoll genug war. Manchmal liefen wir auch die Loire, den großen Fluss aufwärts nach Nantes einer großen Stadt, auch Klein Paris genannt. Dort war schon Einiges los. Eine ganze Straße mit Freudenmädchen gab es dort. Leider hatte ich viel Wachdienst. Auch musste ich einmal Streife durch dieses Freudenhausviertel gehen. Da gab es schon was zu sehen. Ein Mädchen fiel mir dabei besonders auf. Sie sah so jung aus und trug noch Zöpfe. Ich habe bedauert, dass ich im Dienst war. Einmal mussten wir ohne unseren Kommandanten fahren. Wir hatten Auslaufbefehl, aber wer nicht kam, war unser Kommandant. Wir sind dann ohne ihn gefahren und haben unseren Einsatz durchgeführt. Lagen danach dann, es war ein Geleitschutz für ein Schiff, längs der Küste in einer kleinen Bucht vor einem Hafen vor Anker. Ich hatte gerade Wache, da kam ein Anruf an uns von der Signalstelle. Es wurde uns mitgeteilt unseren Kommandanten an Bord zu holen. Wir haben ihn dann auch geholt und als er an Bord kam erstattete ich ihm, nach gebührender Ehrenbezeugung, die Meldung. Er nahm sie zur Kenntnis und ich erhielt den Auftrag zur Meldung an den

Halbflottillenchef auf dem Nachbarboot: „Kommandant an Kommandant: Melde mich von Dienstreise zurück“. Naja, so konnte man das auch nennen. Beim letzten Aufenthalt in Nantes gerieten wir in einen Bombenangriff, den wir mit viel Glück und 12 Verletzten überstanden. Unser Schiff war an den Aufbauten leicht beschädigt. Eine Bombe ging dicht am Schiff ins Wasser und die nächste in die Pier, es war gerade Ebbe. Wir lagen also zwischen diesen Bomben. Eine Winzigkeit anders ausgelöst und unser Schiff und der größte Teil der Besatzung darunter auch meine Wenigkeit, wären weg gewesen. Aber wir waren mit dem Leben davon gekommen. Ein Matrose war schwer verletzt, ist aber angeblich mit acht Knochenbrüchen am Leben geblieben. Das Schiff lag mit Schlagseite zur Pier, das Deck war an Backbordseite voll mit Pflastersteinen von der Pier. Der Kommandant hatte auch einige Pflastersteine ins Kreuz abbekommen. Einige Schotts und Eingänge waren eingedrückt oder verbogen. Wir waren, wie man so sagt, mit einem blauen Auge davongekommen. Es kam gleich wieder Alarm, aber da sind wir schnell, so schnell wie wir laufen konnten, zu einem in der Nähe befindlichen Eisenbahntunnel gelaufen, wo wir sicher waren. Wir sind dann nie wieder zu diesem Hafen gefahren. Ich wurde im Sommer 1943 auf die Schiffsartillerieschule Saßnitz kommandiert, musste dort einen Lehrgang mitmachen. Acht Wochen dauerte es. Es war eine schöne Zeit. Es herrschte zwar ein strenger Dienstbetrieb, aber abends konnte man ausgehen und Mädchen kennenlernen. Das Wiener Cafe mit einer holländischen Kapelle war ein beliebtes Ausgangsziel. Oft haben wir mit Mädchen am Bergabhang auf den dort aufgestellten Bänken gesessen. Es war immer ein herrlicher Ausblick von dort über den Hafen auf das Meer. Einmal ging ich mit einem Kollegen spazieren und wir kamen mit zwei Mädchen, die mit der Bahn gekommen waren, ins Gespräch. Sie wollten sich amüsieren und dort übernachten und suchten ein Zimmer. Sie konnten aber keines erhalten, wo sie auch fragten. Wie es sich dann herausstellte, waren sie beide Luftwaffenhelferinnen vom Flugplatz

Tutow. Wir sind mit ihnen gegangen. Aber wo nun über-nachten, das war die Frage. Unsere Landgangskarten gaben wir mit anderen mit. Es war gewagt, es hätte uns den Lehrgang kosten können. Wir haben dann jeder in zwei zusammengeschobenen Strandkörben übernachtet. Das Mädchen hieß Gisela, hat mich am nächsten Tag nochmal von ihrer Dienststelle angerufen. Habe aber sonst nie wieder von ihr gehört. Sonst habe ich dort nur flüchtige Bekanntschaften gehabt. Allerdings wollte Irmgard aus Wolgast mich besuchen mit Übernachtung, aber da es kaum Zimmer gab und ich die Sache nicht unnütz aufrühren wollte, habe ich abgelehnt. Da ich sehr gut auf dem Lehrgang abgeschnitten hatte, wollte man mich als Ausbilder für einen weiteren Lehrgang behalten, aber ich hätte dann auf meinen Urlaub verzichten müssen und das wollte ich nicht. So fuhr ich nach der Beendigung des Lehrgangs nach Hause nach Zempin, in den Urlaub für 14 Tage. Gleich unten dicht, wo die Boostausfahrt war, sah ich ein Mädchen auf einer Decke liegen. Die musst du kennenlernen, sagte ich mir. Es dauerte auch nicht lange und ich saß ebenfalls auf der Decke. Es war ein zierliches nettes Mädchen mit einem vollen Haarschopf. Für



das Segeln hatte sie nicht viel übrig, aber zu einer Verabredung für den Abend kam es dann doch. Sie war bei den Nachbarn zu Besuch und arbeitete in Peenemünde, dienstverpflichtet vom R.A.D. (Reichsarbeitsdienst). Leider konnte sie abends nicht lange bleiben, musste in das Heim zurück. Am nächsten Tag bin ich zu dem Heim gefahren, um etwas länger Ausgang für sie zu erreichen. Die Leiterin war eine freundliche Frau. Ich stellte mich vor, als enger Bekannter, so fast Verlobter des Mädchens und bat um die Ausgangsverlängerung. Nachdem sich in einem längeren Gespräch herausstellte, das ihr Mann ebenfalls bei der Marine war, wurde die Ausgangsgenehmigung gegeben. Wir verlebten schöne Urlaubstage. Nach Wolgast fuhr ich auch. Irmgard, jetzt 15 Jahre, war nicht da. Durch Zufall traf ich sie abends, es war schon dunkel. Sie bat mich sehr mit ihr zu kommen, sie wäre auch allein zu Hause, sie bot sich, ich hatte so den Eindruck, direkt an. Ich wurde stutzig. Warum sie so war, habe ich nie erfahren. Da ich mit dem Zug fahren musste, wenn ich nach Hause wollte, hab ich mich von ihr verabschiedet. Mir war eigenartig zu Mute, bei dieser ganzen Angelegenheit. Meine neue Freundin hieß M. und war sehr anschmiegsam. Doch gar zu schnell verging die Urlaubszeit. Nicht vergessen will ich, dass mich das Mädchen aus der Stadt bei Braunschweig besuchen wollte, sie kam aber nicht durch die Sperre zwischen Koserow und Zempin. Da mich die Posten kannten, wurde mein Bruder geholt, weil ich nicht zu Hause war. Er brachte sie in einem Hotel in Koserow unter. Meine Mutter machte mir schon Vorwürfe wegen der vielen Frauenbekanntschaften. Ich wäre überhaupt nicht mehr zu Hause. Ich musste sie ja nun besuchen. Sie hatte ein Zweibettzimmer gemietet. Wir gingen spazieren am Streckelberg und sie fand es sehr schön dort. Sie schaffte es auch diesmal wieder, sie war immerhin eine ganzseits volle Person. Aber nun hatte ich zwei, wenn auch die Andere zurückhaltender war. Abends gingen wir aus in Koserow ins Hotel Vineta. Dort waren viele Mädchen, die anfangen zu liebäugeln. Meine Freundin merkte es, trotzdem ich kaum darauf reagierte und wollte nach Hause, was wir dann auch taten. Es war schon anstrengend mit zwei Mädchen, eine musste ich ja immer für den

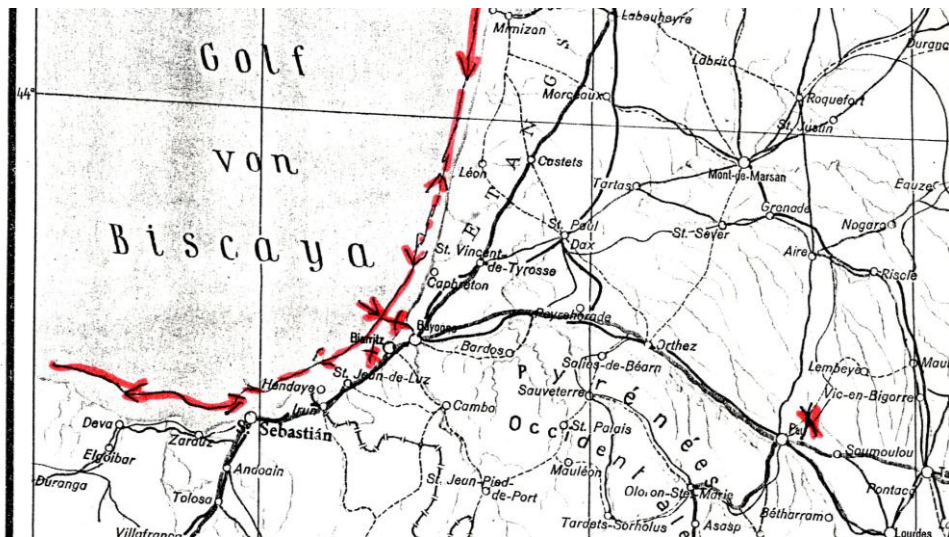
nächsten Abend vertrösten. Am nächsten Tag besuchte ich sie vormittags und sie kam mir in einem Bikini entgegen. Ich musste diesen natürlich begutachten, sehr handgreiflich. Doch mein Urlaub ging zu Ende. Ich verabschiedete mich von M. aus Peenemünde. Die Andere wollte mit mir zusammen nach Hause fahren. So geschah es dann auch. In Braunschweig musste ich auch von ihr Abschied nehmen. Ich habe sie nie wieder gesehen. In so einem Krieg waren das Schicksale. Ich glaube sie wäre für mich auch nicht die richtige Frau gewesen. Wir blieben aber noch eine Zeit lang im Briefwechsel. Nachdem ich wieder einige Tage an Bord war, bekam ich von dem Mädchen aus Peenemünde einen Brief, worin sie mir die Bombardierung durch die Engländer mitteilte und wie schrecklich es gewesen wäre. Sie wurden danach verlegt. An Bord war wieder derselbe Dienst, U-Geleit, V.P. und auch Fischereikontrolle. Aber das Schiff sollte in die Werft, musste überholt werden. Wir liefen nach Süden. La Rochelle war unser Ziel. Die Charente aufwärts nach Rochefort. Es kam eine Werftliegezeit von acht Wochen. Das Schiff wurde leer gemacht und dann begann das Rostklopfen, alles wurde überholt. Es war eigentlich eine schöne Zeit, man konnte abends ausgehen in die Stadt. Innerhalb der Werft war auch eine Kneipe, die „blaue Pflaume“ genannt. In ihr bediente eine Elsässerin, eine junge deutsch sprechende Frau, die noch dazu gut aussah. Sie hatte ein Kind von einem deutschen Unteroffizier, dem sie schon mal nach Deutschland nachgereist war und der nun hier in dieser Stadt war. Das Verhältnis zwischen den Beiden war wohl nicht ganz in Ordnung, denn ich habe den Mann nie mit ihr zusammen gesehen. In dieser Kneipe lernte ich durch den Maat M. eine Frau kennen, ich war ziemlich betrunken. Ich ging mit ihr in die Stadt, was ich nüchtern bestimmt nicht getan hätte. Die ganze Nacht wurde es, morgens um fünf Uhr habe ich diese Frau verlassen, ich war wieder nüchtern. Die Gefahr mit der Geschlechtskrankheit war groß. Am nächsten Tag bin ich unter einem Vorwand ins Lazarett gegangen. Dem Stabsarzt habe ich ehrlich alles erzählt. Er hatte großes Verständnis für mich. Mir wurde Blut abgenommen und er sagte, wenn nach 11 Tagen kein Bescheid käme wäre alles in Ordnung. Zum Glück kam kein Bescheid.

Zusammen mit einem Fähnrich Z.S. habe ich morgens immer Laufsport betrieben. Wir hatten zuletzt gesteigert auf fünf Kilometer. Der Fähnrich, er hieß Wolfgang Freiherr von Wieser, war ein prima Kamerad. Er war in Argentinien geboren, sein Vater war dort bei der deutschen Botschaft. Er war dort aufgewachsen und beherrschte die portugiesische Sprache. Er hatte eines Abends in der Stadt im Stadtpark eine Frau kennengelernt. Eine von denen fürs Geld und war auch mit ihr gegangen. Diese Begegnung mit so einer Frau hatte ihn ganz durcheinander gebracht. Ich hatte den Tag - Unteroffizier vom Dienst - und er musste sich zurückmelden. Er meinte er müsste sich sehr schämen, vor allem vor seiner Mutter, da er sich mit so einer Frau eingelassen hätte. Ich habe ihn getröstet, mit dem Hinweis, dass es im Krieg doch schon vielen so ergangen wäre. Er wurde später abkommandiert. Er hatte sich freiwillig zur U. Bootwaffe gemeldet. Hoffentlich hat er den Krieg überstanden. Er ist bestimmt ein guter Offizier geworden. Wir hatten oft mehrere Fähnriche an Bord. Sie machten Dienst auf der Brücke. Der eine, er hieß Liye, kam eines Nachmittags mit einem kleinen Kasten zu mir. Darin lagen 12-14 Angeln an einer Schnur behakt mit kleinen Käsestücken. Er sagte zu mir, er wolle damit Aal angeln. Ich bezweifelte, dass er damit welche fangen könnte. Wir haben noch gewettet, aber ich habe verloren, denn er hat wirklich zwei dicke Aale gefangen. Man lernt eben immer was dazu. Dieser Fähnrich L. hatte als Seekadett drei Jahre auf einem Segelschulschiff gefahren, nach Australien. Aber auf unserem Dampfer wurde er immer wieder bei Sturm seekrank und meistens so stark, dass er kaum seinen Dienst versehen konnte. Er war ganz verzweifelt darüber. Wir fuhren viel Vorposten längs der Küste, vor allem nachts, denn am Tage war es sehr gefährlich, wegen den englischen Jagdbombern. Sie griffen in großen Pulks an und haben manchen kleinen Verband versenkt. Hatten sie so einen Angriff überstanden, sahen sie meistens wie zersiebt aus, durch die Bordwaffen der Flugzeuge. Die Verluste an Menschenleben waren hoch. In dem einen von uns angelaufenen Hafen trafen wir zwei Boote total zersiebt, die noch schwimmfähig waren. 70% der Besatzung waren tot oder schwer verletzt. Sie hatten

noch einen Offizier und einen Maat. Ein Schiff unserer Flottille ging beim Geleit von auf Feindesfahrt gehenden U. Booten verloren. Es wurde von einem französischen Fischdampfer gerammt und sank sehr schnell. Bis auf sieben Mann wurde die Besatzung von dem Fischdampfer gerettet. Zu diesem Fall gab es noch eine Gerichtsverhandlung, um den Schuldigen zu ermitteln, da der eigentliche Kommandant in Urlaub war. Sein Stellvertreter war ein Leutnant E.. Nachdem was so erzählt wurde, ist dieser Offizier verurteilt worden und ein Oberfähnrich dazu, der das Schiff noch nicht allein führen durfte. Der Leutnant war zur Zeit des Unglücks nicht auf der Brücke, trotz der vollen Kriegswache, die bei diesen Unternehmungen immer Befehl waren. Da wir ohne Licht fuhren und die französischen Fischer beim Fischen beleuchtet waren, mussten wir ihnen ausweichen und das hatte der Oberfähnrich wohl nicht richtig eingeschätzt. Nachdem was erzählt wurde, sind Beide zu Haftstrafen verurteilt worden. Diesen Kommandanten einen O. Leutnant Wiemer bekamen wir auf 1408, denn unser Kommandant v. Lottner wurde nach Deutschland berufen, um wie es hieß, dort ein neues Schiff zu übernehmen. Dieser neue Kommandant war im Zivilleben Volksschullehrer gewesen. Kein schlechter Kerl, der viel für seine Besatzung tat. Unter ihm habe ich eines der schönsten Weihnachtsfeste der Kriegszeit erlebt. Er feierte mitten unter seinen Leuten. Wir erfuhren dabei einiges aus seinem Leben, zwei Schiffe hatte er schon verloren, würden wir das dritte sein? Viele meinten, nun wären wir dran. Unter diesem Kommandanten habe ich eine der stärksten Sturmfahrten mit Windstärke 11 mitgemacht. Wir liefen abends von Saint-Nazaire aus. Es war schon zu der Zeit recht stürmisch, es kam Befehl Strecktaue spannen. Das waren Sicherheitstau zum Festhalten bei überkommenden schweren Seen. Der Windmesser zeigte bald 9 - 10 an, es wurde immer stürmischer. Hinter uns fuhren ein Flottentender und ein Minensuchboot. In der starken Grunddünung arbeitete das Schiff schwer. Viele der Matrosen wurden und waren seekrank. Der Westwind steigerte sich nach Angaben der Brücke bis auf 11. Es wurde eine Höllenfahrt. Die beiden anderen Schiffe gaben auf und gingen hinter einer Insel B.J. vor Anker. Wir fuhren allein weiter, unser Ziel

war der Hafen Lorient. Es war Nacht geworden und man musste es sich vorstellen - Finsternis und dieser Sturm mit den mächtigen Seen. Ich selbst habe immer geglaubt, das Schiff bricht durch, wenn es in diese gewaltigen Brecher hinein rannte. Wir, meine Leute von der Steuerbordwache und ich, haben uns untergehakt unter die Back aufgehalten, damit nicht einer durch die dauernd überkommenden Wassermassen über Bord ging. Als wir dann die Höhe von Lorient erreicht hatten, konnten wir abdrehen bei Kentergefahr, aber dann wurde es ruhiger. Dieser Kommandant hatte anscheinend mit seinen Schiffen kein Glück. Nun waren wir vielleicht dran, viele sagten es. Es war auch so. Doch vorerst fuhren wir ja noch. Es ließ sich auch alles gut an. Eines Tages wurde ich zum Kommandanten befohlen. Ich meldete mich bei ihm und er eröffnete mir, dass ich abkommandiert würde auf das Schiff 1416. Ich sollte dort eine Bootsmannsstellung übernehmen. Die seemännische Nr.1. Es passte mir gar nicht. Ich sagte es auch mit dem Hinweis, es gäbe doch noch länger dienende Ob. Maate an Bord, wie z.B. der O. Maat H., der schon neun Jahre diente. Doch er wollte davon nichts wissen und sagte, es wäre ein Befehl vom Stab und er müsse sich fügen, anscheinend würden die dort ihre Leute kennen. Er hatte natürlich recht, denn der O. Maat H. war eine besondere Nummer und hatte schon einiges auf dem Kerbholz und da wollte man ihn in so einer verantwortlichen Stellung nicht einsetzen. Ich hatte mit diesem O. Maat zusammen eine Kammer und ihn gut kennengelernt. Er war selten nüchtern und hatte keine besonders gute Dienstauffassung. Er war aus Plauen im Vogtland und verheiratet. Seine Frau hieß Helene und nach jedem Urlaub wartete er darauf oder hatte, wie er sagte, darauf gewartet, dass nun ein Kind käme. Aber es war immer nichts. Ich musste also meinen Seesack packen. Es ist mir sehr schwer gefallen von diesem Schiff, wo ich so lange gefahren hatte, und wo ich alle kannte Abschied zu nehmen. Doch was half es, Befehl war Befehl. Ich meldete mich beim Kommandanten des neuen Schiffes, er war ein Leutnant von kaum 22 Jahren. Er wies mir meine neue Dienststellung an, ebenso der I.W.O. ein O. Steuermann von an die 50 Jahre. M., der Eiserne, hieß er unter den Matrosen.

Er hatte Alkoholverbot und führte nun einen eisernen Dienstbetrieb durch. Ich stellte mich den Matrosen als die neue seemännische N 1 vor und hoffte auf gute Zusammenarbeit. Die Matrosen waren alle noch sehr jung und fast alle freiwillig zur Marine gekommen. Ich war der drittälteste Mann an Bord mit meinen 24 Jahren. Der zweite seemännische Unteroffizier war der Bootsmaat Schamtes, von Beruf Bergmann. Er musste gerade sieben Tage Arrest antreten, da er sich eine Geschlechtskrankheit zugezogen hatte, irgendwo in Deutschland, als er auf Dienstreise war, so sagte er jedenfalls. Nachdem ich acht Tage auf diesem Schiff meinen Dienst versah, bekamen wir die Order mit einem Verband nach Süden in die Biskaya zu laufen und mit dem Auftrag die Erzdampfer, die für Deutschland aus Spanien Erz brachten, gegen U. Boote zu sichern. Der Chef der Flottille leitete die Fahrt selbst, was fahren in Kiellinie hinter dem Boot mit dem Flottillenchef hieß. Es war eine schöne Fahrt bei gutem Wetter und abends habe ich oft am Bug gestanden und mir die faszinierende Bugwelle angesehen. Viele Delphine gab es hier, ganze Herden begleiteten uns. Schossen oft wie Torpedos auf uns zu. Es war im Morgengrauen, einige Meilen vor dem Vorhafen von La Rochelle, ich stand neben dem Steuermannsmaat auf der Brücke, da ging kurz oder direkt hinter, dem vor uns laufenden Schiff eine Mine hoch, mit einer mächtigen Wassersäule. Das Schiff trieb gleich. Langsam liefen wir näher und es wurde uns per Sprachrohr mitgeteilt, dass das Schiff leck ist und wir längsseits kommen sollten, was dann auch mit der nötigen Vorsicht geschah. An der anderen Seite ging ein weiteres Schiff längsseits. Wir bekamen den Auftrag das Schiff zu unterfangen. Ein schwieriges seemännisches Manöver. Es bedeutete, dass wir diese Schiff, es war ein schon als U. Jäger gebautes Schiff und neu, zwischen uns tragen sollten, mit dicken Stahlrossen, die jeweils entgegengesetzt an der Reling Bordwand festgeschäkelt wurden. Einmal an Steuerbord und einmal an Backbord. Es klappte auch sehr gut. Fender waren vorher ausgebracht. Das an der anderen Seite festgemachte Schiff, es war 1411, musste genauso verfahren und so wurde dieses Schiff bis vor die Schleuse getragen, wo es von dem Schleusenpersonal



übernommen wurde. Wir hatten dieses Schiff vor dem Sinken gerettet. Bei schlechtem Wetter wäre es allerdings wohl nicht so gut verlaufen. Wir bekamen dafür eine Belobigung. Der Flottillenchef hatte seine Schwimmweste voll aufgepumpt. Er hatte wohl auch etwas Angst um sein Leben. Die Matrosen hielten sich darüber auf. Wir fuhren dann weiter gen Süden. Es war Sommer und recht warm. Der Golf von Biskaya zeigte sich vorerst von seiner besten Seite. Er konnte auch ganz anders sein, wie wir noch erfahren sollten. Bald kam die spanische Küste in Sicht. Es sah von See aus wie ein kahles Hochland aus, während die französische Küste eigentlich recht flach aussah und bewaldet war. In der Ferne sahen wir die Ausläufer der Pyrenäen, das Grenzgebirge zwischen Frankreich und Spanien. Wir fuhren längs der Küste, außerhalb der Dreimeilenzone, bis auf die Höhe von Bilbao. Einheiten der 22. Minensuch waren dort ebenfalls im Einsatz. Wir hatten die Aufgabe die 6 - 8 tausend Tonnen Erzfrachter von Bilbao ab zu begleiten, vor U. Boot und Luftangriffen der Engländer, die dort im Einsatz waren und schon mehrere Schiffe mit Erz versenkt hatten, zu schützen. Nach einem fünfzehn Tage durchgehenden Einsatz bekamen wir einen Kapselriss und mussten eine Werft aufsuchen. Wir liefen in den Adour, einem Fluss ein, nach Bayonne, eine Stadt an diesem Fluss, wo eine kleine Werft war. Wir machten vor der Hafenkommendantur fest. Es gab Landgang. Ich hatte aber Dienst, U.v.D. und Bootsmaat der Wache. Es gingen eine Menge Matrosen an Land. Es war ja auch eine schöne Stadt und nicht zerbombt. Ich möchte

auch noch erzählen, vom Matrosen Stromski. Ein Freiwilliger aus Pommern. Ein Kerl wie ein Baumstamm, auch er meldete sich ab. Er wurde von seinem Kollegen mitgenommen. Sie wollten ins Freudenhaus, wie ich hörte und dahin sollte er nun mit. In allen größeren Häfen und Städten war für die

Soldaten so etwas eingerichtet und stand unter deutscher Kontrolle. Er war noch nie in so einem Haus drin gewesen. Als er sich zurückmeldete, war er noch größer und breiter wie vorher. Obermaat meinte er: "Heut war aber was los." Ich merkte, dass er sich gern mitteilen wollte und fragte: "Was war denn los Stromski, was haben sie denn so besonderes erlebt?" Erst druckste er herum, doch dann kam er damit heraus, mit dem Freudenhaus und mit den Damen dort. Er hatte sein ganzes Geld, was er bei sich hatte, dort gelassen. Die Stabilste hätte er sich ausgesucht, sagten die Anderen. Die Mädchen zu Hause meinte er noch, wenn er in den Urlaub käme, denen würde er aber anders kommen. So wurde ein junger Mensch in diese Dinge eingeführt und bekam ein vollkommen falsches Bild von den Beziehungen zwischen zwei Menschen. Ich habe mich später, als wir wieder auf Fahrt waren, nochmals mit ihm darüber unterhalten und ihn auf die wirklichen Verhältnisse hingewiesen. Es wohnten an dieser Küste die Basken, ein stolzer gesunder Menschenschlag. Nicht sehr groß, aber kräftig. Schöne Frauen gab es, meist alle dunkelhaarig. Wir hatten, wie ich schon erwähnte, fast vor der Hafenkommendantur festgemacht und Posten aufgestellt. Ein kleiner Park war dort mit einigen Bänken, an denen wohl ein Weg vorbeiführte. Es war kurz vor der Flaggenparade, als ich vom Posten auf ein Pärchen aufmerksam gemacht wurde, er hatte es wohl schon länger beobachtet. Sie machten Sex auf der Bank. Den Rock hoch, so saß sie rücklings vor ihm drauf, ein junges Paar. Sie hatten wohl

nicht bemerkt, dass wir von uns aus dort einsehen konnten. Als es beendet war radelten sie beide davon. Was war auch schon dabei, ein verliebtes Paar! Wir konnten an so etwas nur denken, uns blieb nur das Mädchen zur Freude. Hier im fremden Land musste man schon die Sprache beherrschen, wenn man überhaupt ein Mädchen kennenlernen wollte. Eine echte Französin gab sich wohl kaum mit einem deutschen Soldaten ab. Von Bayonne war es nicht weit bis zum schönen Seebad Biarritz und ich machte einen Ausflug dorthin. Die Fahrt mit der Bahn ging durch Kiefernwald, man kam sich vor, wie zu Hause. Am Ziel ging eine Straße direkt zum Meer. Zu beiden Seiten gesäumt von großen Hotels. Wieder wurde ich erinnert an die Seebäder in der Heimat. Eine große Kurpromenade mit Kurhaus und Schwimmbad gab es. Das Seebad liegt an einer schönen großen Bucht. Ein Sandstrand erstreckte sich dort und es lagen dort viele Menschen. Ich habe mich einige Stunden dort aufgehalten. Etwas geschah noch in dieser Zeit. Wir wurden unseren eisernen O.B.St. los. Er war auch an Land gegangen, um den St. Maat, der abkommandiert wurde zu begleiten und hatte das ihm auferlegte Alkoholverbot gebrochen. Er war ziemlich betrunken. Es war gerade Ebbe und das Schiff lag weit unten an der Pier. Da er nicht mehr laufen konnte, hatte man ihn mit einer Karre gebracht und fierte ihn nun mit dem Kopf nach unten die Stelling herunter. Ich ließ ihn in seine Kammer bringen. Zum Dienstbeginn am anderen Morgen war er nicht da, was ich kaum mal erlebt hatte. Ich ging zu ihm. Er war noch betrunken, vielmehr er trank noch, und bot mir auch an. Ich lehnte natürlich ab, was ihm nicht passte. Der Dienstbetrieb lief wie immer, aber irgendwie musste der Kommandant davon Wind bekommen haben, denn er fragte mich, wo der O.B.St., Obersteuermann sei. Ich sagte wahrscheinlich in seiner Kammer. Was sich dann zugetragen hat, weiß ich nicht. Der O.ST. wurde für den Tag Offizier vom Dienst, durfte also nichts trinken. Aber auch das hielt er wohl nicht ein, wie gesagt wurde, denn ich war an Land gegangen. Er erhielt dann den Befehl sich beim Flottillenchef zu melden, der an dem Tag eingelaufen war. Er ging auch, aber wieder musste er mit einem Karren geholt werden. Damit war er denn doch

erledigt. Er verließ uns, wurde auf ein größeres Schiff mit mehr Steuerleuten kommandiert. Was dann aus ihm geworden ist, weiß ich nicht genau. Gemunkelt und erzählt wurde so allerlei. Man erzählte er wäre noch degradiert worden. Was der Alkohol so alles so aus dem Menschen machen kann. Er hatte viele Jahre Segelschiffgefahren und galt als ein guter Navigator. Oberfähnrich Bitter. Er hatte die H. Jugendschule hinter sich und wollte nun, was er dort gelernt hatte, bei uns anbringen. Ich wusste gar nicht, wie ich ihn davon abbringen sollte, aber mit viel Überlegung gelang es mir doch, seinen Tatendrang in die richtigen Bahnen zu bringen. Die Matrosen waren mir dankbar dafür. Sie wollten, wenn wir von Fahrt kamen und die Waffen in Ordnung waren, ihre Ruhe haben. Jedenfalls ließ er mit sich reden, was den Dienstbetrieb belangte. Auch sonst war mit ihm auszukommen. Wir haben dann noch manche Sturmfahrt erlebt, denn der Golf von Biskaya ist dafür bekannt. Es war auch für mich immer wieder ein Erlebnis, wenn man von der Brücke aus zusehen konnte, wie sich das Schiff in der schweren See vorarbeitete. Wenn es in die rollenden Seen hinein tauchte und sich schüttelte wie ein Seehund, daraus wieder hervor arbeitete. Die Walfänger waren achtern sehr niedrig gebaut und bei Sturm konnte man an den Seiten nicht entlang gehen. Nur die Back vorn war gut hoch und dadurch waren diese Schiffe, sie hatten außerdem einen achtbaren Tiefgang, doch sehr seetüchtig. Wir lagen manchmal im südlichsten Hafen von Frankreich, St. Jean de Luz, vor Anker. und konnten auch hin und wieder mit der Barkasse an Land fahren. Es war dort eine Sardinienverarbeitungsfabrik, denn die Basken fingen viele davon. Ich habe, da es mich interessierte, dies oft beobachtet, wie sie es machten. Ich habe es oft bedauert, dass man ihre Sprache nicht beherrschte und sich nicht mit diesen Menschen verständigen konnte. Ein paar Brocken reichten nicht aus. Es war in diesem Hafen auch ein Sandstrand mit Strandleben. Auf dem Signaldeck hatten wir ein großes scharfes Fernrohr zum Beobachten des Himmels nach Flugzeugen. Man konnte da allerhand beobachten am Strand, wenn man es schnell mal darauf gerichtet hat. Was natürlich verboten war, weil die aufmerksame Beobachtung des

Himmels dadurch beeinträchtigt wurde. Viele hübsche junge Frauen gab es hier. Aber eine richtige Französin ließ sich mit einem Deutschen gar nicht ein, sie waren nur zum Anschauen. Ich hatte einen Matrosen O. Gefr. an Bord, P. L., er war aus einem kleinen Gebiet an der belgischen Grenze zu Hause und konnte gut französisch. Da er selbst ein netter Kerl war, hat er uns oft die hübschesten Mädchen vorgeführt. Aber im Allgemeinen war da nichts zu machen. Es war auch gefährlich sich mit den Dirnen einzulassen, wegen den Geschlechtskrankheiten. Was blieb war immer das für die deutschen Soldaten eingerichtete Freudenhaus, was denn von den Matrosen auch immer aufgesucht wurde. Wer wollte es ihnen übelnehmen. Die Frauen dort drin waren scheu, sahen meistens gut aus, waren jung und gut gewachsen. Einige Male war ich auch in diesem Freudenhaus, warum sollte ich nicht. Es war dort ein Mädchen, die mir vom Aussehen her gefiel. Sie hatte eine ziemlich braune Haut und ganz schlanke Glieder, solch schmale Hände und dunkles Haar, wohl eine Algerierin. Ich bin nur mit dieser Einen mit gegangen oder gar nicht, wenn sie nicht da war. Wenn wir im Hafen vor Anker lagen, konnte ein Teil der Besatzung manchmal mit den Schlauchbooten an den Sandstrand rudern und am Strandleben teilnehmen. Allerdings auf Abruf und die Geschütze mussten gefechtsbereit bleiben. Der Sand war manchmal so heiß, dass man ohne Fußbekleidung nicht darauf gehen konnte. Es gab dort auf der Strandpromenade eine Eisverkäuferin, die es mir angetan hatte. Wie sehr habe ich es bedauert, dass ich nicht ihre Sprache konnte. Ab und zu traf man in der Stadt dort auch mal auf eine gut Deutsch sprechende Elsässerin. Ich wollte mir mal Birnen kaufen in einem Obstgeschäft am Rande der Stadt und habe versucht mich verständlich zu machen, da fing die Verkäuferin plötzlich fließend Deutsch zu sprechen. Ich war überrascht, und sie hat sich eins gelacht. Es gab dort auch ein gut eingerichtetes Soldatenheim mit einigen deutschen Frauen. Es war nicht weit bis zur spanischen Grenze und von den Gestapoleuten drückte sich hier eine Menge herum. Ich war selbst Zeuge, als eine Französin in einer Bar verhaftet wurde. Ein Mann unserer Besatzung, ein Maschinen O. Gefr. wurde hier

fahnenflüchtig, kehrte vom Landgang nicht zurück. Wie uns später mitgeteilt wurde, hatte man ihn in einem Grenzdorf verhaftet. Es stand darauf immer die Todesstrafe. Mit der Invasion kam leider auch eine Ausgangssperre. So fuhren wir immer vor der spanischen Küste hin und her. Einmal haben wir ein feindliches Sehrohr entdeckt, es kam aber zu keinem Wasserbombenabwurf. Oft war es sehr schön, wenn wir so in den Abendstunden dahin fuhren, die spanische Küste mit all den Leuchtfeuern und hellerleuchteten Hafentädten grüßten herüber, manchmal, wenn der Wind günstig stand hörte man sogar Musik, wohl aus den Hafenkneipen. Der Kommandant stellte sich oft auch neben mich, wenn ich so aus der Brückennock zur Küste hinüber sah. Sicher machte er sich auch seine Gedanken. Wir kamen auch manchmal ins Gespräch, so ganz menschlich über viele Dinge. Trotzdem musste man doch vorsichtig sein. Man kann in keinen Menschen hineinsehen. Wir sprachen auch über Russland. Da musste man seine Worte schon genau überlegen. Ich sagte zu ihm: "Wir würden doch nach dem Sieg," anders durfte man ja nicht sprechen, „doch gar nicht so viele Menschen haben, um diese großen Gebiete unter Kontrolle zu halten." Aber er wusste immer eine Antwort. Die müssten sich selbst verwalten, sagte er, wir würden nur darüber wachen, so eine Art Herrensicht. Ich hatte darüber, über diesen ganzen Überfall auf die Sowjetunion, meine eigenen Gedanken, nur durfte man sie nicht kundtun, das war lebensgefährlich. Ein verkehrtes Wort konnte schon ins Auge gehen. Es kam die Zeit der Invasion, der Landung der Engländer und Amerikaner in der Normandie. Schon Tage vorher war so ein starker Funkverkehr, dass unsere beiden Funker die Entschlüsselung nicht schaffen konnten und wir Unteroffizier mit herangezogen wurden. Wir erhielten Befehl mit unseren Schiffen nach Norden zu fahren. St. Nazaire war unser Ziel. Es wurde eine Nacht - Sturmfahrt mit Windstärke 8 - 9 West. Über uns die englischen Flieger mit ihren Leuchtbomben und um uns die aufgewühlte See, es war unheimlich, diese Nacht. Der O.St. und ich versuchten noch etwas von dem Eintopf zu essen, den der Koch noch zugebracht hatte, aber wir konnten uns kaum halten mit unserem Teller in den

Händen, denn hinstellen konnten wir ihn nicht. Sonst hat sich auch niemand sehen lassen in der Messe. Im Morgenrauen erreichten wir ohne Verluste St. Nazaire, wo wir durchgeschleust wurden. Doch es dauerte nicht lange, abends liefen wir im Verband schon wieder aus. Diesmal sollten wir den Ruhehafen erst mal anlaufen. Bei der Ausfahrt ging schon eine Mine hoch zwischen und dem vor uns fahrendem Schiff. Dann, als wir oberhalb einer Insel waren, kam: Schiff klar zum Gefecht! Ein feindlicher Verband würde uns entgegenkommen, hieß es. Alles war aufgeregt. Aber es waren zum Glück zwei deutsche F. Boote, die uns da entgegen kamen, sie waren nicht gemeldet. Ich war froh, was hätten wir mit unseren leichten Waffen schon ausrichten können. Wir liefen dann in den Ruhehafen, La Trinité ein und blieben auf Reede liegen. Zwei aktive Minensuchboote lagen ebenfalls dort. Die Landung der Engländer und Amerikaner hatte Erfolg gehabt und nun bekamen wir den Auftrag, die militärischen Anlagen und Objekte in diesem kleinen Hafen zu zerstören. Ein Stoßtrupp wurde gebildet, unter Leitung eines Offiziers fuhr er an Land und zerstörte alle militärischen Anlagen. In diesem Gebiet sollten sich viele Partisanen befinden. Es stellte sich heraus, das der Friseur der, wenn wir an der Pier lagen an Bord gelassen wurde, den Matrosen die Haare zu schneiden, ein Partisanenführer war. Ich war, als ich noch auf 1408 war, schon mal durch dieses Gebiet gefahren, zu einem kleinen Hafen, um Fische zu kaufen. Ich fuhr damals mit einem französischem PKW und Fahrer und hatte nicht einmal eine Waffe bei mir. Ich war dort in einer großen Fischhalle, wo viele Frauen arbeiteten und hatte dort für über 200 RM Fisch gekauft. Es waren mehrere Kisten voll. An Gefahr habe ich gar nicht gedacht. Wir waren damals ungefähr 30 km durch unbewohntes Gebiet gefahren. Der Stoßtrupp war noch am Werk, als eine gewaltige Anzahl viermotoriger Bomber über uns hinweg flog in Richtung Osten. Ich hatte so viele Flugzeuge auf einmal noch nie gesehen. Flugzeug an Flugzeug, wehe, wenn wir einen Schuss abgegeben hätten. Zum Glück hat sich auf den Minensuchbooten auch nichts gerührt. Die hätten und fertig gemacht. Nachdem der Stoßtrupp zurückgekehrt war, liefen wir aus,

gingen dann draußen vor dem Hafen aber wieder vor Anker, bis zum Abend. Dann ging die Fahrt weiter, Richtung Lorient. Von einer Insel nahmen wir noch ein paar Soldaten mit, dann ging die Nachtfahrt weiter, mit voller Kriegswache, das heißt, alle Geschütze waren voll besetzt und schießklar. Im Morgenrauen, wir fuhren in Kiellinie und hatten noch eine Barkasse im Schlepp, wir befanden uns oberhalb der Kreuzinsel, die dem Hafen Lorient vorgelagert ist. Der Ob.St.Gef. Gelbe meldete: Schiffe an Backbord voraus. Und alle sahen sie im Morgendunst. Es waren zwei englische Zerstörer und uns weit überlegen. Die Engländer hatten uns wohl gleichzeitig entdeckt, denn nun blitzte es dort bei den vorderen Geschützen auf und eine Sendung Granaten ging über uns hinweg, mir zitterten doch die Knie, ich stand achtern bei der 2 cm Waffe. Die nächste Sendung kam zu kurz, allerdings nicht weit von der Bordwand. Unsere leichten Waffen schossen nun direkt auf die Geschütze, denn die Entfernung war nicht groß. Ich wusste als ausgebildeter Artillerist, das die dritte Salve des Gegners deckend liegen musste, aber inzwischen hatten wir den Kurs um 90 Grad geändert und die Nebelanlage in Betrieb gesetzt, die gut nebelte und so lag die dritte Salve des Gegners hinter uns und auch die folgenden lagen sehr ungenau. Wir konnten den Gegner nicht mehr sehen und er uns wohl auch nicht. Wir fuhren nun wieder in Richtung Hafen. Auf der Reede lagen viele Schiffe vor Anker. Einige waren beschädigt. der Hafen und der U. Bootbunker waren vom Engländer bombardiert worden, mit großen Bomben. Die Minensuchboote mussten in die U. Bootboxen flüchten und dadurch den Mast von der Brücke kappen. Der Bunker selbst war aber heil. Durch so viel Beton und Eisen kamen auch die stärksten Bomben nicht durch. Wir machten an der Pier fest. Die Festung Lorient wurde langsam vom Gegner eingeschlossen und wir hörten nach einigen Tagen den Geschützdonner. Wir mussten nun die deutschen Soldaten von der Insel holen, was sehr gefährlich war, denn wir mussten durch unsere eigenen Minensperren fahren. Alles musste immer am Oberdeck stehen, klar zum Absprung mit vollgepumpter Schwimmweste. In dem Seegebiet vor Lorient hatten nachts französische Fischkutter gefischt, trotzdem es

verboten war und wie festgestellt wurde, mit dem Engländer in Funkverkehr gestanden. Es wurde unter Leitung vom Flottillenchef eine Strafaktion gefahren, auch nachts mit mehreren Schiffseinheiten. Wir fuhren als Letzte. Die angetroffenen Kutter wurden nachdem die Besatzung aufgefordert wurde das Schiff zu verlassen, gerammt und versenkt. Wir hatten die Aufgabe die Überlebenden aufzufischen. Mit dem Scheinwerfer fanden wir eine ganze Menge. Mir taten diese Menschen leid, die halb durchnässt in den kleinen Booten umher trieben. Sie kamen alle in einen Raum bei der Maschine und ich habe Zigaretten an sie verteilt, was ich eigentlich nicht durfte. Am Tage konnten wir sehen, dass sich der Flottillenchef an seinem Dampfer selbst den Steven mit einer großen Beule eingerammt hatte. Mit diesem Flottillenchef wurde ich noch näher bekannt. Ich hatte unserem Kommandanten mal so nebenbei erzählt, ich wäre schon die dritte Generation in unserer Familie, die bei der Marine dienen würde, was er erstaunt zur Kenntnis nahm und sich berichten ließ, wo der Großvater und der Vater gedient hätten. Solche Dinge mochte man doch hören. Traditionen wurden doch großgeschrieben. Ich habe ihm erzählt vom Großvater auf dem Segelschiff Nautilus, China, Japan und den Inseln im Stillen Ozean, wo der überall war und vom Vater, der als Koch auf einem Torpedoboot im ersten Weltkrieg gefahren war. Der Kommandant hatte diese alles, das er einen Maat an Bord habe, der in der dritten Generation bei der Marine sei, dem Flottillenchef erzählt. Der wollte diesen Mann nun kennenlernen und als er unsere Schiffe besuchte, musste ich zu ihm kommen. Ich meldete mich bei ihm und er fragte nun nach allem Möglichen, wo ich zu Hause sei, Beruf, auch vom Großvater und Vater. Er war einige Male in Zinnowitz gewesen und kannte sich auf der Insel Usedom aus. Jedenfalls hat er mich seitdem immer erkannt, wenn er zum Schiff zu Besuch kam. Selbst in der Festung besuchte er die Besatzungen seiner Einheiten, und auch hier musste ich zu ihm kommen und er fragte, wie es uns denn nun erginge und wie wir hier zurechtkommen würden. Wir blieben dann mehrere Tage im Hafen liegen. Unsere Flottillen hatten während dieser Zeit einige Schiffsverluste, samt Besatzung, zu

beklagen. Auch dicht unter Land war ein Verkehr zwischen den Häfen nicht mehr sicher. Englische kleine Kanonenboote griffen auch hier nachts an. Zum Glück kam unser Schiff nicht zum Einsatz. da wo wir festgemacht hatten, am Bollwerk, lagen hinter uns untergegangene Sträflingstransportschiffe der Franzosen. Wir haben uns da umgesehen. Die Ketten und Ringe für die Sträflinge waren noch vorhanden. So verbrachten wir mehrere Tage in diesem Hafen. Ein ganzer Güterzug mit Verpflegung aus dem großen Versorgungslager Hennebout war in die Festung direkt ins Hafengebiet gefahren worden und viele hatten sich selbst bedient, was nicht gut war, aber es herrschte einfach keine richtige Ordnung mehr. Viele Gerüchte über den Vormarsch der Engländer und Amerikaner schwirrten herum, aber niemand wusste Genaueres. Es kam Auslaufbefehl, Durchbruch nach St. Nazaire. Wir liefen unter den Insel, durch unsere eigenen Minenfelder und kamen auch ohne Verluste an, wir konnten nachts den Engländer draußen morgens sehen und er hatte uns sicherlich mit seinen Ortungsgeräten erfasst, aber er traute sich nicht dicht unter Land, wegen den Minen. Wie gesagt, ohne Verluste kamen wir denn auch an. Wir machten im Innenhafen fest, vor uns lag ein großer Sperrbrecher. Ein neues Gerücht tauchte auf. Wir sollten zu Fuß durchbrechen nach Deutschland oder uns unterwegs deutschen Kampfeinheiten anschließen, am Südufer der Loire sollte es lang gehen. Es kam dann auch der Befehl das Schiff außer Dienst zu stellen. Alle Sachen mussten gepackt werden, aber nur das Nötigste sollte jeder behalten. Dann mussten wir antreten und nun wurde die Flagge niedergeholt. Ein letztes Mal die Ehrenbezeugung gepfiffen. Mir war doch eigenartig zu Mute und ich glaube es ging allen 42 Männern der Besatzung so. Es war doch so etwas wie ein zu Hause gewesen, so ein Schiff, und nun sollten wir es nie wieder betreten. Wir bekommen nun tatsächlich den Befehl uns auf einen langen Marsch vorzubereiten, wir sollten uns den 10. Minensucher, das heißt den Besatzungen dieser Einheiten anschließen. Aber es kam anders. Die Panzereinheiten der Engländer und Amerikaner waren so schnell nach Süden vorgestoßen, dass es nicht mehr ratsam war noch los zu marschieren. Ein Teil der Mannschaften

von den Minensuchern hat sich aber nicht halten lassen. Wie wir später hörten, sind nur ganz wenige tatsächlich bis zu den deutschen Truppenteilen durchgekommen. Die meisten Soldaten, auch von uns einige Offiziere, die sich angeschlossen hatten, sind dabei draufgegangen, oder durch französische Partisanen gefangen genommen worden. Aus dem Sperrbrecher sollte ein Lazarettschiff werden und wir wurden erst mal eingesetzt die ganzen Tonnen auch aus den Laderäumen zu entfernen. Es war ein strammes Stück Arbeit. Dann wurde uns mitgeteilt, wir würden eingesetzt die Festung in St. Nazaire zu verteidigen. Wir bekamen Heeresunteroffiziere, die auch schon an der Ostfront waren, sie sollten uns kurz ausbilden. Wir wurden zu Kompanien und Bataillone zusammengestellt. Kompaniechef wurde unser Kommandant Ob. Lt. Leitholt. Bataillonschef ein Kapitänleutnant Haaker. Eine besondere Figur. Von ihm erhielt ich gleich den ersten verweis. Ich sollte mit der Kompanie Waffen empfangen und er kam darauf zu. Ich wusste zu dieser Zeit nicht einmal, was er für uns war und hatte ihm keine Meldung gemacht. Der Kompaniechef hatte mich nicht informiert und ich erhielt von diesem Kerl den ersten Anschiss, es sollte nicht der erste bleiben. Dieser Mensch war mir außerdem äußerst unsympathisch. Wir wurden nun im Landkampf ausgebildet, einige Wochen lang ging das so. Doch eines Tages wurde die Ausbildung für beendet erklärt und wir mussten ein Widerstandsnest im inneren Verteidigungsgürtel besetzen und ausbauen. M.G. Nester und dergleichen mehr. Es war eine kleine Bodenerhebung auf dem eine 10,5 cm Kanone in Stellung gegangen war. Ein Unteroffizier mit ein paar Mann bedienten diese Gerät. Es war ein Geschütz, das von der Firma Krupp gebaut war, an Frankreich geliefert, gegen Deutsche eingesetzt und von deutschen Soldaten erobert worden. Was es alles so gibt in der Welt. Wie viel Geld wird von diesen Firmen mit diesen Waffen verdient. Wir wurden in verschlossenen Häusern des kleinen Dorfes Leouce, das innerhalb des Widerstandsnestes lag untergebracht. Ich wurde Gruppenführer und Stellvertretender Zugführer. Ich lag mit meiner Gruppe in einem Raum. Ein kleiner Abschnitt der Befestigungsanlagen mussten wir im

Ernstfall besetzen und verteidigen. Das wurde geübt. Vor unseren Befestigungs- und Sicherungsanlagen waren Wiesen und daran anschließend ein großes Moor. Man konnte die andere Seite kaum sehen. Es hatte freie Wasserflächen und viel Schilf. Außerdem ging ein langer Kanal hindurch. Es gab nach der einen Seite auch einige feste Durchgänge. St. Nazaire war eigentlich eine Naturfestung durch dieses große Moor. Einige Schiffe unserer ehemaligen Flottille fuhren Verbindungsdienst zwischen den Festungen, unter Land entlang. Der ehemalige Flottillenchef besuchte uns auch einmal, wollte sehen, wie es uns ging, wie er sagte. Durch einige Matrosen dieser Schiffe erfuhr ich auch Näheres über den Untergang von 1408. Ob. Lt. W. hatte, wie von vielen vorausgesagt, auch sein drittes Schiff verloren. Nach diesen Aussagen hatte das Schiff auf Reede vor Anker gelegen, vor dem Hafen Co.. Ein großer Pulk englischer Jagdbomber hatte es angegriffen und versenkt. Vier Mann waren dabei umgekommen. Auf 40 Meter Wassertiefe sollte es liegen. Ich war zu dieser Zeit schon 10 Tage abkommandiert auf 1416. Übrigens hatte ich, als ich noch auf 1408 war noch einmal Heimaturlaub. Im Januar 1944, es war mein letzter Urlaub. Ich hatte es meiner damaligen Freundin mitgeteilt. Ich war einige Tage zu Hause, da besuchte sie mich. Sie war Marinehelferin in Mukran auf Rügen und hatte vier Tage Kurzurlaub bekommen. Meine Eltern waren genau wie ich überrascht, als sie plötzlich zur Tür herein kam. Es waren sehr schöne gemeinsam verlebte Tage. Leider auch die letzten. Ich habe damals nicht geglaubt, sie wieder zu sehen. Sie kam nach W. Hafen und hat dort, nach meinem Dafürhalten, einen Anderen gehabt, denn ihre Schreiben wurden so sonderbar. Unser O. St. war aus W. Hafen und fuhr in Urlaub. Ich gab ihm noch einige Sachen für sie mit, aber auch er hatte einen eigenartigen Eindruck von ihr gehabt. Auf meiner Rückfahrt aus dem Urlaub lernte ich noch kurz ein anderes Mädchen kennen. Sie war ein Flüchtling aus Schlesien. Sie fiel mir schon auf, als sie auf dem Bahnsteig stand in Prenzlau. Sie kam auch ins Abteil wo ich saß und so lernte ich sie kennen. Leider fuhr sie nicht weit mit, aber ich bekam ihre Adresse und so blieben wir in Verbindung. Sie wohnte bei Neubrandenburg auf dem Lande. Ein

dunkelhaariges kräftiges Mädchen. Doch nun wieder zur Festung. Post erhielten wir auch. Die Postsäcke wurden aus der Luft abgeworfen und wir mussten sie suchen. Vieles ging auch im Moor verloren. schlechter, nur noch Kohlrüben und für sechs Mann ein Brot. Ich versuchte im Moor Fische zu fangen. Ich hatte zwei Netze aus Zwirne geknüpft, leider waren sie nicht sehr lang, aber der Fang war nicht schlecht. Eine Drahtreue und ein paar Weidenkörbe von den Franzosen, das war alles. Es gab Barsch, Schlei, Karauschen und viele Schlammbeißer, der wie ein Knurrhahn aussieht, nur grün und mit viel Schlamm. Ich habe immer alles geräuchert und hatte dadurch immer etwas Zusätzliches. Es gab auch sehr viele Blesshühner im Moor. Die Eier sind schmackhaft und ich habe auch einige geschossen mit dem Karabiner. Ich kannte diese Blesshühner von zu Hause, wo wir als Jungen auch die Eier gesucht hatten. Da ich vor Dienstbeginn ins Moor gehen wollte, brauchte ich dazu die Genehmigung vom Kompaniechef. Da er auch gern Räucherfisch aß, bekam ich sie auch. Zum Dienstbeginn musste ich aber wieder da sein und das war manchmal schwierig. So vergingen die Monate. Eines Tages kam der Befehl klarmachen zum Einsatz an das Südufer der Loire. Dort war auch noch ein Streifen Land unter deutscher Besatzung. Es war im Dezember und auch in dieser Gegend nicht gerade warm. Wir wurden über den Fluss gesetzt und kamen in die Frontlinie zu einer Einsatzkompanie. Wir wurden einer anderen Kompanie zugeteilt unter einem Leutnant Kühn. Hier musste ich zum ersten Mal einen Spähtrupp führen und zwar in einem 8 - 10 km breiten Niemandsland zwischen den Fronten. Es war ein unübersichtliches Hecken- und Waldgelände. Ich sollte mit meinen Leuten erkunden, ob feindliche Spähtrupps in diesem Gelände tätig waren. Als Berater wurde mir der O.Maat M. beigegeben, der schon Erfahrungen hatte. Er hat auf alles hingewiesen, wo ich drauf zu achten hatte, er wusste Bescheid, denn er war schon von einem feindlichen Spähtrupp gefangen genommen worden. Er war aber aus dem Gefangenenlager bei Nantes ausgekniffen und durch die Linien wieder in die Festung zurückgekommen, was bestimmt auch eine große Leistung war. Man begegnete ihm nun

aber mit Misstrauen. Er wurde anfangs dauernd verhört, weil er nachdem die Munition verschossen war, sich mit seinen Leuten ergeben hatte. Es hieß Kampf bis zum letzten Blutstropfen laut A.H.. So ein Unfug. Ich hatte mich gut abgesichert nach beiden Seiten und bin dann vor einer Straßengabelung in Stellung gegangen mit Spähern. Man musste auf alles achtgeben, was sich bewegte. Die einzelnen Gehöfte und auch kleine Dörfer dieses Gebietes waren leer von Menschen. Es zerrte an den Nerven und ich war froh, als ich meine Zeit um hatte und zurück marschieren konnte. Mein Befehl war so, dass ich bei Gefahr bestimmte Signale mit der Leuchtpistole schießen musste, aber dazu kam es ja nicht. Ich erstattete meine Meldung und so war für diesmal mein Auftrag beendet. Wir wurden später weiter verlegt und es hieß, es würde zu einem Angriff kommen. So kam es auch. Zur Zeit der Ardennenoffensive sollte von der Festung aus ein Vorstoß gemacht werden auf 25 km Breite und 10 km tief ins feindliche Gebiet führen. Es war aufregend. Morgens begann die Artillerievorbereitung über uns hinweg. Wie gesagt wurde, sollten es über 20 Rohre sein, die da schossen. Punkt 8 Uhr kam der Befehl zum Angriff. Ich war mit meiner Gruppe die linke Flanke unserer Kompanie und sollte die Verbindung zum Nachbarn halten. Wir stürmten dann auch unter Ausnutzung des Heckengeländes vor. Die Kugeln piffen zwar, aber der Gegner hatte auch keine gute Sicht und so gelangten wir ohne Verluste bis zu einem See, der quer vor uns lag und den wir nicht überqueren konnten. Ich schickte einen Melder zum Zugführer und bat um Weisungen, was ich nun tun sollte. Wir lagen in Deckung. Wir erhielten den Befehl uns zur Brücke heranzuarbeiten, dort sollten wir abwarten. Wir taten es auch und suchten uns auch hier möglichst viel Deckung. Man wusste nicht, wie der Franzose sich verhalten würde, er konnte einen Gegenstoß planen. Die Brücke sollte gesichert werden. Ich musste mit einer Gruppe auf die andere Seite und dort auf dem rechten Flügel in Stellung gehen und abwarten was nun kommen würde. Es wurde Abend und Nacht, es war bitter kalt. Aber alle sollten wachsam sein. Ich machte in den einzelnen Stellungen Kontrolle, aber viel traf ich schlafend an, trotzdem es ihre eigene Sicherheit betraf, ich

habe immer wieder darauf hingewiesen. Ein Gegenstoß der Franzosen erfolgte aber nicht, wir wurden nur laufend mit Granatwerfern beschossen. Wir bauten uns Stellungen mit M.G. Nestern und Einmannlöchern in denen man bei Beschuss verschwinden konnte, wegen den Splittern. Ein Mann unserer Kompanie er war auch erst Anfang Zwanzig kam durch diese Splitter zu Tode. Es wurden auch noch einige Stoßtrupps durchgeführt, aber mit wenig Erfolg. Es kam Weihnachten. Eine Tüte mit Esswaren und einige Süßigkeiten erhielten wir auch. Es war die kürzeste Ansprache, die ich bei den Soldaten zu Weihnachten gehört habe. - Hier habt ihr eure Weihnachtstüte, lasst es euch gut schmecken, ich wünsche euch ein frohes Fest - und weg war der Kompaniechef. Was sollte er auch noch mehr sagen. Oft hatten wir erhöhte Bereitschaft, wenn feindliche Spähtrupps gemeldet waren. Vor uns lag aber der See und um ihn zu überqueren, musste man mindestens ein Schlauchboot haben. Auf alle Geräusche in der Nacht mussten wir achten und auch nötigenfalls untersuchen. Einmal geriet ich dabei mit meinen Leuten in eine Handgranatensperre, wobei eine detonierte, zum Glück kam niemand zu Schaden. Der Obergefreite von der belgischen Grenze hatte auch hier wieder, wie schon am Nordufer der Loire, Verbindung zu der Zivilbevölkerung. Ich musste mal mit einem Trupp zum Kompaniegefechtsstand, wir waren gut bewaffnet, L. war auch dabei und er forderte mich auf, doch mal mit in ein am Wege liegendes Dorf zu kommen, dort würde Wein abgezogen. Ich hatte ihn schon länger in Verdacht, dass er irgendwelche Beziehungen zu den Partisanen hatte. Ich ließ mich auch bereden und wir kehrten kurz in das Dorf ein, wo man auch wirklich beim Wein war. Er kannte die Meisten. Doch mir war nicht wohl dabei und ich befahl sofortigen Weitermarsch, was denn auch geschah. Der O.G. L. hat mich später, als wir wieder in der alten Widerstandslinie am Nordufer waren, öfter aufgefordert doch mal mitzukommen, zu seinem Familienanschluss. Doch ich habe es immer abgelehnt, zu gefährlich waren mir diese Sachen. Ich hab mir aber ihm gegenüber nichts anmerken lassen. Das da irgendetwas dran war an meinem Verdacht, wurde mir klar, als er nach unserer Gefangenschaft von

uns abgesondert und gleich entlassen wurde. Ich habe nie zu jemand ein Wort über meinen Verdacht gesagt, es wäre sehr gefährlich für ihn gewesen. Er war sonst ein patentter Kerl und vielleicht war er auch ganz harmlos. Ein Mann unserer Kompanie wurde erwischt, als er unsere Stellungen verlassen wollte, in Richtung der anderen Seite. Er kam vor das Kriegsgericht, wegen Fahnenflucht, er war ein Volksdeutscher mit Namen Verona, er war bei mir an Bord auf 1416 und konnte kaum deutsch sprechen, er hatte einen Bruder, der in Paris wohnte. In seiner Not gab er an, er hätte den gegnerischen Granatwerfer vernichten wollen im Alleingang, er hatte auch etliche Handgranaten mitgehabt. Das Gericht glaubte ihm aber nicht und verurteilte ihn zum Tode. Er legte auf Anraten unseres Leutnants B. Berufung ein und es kam zu einer weiteren Gerichtsverhandlung. Hier hat sich der Leutnant B. von unserem Schiff, sehr für ihn eingesetzt und behauptet, es könne bei den Charakter und dem Eigensinn des Angeklagten, durchaus möglich sein, das er im Alleingang den Granatwerfer unschädlich machen wollte. So verurteilte ihn nun das Gericht zu vier Jahren Zuchthaus. Nach der Kapitulation war er aber wieder bei uns. Sein Leben war gerettet. Er bekannte sich nach der Gefangenschaft als Pole und wurde bald entlassen. Wir wurden nach einiger Zeit von einer anderen Einheit abgelöst und kamen in unsere alten Stellungen am Nordufer zurück. Hier ging der alte Trott weiter. Unser alter K. Chef und ehemaliger Kommandant hatte Kammerarrest von K. Leutnant Haaker bekommen. Warum haben wir nie richtig zu wissen bekommen. Dieser Haaker war eine besondere Nummer. Sein Putzer musste sogar den Spiegel zuhängen. Er konnte sich selbst nicht mehr sehen. Ich selbst bin auch etwas in Ungnade gefallen bei unserer Kompanieführung. Das kam so. Wir hatten in unserer Stellung einen Bunker, wo der Notproviand aufbewahrt wurde und in diesem Bunker war eingebrochen worden. Es musste einer von der Kompanie gewesen sein. Der Täter konnte aber nicht überführt werden. Man verhängte eine Kollektivstrafe und zwar durfte nebenbei nicht gebraten oder gekocht werden in den Unterkünften. Da die Kost nur schmal war, war das eine harte Strafe. Zur Kompanie gehörten alle. Aber die Mannschaften hatten

festgestellt, dass der O. Steuermann und der Maschinist sich nebenbei etwas gekocht und besorgt hatten. Meine Gruppe hatte sich auch etwas Grünzeug usw. besorgt und wollte sich eine Suppe kochen. Was sollte ich nun sagen, es ihnen verbieten, ich mochte es nicht. So habe ich gesagt, es wäre mir egal, was die könnten, könnten die Anderen doch auch. Aber ausgerechnet der Leutnant B. musste eine Kontrollrunde machen und schnupperte nun sofort die Kocherei. Seine ersten Worte nach meiner Meldung waren: "Tiefert, hier wird gekocht!" Ich gab das zu und er wies mich darauf hin, dass das streng verboten sei. Ich musste natürlich "Jawohl" sagen. Habe dann aber darauf hingewiesen, dass zu einer Kompanie alle gehören würden, auch der O. St. und der Maschinist. Er nahm das zur Kenntnis. Seitdem wurde ich nicht mehr zum Kartenspielen eingeladen, war wohl so ein halber Meuterer. Jedenfalls bekam ich diesen Vorfall dauernd zu spüren. Vor allem wurden meine Ausflüge ins Moor kritisch beobachtet und da ich auch ab und zu eine Ente mit meinem Karabiner schoss, das wegen zum Ob. L. bestellt. Es wäre verboten im Moor zu schießen, da die Jagd einem Major vorbehalten wäre. Ich habe jawohl gesagt! Was ich gedacht habe, will ich hier lieber nicht niederschreiben. Die Post aus Deutschland wurde mit dem Flugzeug ab und zu gebracht und wir mussten den Postsack suchen. Oft auch Flugblätter, die vom Feind abgeworfen wurden. Hohe deutsche Generale forderten uns darin auf, den Kampf einzustellen, denn der Krieg wäre so oder so verloren und unsinnige Blutopfer wären es, weiter zu kämpfen. Dass der Krieg verloren war, konnte wohl jeder erkennen, aber es war immer noch sehr gefährlich es öffentlich auch nur zu sagen. Es gab noch genug Fanatiker, die an die Wunderwaffe, die im letzten Moment eingesetzt würde glaubten. Schon als die V1 und später die V2 nach England geschossen wurden, war großes Hallo und man sprach von Vergeltungswaffen und so weiter. Aber es waren durchaus keine Waffen, die den Krieg entscheiden konnten. Die U. Boote versagten auch nach dem Einsatz von Radargeräten. Wie viele hatten wir hinausgeleitet von ihrer Basis, dem U. Bootbunker, bis an 100 Meilen auf dem Atlantik, wo sie vor unseren Augen wegtauchten, und wie wenige kamen davon

wieder. Die vielen so blutjungen Menschen, die dabei draufgegangen sind. Wenn wirklich mal welche zurückkamen, wie sahen die dann aus. Selten war ein Boot unbeschädigt. Es waren Todesboote. Kein Wunder wenn niemand mehr darauf fahren wollte. Ein japanisches U-Boot haben wir auch mal in den Hafen Lorient geleitet. Ein großes Boot mit Katapultflugzeug. Es soll aber, so wurde erzählt, auf der Heimfahrt vom Engländer versenkt worden sein. Unseren ehemaligen Kommandanten Ob. Lt. Leithold wurden wir los, er wurde abkommandiert auf ein Minensuchboot, die zusammen mit T. Booten nach La Rochelle durchbrechen sollten. Wer weiß, ob er am Leben geblieben ist, denn der Verband soll vom Engländer aufgegriffen worden und in Brand geschossen sein, das heißt, einige Schiffe davon. Es wurde so erzählt, ob es stimmt, weiß ich nicht. Wir erhielten einen neuen K. Chef Ob. Lt. Schulz war sein Name. Ein Zweimeter-Mann auch Schmeißleine genannt, weil er so dürr war. Er interessierte sich für meine Fischerei im Moor und ich war bald gut angesehen bei ihm. Er fragte mich, ob ich nicht für die gesamte Kompanie Fische fangen könnte. Ich antwortete ihm: Können schon, wenn ich die notwendigen Geräte dazu bekäme. Und sagte ihm dann auch was ich brauchte, um so viel Fisch fangen zu können. Er wollte es besorgen, aber es wurde nichts daraus. Sein erster Gang war aber morgens immer zu dem Bottich, in dem ich die Fische setzte. Für die Kompanie reichte es aber nie. Ich habe den Fisch meistens geräuchert in einer Tonne, die ich in einen Kamin geschoben hatte. Es ging ganz gut. Aber die Kriegslage wurde immer schlechter und das Ende wurde sichtbar. Die Verpflegung wurde auch nicht besser, aber ich hatte noch immer mal den Fisch und ab und zu eine Ente, denn ich hatte weiter geschossen im Moor, trotzdem es verboten war. Das Moor war ja riesig groß. Einmal hörten wir Geräusche und einen Schuss in der Nacht im Moor. Ein Suchtrupp wurde am nächsten Morgen raus geschickt. Er fand auf dem Moor vorgelagerten Wiesen eine Kuh. Sie war tot, aber noch warm, erschossen. Aus ihrem Hinterteil waren Stücke vom Fleisch heraus geschnitten. Sie wurde mitgenommen und unser Koch schlachtete sie aus. Endlich gab es mal ein tüchtiges Stück

Fleisch. Wir bekamen auch Vorwürfe, wir sollten sie nicht allein behalten. Ausgebrochene Wlassow-Soldaten hatten die Kuh erschossen. Diese russischen Soldaten waren für die Festung von keinem Wert, denn sie waren unzuverlässig und wurden nur zu Arbeiten eingesetzt. Was aus diesen geworden ist, weiß ich nicht. Mit Frauen war es rar in der Festung. In den Städten gab es zwar Freudenhäuser, aber die waren so überlaufen, da konnte einem wirklich die Lust zu sowas vergehen. Außerdem war die nächste Stadt ziemlich weit von unseren Widerstandstellungen entfernt. Die Frauen darin waren auch nicht sehr ansprechend. So vergingen die Tage, wie konnten aus der Ferne miterleben, wie es mit Deutschland zu Ende ging. Ich ging oft durch die verlassenen Häuser des kleinen Ortes Leouc in unseren Stellungen. In dem einem Haus hatte wohl ein Seeoffizier gewohnt, denn es lagen dort Seekarten und allerlei sonstiger Kram, was mit der Seefahrt zusammenhing herum. Eine Ansichtskarte fand ich. Darauf waren A. Hitler und Stalin abgebildet. Sie reichten sich die Hände, aber über diesen Händen war ein Schwert, von dem Blut tropfte. Sie hatten es schon richtig erkannt, was der damalige Nichtangriffspakt wert war von 1939. Leider konnte ich nicht französisch lesen. Trotzdem das Ende des Krieges klar zu erkennen war, fanden noch laufend Kriegsgerichtsverhandlungen statt, wurden harte Urteile gefällt. Ich musste, seit dem Vorfall mit dem Notproviant oft mit 3-4 Mann daran teilnehmen, als Zuhörer, wohl zur Abschreckung, allerdings zuletzt bei Schultz nicht mehr. Als A. Hitler tot war, erklärten manche, für sie wäre der Krieg zu Ende, denn nun wären sie von ihrem Eid entbunden, wir waren ja auf die Person vereidigt. Aber solche Reden waren auch noch gefährlich und führten zu Verurteilungen und Degradierungen. Doch dann kam der 8.Mai und damit die bedingungslose Kapitulation Deutschlands. Auch die Festung musste bedingungslos ohne irgendwelche Zerstörungen der militärischen Anlagen übergeben werden, andernfalls würde sie noch bombardiert werden, hieß es. Es war ein eigenartiges Gefühl, als es hieß, alle Waffen und militärische Geräte auf einen Haufen werfen und damit der Krieg, mit dem wir sechs Jahre gelebt hatten, war aus. Was würde nun kommen.

Die Gefangenschaft stand uns bevor, wie würden wir sie überstehen, wie würde sich der Sieger gegen uns verhalten? Ich hatte meine Netze verbrannt, auch die Drahtreize zerstört. Abends, ich war gerade dabei irgendetwas zu braten, kam der Leutnant Bittner zu mir. Ich wusste nicht, was er von mir wollte. Ich bot ihm einen Stuhl an und er setzte sich. Dann kam er heraus. Tiefert, sprach er: Was wird nun wohl aus mir" Sie wissen doch warum. Ja ich wusste es. Die H.J. Schule machte ihm Sorgen. Doch was sollte es. Wer wusste das schon und ich sagte es ihm. Was soll schon passieren, Herr Leutnant, sagte ich. Sie werden sicherlich genauso behandelt wie alle anderen Offiziere. Es kam auch so. Aber er hatte sich doch Sorgen darum gemacht. Er war ja sonst immer ein anständiger Kerl gewesen. Er war noch sehr jung und unerfahren, aber er ließ immer mit sich reden. Wir bekamen den Befehl, es war ja noch immer militärische Ordnung, in ein großes Barackenlager am Rande der Stadt Morlaix zu marschieren. Ich musste mit 10 Mann schon vorher hin und Quartier für die Kompanie machen. Ich musste durch die Stadt, die schon von den de Gaulletruppen besetzt war. Es war das reinste Spießrutenlaufen. Wir hatten nur Koppel umgeschallt, aber keine Waffen mehr. Schmährufe ertönten von allen Seiten und gespuckt wurde auch, jedoch die französischen Offiziere sorgten dafür, dass wir nicht angegriffen wurden und unbehelligt in dem Lager ankamen. Nachmittags kam die gesamte Kompanie. Die Offiziere wurden von uns getrennt. Es war nicht viel Platz, denn laufend trafen Kompanien und Batterien ein und alles wollte untergebracht werden. Ein heilloses Durcheinander entstand. Verpflegung gab es auch kaum. So hausten wir bis zum 11.Mai. Einmal mussten wir noch antreten und die Offiziere verabschiedeten sich. Am 11. Mai 1945 wurden wir offiziell von den Franzosen als Kriegsgefangene übernommen. Es begann der Abmarsch in ein großes Lager, wo Fliegerhallen standen, dort sollten wir hinein. Doch vorher stand uns noch Anderes bevor. Wir mussten alle durch eine Baracke. De Gaulle- Soldaten waren hier am Werk. Jeder musste durch diese Baracke. Als erstes bekam ich zwei Schläge ins Kreuz, weil ich nicht Bon jour, also Guten Tag, gesagt hatte. Dann wurden die Personalien aufge-

nommen und alles Geld musste abgegeben werden, man musste sogar noch unterschreiben. Dann kam ein Soldat und ich wurde gefilzt, das heißt, ich behielt nur das Allernotwendigste auf dem Leib und auch sonst, sogar Taschentücher wurden weggenommen. Photographien angesehen, und wehe es wären französische Mädchen dabei gewesen mit einer französischen Widmung, Uhren und Ringe und sonstige Schmucksachen wurden weggenommen. Ich stand zuletzt im Unterzeug und durfte mir dann die Uniformhose und Jacke anziehen. Ich hatte Glück, ich konnte einen Pullover, den ich hatte, behalten und den Mantel, das war alles. Beim Hinausgehen gab es wieder zwei Schläge in den Rücken. Mein Kollege Bootsmaat Schwanitz musste sich ganz nackt ausziehen und so ein 16-17 jähriger Soldat pikte ihn noch mit einem Dolch in den Hintern. Es war eine richtige menschliche Erniedrigung. Aber was half es, wir mussten durchhalten, uns fügen. Es ging anderen schlechter. Wir haben es mit angesehen. Manche mussten sich nackt ausziehen und dann jedes Kleidungsstück, was sie behalten sollten, einzeln hinaustragen und jedes Mal in der Tür bekamen sie Prügel und draußen stand ein Soldat und schoss mit einer MP immer an den Beinen entlang, einige wurden dabei verletzt. Wir wurden dann in eine umschlossene Halle mit Zementfußboden untergebracht. Vergessen will ich nicht, bevor wir durch diese Baracke mussten, lagerten wir in den offenen Fliegerhallen, alle Einheiten noch so einigermaßen beieinander. Hier schon versuchten französische Soldaten den Gefangenen Uhren und Schmucksachen abzunehmen. Es war gefährlich sich zu weigern. Den einen Soldaten hatten sie, da er sich weigerte seine Armbanduhr abzugeben, durch die Hand geschossen und mit der Kugel noch einige andere verletzt. Einige Heeresteile hatten dort noch ihre Verpflegungswagen rein gefahren, die regelrecht geplündert wurden. Richtig verteilt hätte es für viele gelangt. Ebenfalls die Sudetendeutschen, die meinten, dass sie Tschechen wären. Viele waren weder Polen noch Tschechen, aber sie versprachen sich dann wohl eine Entlassung aus der Gefangenschaft! Der Matrose Vrona, der Volksdeutsche, der sich am Südufer, wie bereits geschrieben, der unerlaubten Entfernung von der Truppe schuldig gemacht hatte

und dann wieder bei unserer Einheit war, verabschiedete sich von mir. Er war auch wirklich kein richtiger Deutscher. Sonst war er aber kein schlechter Kerl. Die Sudetendeutschen, wir hatten auch einige in unserer Mannschaft vom Schiff, sie waren Freiwillige. Sie traten ebenfalls mit raus und antworteten dem französischen Offizier auf seine Frage: „Seid ihr Tschechen?“ mit einem lauten ja! Was sollte man von diesen Menschen halten. Sie wussten wohl überhaupt nicht, was sie waren. Wir bekamen in der Unterkunft, sofern man diese Hallen so bezeichnen konnte, kaum etwas zu essen.

Wir mussten auf dem kahlen Zementfußboden liegen, konnten uns nur mit dem Mantel zudecken. Es wurden einige Male Arbeitskommandos gesucht zu Aufräumarbeiten im Hafen. Ich habe mich immer gemeldet und bin auch öfter mitgekommen. Es gab dann etwas zu essen. Einmal fand ich in einer verlassenen Flakbatterie einige Büchsen mit essbarem Grünzeug, die ich mitnahm. So konnte ich wenigstens den größten Hunger stillen. Manchmal kamen die Soldaten von der Wache ins Lager und suchten ganz bestimmte Personen und wenn sie die fanden, schlugen sie sie solange, bis sie blutig zusammenbrachen. Vielleicht hatten sich diese Gefangenen etwas zu Schulden kommen lassen und man war dahinter gekommen, ich weiß es nicht. Oft schossen die Posten nachts von außen ins Lager und durch die Querschläger gab es Verletzte. Eines Tages, es war wohl so nach 13 langen Tagen, hieß es, wir würden abtransportiert, ins Innere von Frankreich. Es kam auch so. Wir wurden in Güterwagen in denen noch 10 cm Kohlenstaub lag mit je 50 Mann verfrachtet. Etwas Brot bekamen wir mit. Als Bewachung bekamen wir Marokkaner. So ging die Reise los, wir waren wie die Heringe eingepfercht, konnten uns kaum hinsetzen, da reichte der Platz nicht, also meistens stehen. Wir kamen durch ehemalige Partisanengebiete und diese Bevölkerung war uns besonders feindlich gesinnt. Etliche Male musste der Zug halten vor Brückenüberführungen, denn die Brücke war voller Menschen mit Feldsteinen in den Armen, die sie auf uns werfen wollten. Der marokkanische Offizier räumte dann mit einigen Soldaten die Brücke mit der Waffe in der Hand. Die Marokkaner schossen im Vorbei-

fahren auf alles, was dort umherlief, Hühner, Enten, Hunde und Katzen. Was uns fehlte, war vor allem Wasser, es war sehr warm und wir bekamen nichts zu trinken. Neben mir stand immer ein älterer Soldat, er kam aus dem Grenzdienst und hatte wohl die 50 schon erreicht. Er konnte es kaum noch aushalten und war immer am umfallen, vor allem brauchte er Wasser. Endlich nach gut zwei Tagen hielt der Zug und wir konnten mit dem Kochgeschirr etwas Wasser holen. Es war auch allerhöchste Zeit für meinen Nebenmann, er konnte sich selbst nichts mehr holen. So fuhren wir bis Chlermout ?, dort wurde ein Teil ausgeladen und sollte dort in ein K.G. Lager, wie es hieß. Wir kamen mit unserem Waggon halb unter einer Brücke zu stehen und sollten so übernachten. Auch hier pinkelte man von oben auf uns herab. Aber es gab auch andere, die diese Unholde dabei störten und sie wegjagten, ich muss es so sagen. Am Morgen ging die Fahrt weiter. Gegen Mittag erreichten wir die kleine Stadt Brioude. Hier mussten wir alle aussteigen. Französische Soldaten nahmen uns in Empfang, auch ein hoher Offizier war dabei. Er hatte einen Krückstock mit dem er immer zwischen uns schlug und „Antreten zu Vieren“ rief. Vor dem Bahnhof mussten wir uns dann zu viert aufstellen, er wollte sogar noch eine militärische Meldung haben. Ein Oberfeldwebel hat es dann versucht, wir waren zu viert nicht gewöhnt, er war schon ganz verzweifelt und bat uns doch so aufzustellen. Zuletzt ging es denn und er erstattete den Kapitän der Franzosen die Meldung. Es war natürlich alles Schikane. Dann mussten wir abmarschieren. Es hatte geregnet und überall standen Pfützen, nach kurzer Zeit kam schon: „Alles hinlegen!“ Und das blieb so bei, bis wir zu dem Lager kamen, in das wir hinein und auf einem großen Platz marschieren mussten. Dort standen wir nun, die stolzen deutschen Soldaten. Es kam der Kapitän mit einigen Offizieren und einem Dolmetscher, dem Serg. Bernard. Er sagte uns folgendes: "Der Kapitän und Lagerkommandant ließe uns sagen - Sie sind alles Naziverbrecher und als Verbrecher würden wir auch behandelt, so lange, bis wir zeigen würden, das wir Menschen wären." Ich werde die Worte nie in meinem Leben vergessen können. Dann wurden wir nochmals gefilzt, das heißt von dem Bisschen, was wir

noch besaßen, blieb nichts mehr. Der Kapitän selbst machte damit und knüppelte einen Gefangenen zusammen. Er hatte ihn beim Filzen aufgefordert „Heil Hitler“ zu sagen, der Gefangene wollte nicht und als er es dann unter Zwang tat, schlug er ihn zusammen. Wir wurden kahl geschoren und kannten uns dann selbst nicht mehr. Anschließend wurden uns die Baracken zugewiesen mit der Weisung uns nach 9 Uhr draußen nicht blicken zu lassen, es würde sofort von den Wachtürmen geschossen. Es waren kahle Betten, ohne jede Matratze, nur Bretter, auf denen wir schlafen mussten. Am anderen Morgen kamen einige, die dort schon länger waren, ihnen krabbelten die Läuse in den Brusthaaren und wir wussten nun, was uns bevorstand. Im Laufe des Tages wurden wir fotografiert, mit einem Schild und der Nummer darauf, meine Kriegsgefangenennummer 360661. Auf einem Steckbrief wurde dieses Bild aufgeklebt und auch der Daumenabdruck kam drauf. Auf den Kleidungsstücken, die wir noch hatten, wurde mit Farbe ein P.G. gemalt und nun waren wir echte Kriegsgefangene. Zu essen gab es morgens schwarzen Kaffee, sonst nichts. Mittags erhielten wir 200g Brot und eine Runkelrübensuppe. Es waren Runkelrüben mit Schale gekocht in Salzwasser. Meist hatte man bloß Wasser, von den Rüben war da kaum was drin. Das war alles, was wir am Tag erhielten. Da sollte man nun mit leben. Von denen, die schon länger dort waren, lagen viele in den Krankenbaracken, man sagte an die Tausend. Täglich wurden 1-2 Tote rausgefahren. Ich sah dort Menschen, die wie wandernde Knochengestelle aussahen. Ich hatte nie geglaubt, dass ein Mensch so abmagern kann und dann noch lebt. Viele lagen auch, lebten aber nur noch oben, während sie unten gar kein Gefühl mehr hatten. Ich habe mich oft gefragt, war das nicht auch ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit? 14 bis 17jährige liefen da umher, unterernährt mit dicken Bäuchen. Der Franzose hatte alles mitgenommen, ganze Lazarette ausgeräumt. Es liefen Blinde und Amputierte mit Krücken umher. Was hatte er denn von diesen Menschen? Arbeiten konnten sie nicht, ernähren konnte er sie auch nicht, also wozu? Nur um viele Kriegsgefangene zu haben? Ich habe das, was es gab, immer gleich aufgegessen, der Hunger war groß. Die einzige Arbeit war Läuse absuchen.

Ging der Kapitän durch das Lager, musste man noch grüßen, wer es nicht tat, wurde extra bestraft. Wir fingen natürlich an abzumagern. Mit mir ging es immer noch, aber mein Kollege Schwanitz war schlechter dran. Er war Bergmann von Beruf. Es wurde höchste Zeit aus diesem Todeslager hinauszukommen. Aber wie? Vielleicht wurden mal Arbeitskommandos gesucht. Ich hörte abends immer am großen Eingangstor herum, was am nächsten Tag gebraucht wurde. Eines Abends hörte ich dort, das am nächsten Morgen beim Appell 22 Mann für ein Bergwerkskommando gesucht wurde. Ich berichtete meinem Kollegen davon und er war natürlich dafür, trotzdem er schon ziemlich mager war. Es wurden auch tatsächlich 22 Mann Freiwillige für ein Bergwerk gesucht, wir meldeten uns und wurden nach einer Untersuchung durch einen französischen Arzt auch angenommen. Wir bekamen noch unsere 200g Brot mit und dann konnten wir abmarschieren. 14 Kilometer sollten es sein, so sagte unser Bewacher, ein Jungostslawe. Er konnte etwas deutsch und war sehr vernünftig. Alle paar Kilometer machte er Halt und ließ uns hinsetzen. So kamen wir dann allmählich an unseren Bestimmungsort. Er hieß Arrest. Es waren ehemalige Pferdeställe eines Gutes, wo schon einige Kriegsgefangene, die im Bergwerk arbeiteten, untergebracht waren. Jeder erhielt ein Bett zugewiesen, wir wieder 36 Mann in einem Raum. Das heißt, es waren 36 Bettgestelle vorhanden, es waren aber nicht alle belegt. Wir bekamen dann etwas zu essen. Einen guten Schlag Graupen mit Rinderfett. Am anderen Morgen mussten wir antreten zur Arbeit im Bergwerk. Die Hälfte konnte aber nur mit. Einige konnten nicht aufstehen und einige fielen beim Antreten um und mussten gleich wieder rein gebracht werden. Sie hatten das Essen mit dem Rinderfett nicht vertragen, so schwach wie die Menschen schon waren. Mit mir ging es, obgleich ich auch Durchfall hatte. In der Mine angekommen, erhielten wir Arbeitszeug, eine Hose mit einer Jacke. Eine Ecke Waschkaue war für uns abgeteilt, wo wir uns umziehen konnten mit Haken zum Hochziehen unserer Uniform. Ein Stück Tenseife erhielten wir, um uns nach der Arbeit zu waschen. Nachdem wir uns umgezogen hatten, mussten wir zur Lampenausgabe, wo wir eine Grubenlampe

erhielten mit einer Nummer, ich hatte 494. Diese Nummer musste man am nächsten Morgen sagen und erhielt dann seine Lampe. Dann ging es zum Förderkorb. Auf Sohle 410 sollten wir eingesetzt werden, das heißt nicht alle, aber einige von uns. Mir war nicht sehr wohl, wenn ich an die Tiefe dachte. Aber es fuhren ja eine ganze Menge Menschen runter und so mochte ich ja wohl auch wieder ans Tageslicht kommen. Als Letzte fuhren wir mit einem Steiger runter. Unten wurden wir gezählt und mussten dem Steiger folgen, wohl so sieben bis achthundert Meter durch einen großen Stollen, wo Schienen lagen und eine Haspel die vollen Loren bis zum Förderkorb zog. Dann kam eine Gabelung, wo schon einige Bergleute der Franzosen standen. Wir wurden ihnen zugeteilt. Mein Chef wurde ein kleiner Italiener Paul mit Namen. Er konnte kein Wort Deutsch und ich nur ein paar Worte Französisch. Ich musste noch ungefähr 500



Meter mit ihm durch die Stollen laufen und es wurde immer wärmer, dann waren wir an seiner Arbeitsstelle. Er zog sich nackt aus, bis auf die Schuhe und Kopfbedeckung, einen Gürtel, an dem hing seine Lampe. Ich entledigte mich ebenfalls von meinem Arbeitsanzug. Es war auch so warm, das einem der Schweiß schon im Stillstehen herunter lief. Da sollte man noch arbeiten. Aber es ging los, ich musste ihm überall zur Hand gehen. Unser Streb war halb Kohle und halb Stein. Die halbe Seite Kohle wurde mit dem Presslufthammer raus gebohrt oder geschlagen und ich musste sie in die Lore schaufeln, denn ein Schienenstrang lief bis nach uns ran und wurde immer wieder so wie wir vorgingen verlängert. Der stehengebliebene Steinklotz wurde mit einem langen Steinbohrer angebohrt, in die Löcher kam eine Sprengladung mit Lehm verschmiert. Waren

genügend Ladungen angebracht, kam der Steiger, wir mussten den Stollen verlassen und er zündete dann die Ladung. So wurde die Seite mit Stein vorgetrieben. Die Kohle sollte sich dann wieder verbreitern, hatte der Geometer festgestellt und so musste der Stein mit weg. Auch die herausgesprengten Steine musste ich in Loren einladen, sie wurden an anderen Stellen gebraucht, um ausgebeutete Schächte und Stollen dicht zu machen. Unser Streb war oben ungefähr zwei Meter und unten über drei Meter breit, damit nichts einstürzte wurde mit Holzstämmen verbaut, das heißt abgestützt. An den Seiten waren die Stempel und oben darüber die Kappen. So wie wir vorwärts kamen, wurden von hinten halb durchgeschnittene dünne Stämme über die Kappen mit dem Hammer vorgetrieben, ebenfalls an den Seiten, damit gleich wieder ein Halt da war. Mein italienischer Kollege Paul war auch nur ein armer Mann. Er hatte vier Kinder und wohnte recht ärmlich. Trotzdem wollte er mir oft von seinem Frühstück was abgeben. Brot bekamen wir genug, 600 Gramm Weißbrot pro Tag. 100 Gramm behielt die Küche für Mehl und dergleichen. Anfangs war es nur trocken Brot, aber bald bekamen wir etwas Margarine und auch Zucker, ab und zu etwas Marmelade. Nach der Schicht gab es Mittagessen. Es waren immer ein Schlag Graupen. Von Montag bis Sonnabend, immer gab es Graupen, einmal mit etwas Fleisch und einmal, freitags, gab es Ziegenwurst dazu. Nur sonntags gab es etwas anderes, auch Kartoffeln. Wer alles essen konnte, brauchte nicht hungern, obgleich die schwere körperliche Arbeit Appetit machte. Mein lieber Paul war nur ein kleiner Mann, und wenn ihm etwas nicht gelingen wollte, konnte er fluchen und schimpfte wie ein Rohrspatz. Er hatte eine Unmenge Schimpfwort auf Lager, die er alle herunter rasselte, aber sonst war er ein friedlicher Mann und ich kam ganz gut mit ihm aus. Eine halbe Stunde war Frühstück, dann ging es weiter bis zum Schluss. Zurück zum Förderkorb mussten wir laufen. Als Letzte führen wir mit dem Steiger aus. Unser Reviersteiger war ein erfahrener Bergmann und 12 Jahre Steiger, wie wir erfuhren. Sein Bruder sollte in Dachau in Deutschland umgekommen sein, wurde erzählt. Er hat es uns aber spüren lassen, jedenfalls war er so im



Umgang korrekt. Nach dem Ausfahren musste wir die Lampe abgegeben, uns waschen in der Waschkau mit warmen bis heißem Wasser. Dann zogen wir uns um und warteten auf den Abmarsch. Waren alle fertig, marschierten wir ab ins Lager, so 15 Minuten, dann waren wir da. Dann gab es Essen. Wenn man nicht gerade Küchendienst hatte, war ausschließlich Ruhe. Man konnte sich hinlegen oder draußen sitzen. Das Lager war umgeben mit einem vier Meter hohen Stacheldrahtzaun. Manchmal kamen auch Zivilisten und holten sich einige Kriegsgefangene zur Arbeitshilfe im Weinberg oder Garten und dergleichen, war aber freiwillig. Aber es fanden sich immer welche, denn meistens konnte man gut zu Abend essen bei diesen Leuten. Ich hatte mich auch oft gemeldet. So vergingen die Tage. In die Heimat, zu den Angehörigen, durften wir eine vorgedruckte Karte schreiben. Viele wussten überhaupt nicht, ob die Angehörigen noch lebten und bekamen auch gar keine Antwort. Ich bekam Antwort, meine Eltern lebten und meine Heimat, die Insel Usedom war deutsch geblieben. Nach einigen Monaten erhielten wir Zuwachs, das heißt amerikanische Kriegsgefangene aus dem Lager Andernach waren dem Franzosen übergeben worden zum Arbeitseinsatz und diese sollte nun in diesem Bergwerk arbeiten. Unser Raum war jetzt voll mit 36 Mann belegt. Diese Kollegen waren auch ziemlich herunter gekommen und ausgehungert, jedenfalls taten sie so. Sie wurden nun auch verteilt auf die beiden Minen, auch auf Sohle 410, wo ich arbeitete kamen einige dazu. An einen erinnere ich mich noch besonders, er wurde einem älteren Hauer, der überall an den Aussteifungen Reparaturen durchführte, zugeteilt. Er war bei

Schichtschluss so schwach, das er nicht mehr laufen konnte, alleine schon die Wärme konnte einem arg zusetzen. Nachdem ich ein halbes Jahr mit meinem Kumpel Paul gearbeitet hatte, nahm mich der Steiger dort weg. Ich kam an die Hauptstrecke, an einem schräg nach oben führenden Stollen mit einem Schienenstrang und einem Signalsystem. Hier musste ich volle und leere Loren in Empfang nehmen, verschieben und andere an das Seil anhängen und dann ein Signal ziehen, worauf die Haspel, die von einem Franzosen bedient wurde, diese Loren wieder nach oben zog. Auch Holz zum Verbau ging nach oben, oder volle Loren mit von der Kohle ausgewaschenen Steinen, die zum Zuschütten von Steilschächten gebraucht wurden. Es waren unterschiedliche Signale, die dann gezogen wurden. Auch wenn ein Mensch, zum Beispiel der Steiger, mit hoch ging. Über 120 Meter war dieser Schrägstollen lang und sollte angeblich oben über 50 Meter höher liegen. Unten, wo ich stand und arbeiten musste, war es nicht sehr warm und es zog auch etwas durch die Luftführung. Kam man aber, wenn mal eine Lore entgleist war, halb den Schrägstollen hoch, dann wurde es gewaltig warm. Durch den dauernden Luftzug bekam ich oft Halsschmerzen. Das Bergwerk war durch den Krieg nicht modernisiert worden, war veraltet. Pferde und Esel zogen auf den einzelnen Strecken noch die Loren. Als ich noch bei Paul, dem Italiener, war, fuhr Alex, ein Ungar, mit dem Pferd die Loren weg. Er war ledig und sparte auf ein Fahrrad, wie er mir erzählte. Dann fuhr ein Franzose die Loren bis zur Hauptstrecke, Rene hieß er, und war mal zwangsdeportiert nach Deutschland und konnte ein paar Brocken Deutsch. Er war oft brutal zu dem Tier. Es zog nun einmal nur eine bestimmte Zahl volle Loren, war einer mehr angehängt, war es aus und da konnte der Franzose sich immer mächtig darüber ärgern. Dann kam für kurze Zeit ein Italiener, der konnte unheimlich schimpfen mit dem Gaul, aber geschlagen hat er ihn nicht. Als nächster kam ein 16jähriger Pole, der ging sehr gut mit dem Tier um, und es ging auch. Oben bei der Haspel war auch ein Esel, aber der hatte seinen Kopf auch sehr für sich. Er zog nur, wenn er es für richtig befand und hat die Franzosen, die dort arbeiteten, manchmal zur Verzweigung gebracht.

Neben meiner Arbeitsstelle befand sich ein ausgebeuteter Stollen mit einigen Schienen. Ich stellte dort im Moment nicht gebrauchte Loren ab, ging auch dort austreten. Eines Morgens, als ich meine Arbeitsstelle betrat, war der Stollen zu. Eine gewaltige Masse Gestein war von oben gekommen, hatte die morsche Absteifung durchschlagen und den Stollen, es waren noch einige Loren drin, vollkommen dicht gemacht. Er wurde aber auf Anordnung des Steigers wieder geöffnet, aber ich bin nie wieder weit hinein gegangen. Überhaupt, wenn man so stand, hörte man es überall knacken, knistern und rieseln. Etliche Male wurden an meiner Arbeitsstelle die Kappen und auch Streben ausgewechselt. Dicke Baumstämme waren geknickt wie ein Streichholz. Hinsetzen sollte man sich allein auch möglichst nicht, wegen dem Einschlafen und dem Gas, obgleich es mit dem Letzteren auf dieser Sohle nicht so schlimm war, wie uns versichert wurde. Ratten waren auf der Hauptstrecke auch, waren wohl mit dem Stroh und Heu für die Tiere nach unten gekommen. Haben mir ein paar Mal mein Brot zum Frühstück auf oder angefressen, trotzdem ich es an einem Draht aufgehängt hatte. Mit den anderen Bergarbeitern, viele waren Ausländer Italiener, Polen, Tschechen, Jugoslawen, Spanier, Portugiesen, sind wir, nachdem wir einige Zeit mit ihnen gearbeitet hatten, gut ausgekommen. Es war eine Kameradschaft und auch Hilfsbereitschaft, wie ich sie vorher nicht kennengelernt habe. Gewiss waren einige aufgehetzt gegen uns, hatten vielleicht auch besonders unter der deutschen Besatzung zu leiden gehabt. Man konnte es ihnen nicht verdenken. Wir erhielten eines Tages wieder Zuwachs, es waren SS Leute, sollten ebenfalls dort im Bergwerk arbeiten. Doch dazu kam es nicht. Die französischen Kollegen streikten daraufhin und lehnten es ab, mit ehemaligen SS Leuten zu arbeiten, daraufhin kamen sie wieder fort. Zwischen ihnen befand sich auch ein SS Mann, der auf der Insel Usedom, genauer im Ostseebad Ahlbeck beheimatet war. Er war der Sohn vom Optiker Winkler, der ebenfalls Optiker war. Wir kamen ins Gespräch und er erzählte mir, wie er zu der SS gekommen war. Falls ich eher entlassen würde, bat er mich, seinen Vater aufzusuchen und ihm zu sagen, dass sein Sohn leben würde. Ich habe es auch getan und sein

Vater hat sich sehr gefreut. Allerdings, als ich ihn nach Jahren selbst traf, tat er so, als ob er mich nicht kennen würde. Warum? Ich weiß es nicht. Ein weiterer Landsmann war noch da von Andernach mitgekommen, ebenfalls aus Ahlbeck, Fritz Völkel, ehemaliger U Bootfahrer und ein ziemlicher Aufschneider, er war mir nicht sehr sympathisch, trotzdem habe ich seine Eltern in Ahlbeck aufgesucht und ihnen von ihrem Sohn berichtet.

So verging das Jahr 1945. Weihnachten kam heran. Wir wollten dieses Fest auch so aufziehen, wie wir es kannten. Neben der Küche war noch ein größerer Raum und dort wollten wir uns versammeln, so etwas wie einen Baum hatten wie auch besorgt. Es waren auch fast alle da. Unter uns waren auch die gegenüber von uns wohnende Kantinenwirtin und ihre Tochter Ottilie und ein ebenfalls dort wohnender Italiener, der schon 15 Jahre nicht mehr bei seiner Familie gewesen war. Ein Kollege hielt eine schöne Ansprache und schon hier senkten sich viele Köpfe. Wir sangen dann die uns bekannten Weihnachtslieder und nun war es schlimm. Männer weinten wie Kinder, ein Kopf nach dem anderen senkte sich. Selbst die Kantinenwirtin schluchzte laut. Sie konnte es auch nicht mit ansehen, wenn so Männer weinen. Viele waren ja auch Jahre nicht mehr bei ihrer Familie gewesen und wussten auch jetzt noch nichts von ihr.

Zum Weihnachtstag gab es auch Kartoffeln und etwas Fleisch und vom Roten Kreuz erhielt jeder ein paar Zigaretten und ein paar Stückchen Schokolade. Das Rote Kreuz hat sich sonst kaum um uns gekümmert. Die sich wirklich etwas um uns bemühten war der Verein christlicher junger Männer, kurz Ymka genannt. Sie haben für vieles gesorgt, um uns die Lage in der wir waren, wenigstens etwas angenehmer zu machen. Malutensilien, Musikinstrumente, Bücher usw. erhielten wir. Wir waren diesen Menschen sehr dankbar, dass sie sich so um uns bemühten. Auch die katholische Kirche hat sich bemerkbar gemacht, vor allem durch Buchspenden. Durch das Rote Kreuz erhielten wir auch mehrere Bibeln aus der Schweiz. Ich selbst habe etwas gemalt und auch gelesen, auch in der Bibel. So kam das Jahr 1946 Allmählich hatte man sich an das Bergmannsleben gewöhnt. Morgens um 1/2 fünf kam der Ruf:

"Alles aufstehen, der Kaffee ist schon weich!" Man zog sich an, holte sich den Kaffee, packte sich etwas Brot ein. Natürlich musste man sich erst waschen und auch Zähne putzen, wenn auch nur mit kaltem Wasser. Als Schuhe hatten wir die Holländer Holzschuhe und dann barfuß, denn die Strümpfe waren allmählich zerfallen. Dann kam: "Raustreten und Durchzählen", war das beendet, "Rechtsrum Marsch". Nach gut 10 Minuten, ich habe es schon beschrieben, waren wir da und alles andere nahm seinen gewohnten Lauf. Wir hatten in unserem Raum keinen Ofen und es war nachts oft bitter kalt. Wir beschlossen uns selbst einen zu bauen. Im Werk standen eine Menge Steine und so beschlossen wir: Jeder bringt jeden Tag einen Stein in seinem Brotbeutel mit, nicht mehr, es sollte ja nicht auffallen. Lehm hatten wir auch besorgt. Ein Maurerpolier aus unseren Reihen hat ihn dann gebaut. Der französische Maurermeister vom Werk, der dahinter gekommen war, hat nicht schlecht gestaunt. Aber da er selbst im ersten Weltkrieg Kriegsgefangener in Deutschland gewesen war, er konnte etwas deutsch sprechen, hat er Verständnis gezeigt, wenn er auch erst ein bisschen gemeckert hat. Einen Tag waren mal 15 Grad Kälte und auch etwas Schnee, aber sonst war es nicht so sehr lange kalt. Durch das viele Rinderfett, oder auch durch was anderes, bekamen viele Gefangene Geschwüre. Ich selbst hatte auch eine Menge, sie waren allerdings nicht sehr groß, aber doch schmerzhaft. Einige mussten dadurch ins Hauptlager zurückgebracht werden. Allmählich kam es auch zu einigen kulturellen Veranstaltungen. Kleine Theaterstücke wurden aufgeführt. Ein Tanzzirkel wurde eröffnet, denn wir hatten einen Tanzlehrer aus München in unserer Mitte und viele der Jüngeren waren mit Begeisterung dabei Tanzen zu lernen. Einige konnten Musikinstrumente spielen, so ging das ganz gut. Unser Raum war voll belegt und es waren die unterschiedlichsten Berufe und Ansichten vertreten, Katholiken, Evangelische, Freidenker, Bibelforscher, Atheisten, alles durcheinander. Oft haben sich einige ganz schön gestritten. Bei den Berufen gab es Rechtsanwälte, studierte Weinbauern, Installateure, Lokomotivführer, Maurerpoliere, Obstanbauspezialisten, Schlosser, einfache Arbeiter und solche, die durch den Krieg noch

nichts erlernt sondern eben nur Soldat geworden waren. Einer war Rechtsberater vom Gauleiter in Halle gewesen. Er wurde später unser Sanitäter, wurde dann aber ins große Lager zurückgeholt. Der Franzose hatte herausbekommen, dass er ein alter P.G. (Parteigenosse), als Nazi war. Einige waren im KZ gewesen, sie wurden aber bald entlassen. So vergingen Tage und Wochen. Wir durften nun auch mehr schreiben, nicht nur an die nächsten Angehörigen. Auf unserer Stube oder Raum lag einer, er hieß Rudi Sch.. Er war aus Dresden und erhielt nun erneut Bescheid, dass bei dem Bombenangriff auf diese Stadt sein Haus, seine Frau und beide Kinder umgekommen sind, beziehungsweise das Haus vollkommen zerstört war. Der Mann war gänzlich fertig. Acht Tage hat er mit niemand gesprochen und wie er sich wieder einigermaßen gefasst hatte, erklärte er Deutschland gäbe es für ihn nicht mehr, er würde nie wieder dorthin zurückkehren. Er hat sich dann später verpflichtet dort im Bergwerk zu bleiben. Manche erhielten Nachricht, dass ihre Frauen Kinder bekamen, trotzdem der Mann Jahre nicht zu Hause gewesen war. Angeblich von Besatzungssoldaten, einige hatten zwar farbige Nachkommen, nach dem Schreiben, durch Vergewaltigungen. Konnte ja stimmen, der Mann musste es mindestens glauben. Das waren alles so Schicksale. Einer wurde durch seine Braut, einer Elsässerin, weggeholt, die wollte ihn heiraten.

Frauen konnten wir uns nur von weitem ansehen. Sie gingen manchmal auf der Straße vor unserem Zaun vorbei. In der Nähe wohnte ein Spanier, der hatte drei Töchter, eine sah immer besser aus wie die andere. Eine hatte einen Hüftfehler, aber die sah am besten aus. Die Tochter der Kantinenwirtin, eine Italienerin, sah auch sehr gut aus, aber diese Frauen gehen später mächtig auseinander. Ihre Mutter hatte mindestens so 2 1/2 Zentner und ihre Tante noch mehr. Unsere Bewachung waren zwei Franzosen, die in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen waren. Der eine war sehr gehässig. Der kam aber wieder weg und dafür erhielten wir einen Mann mit einem Holzbein. Er trug einen großen Revolver und einen riesigen Sombrero und hatte einen großen Schnauzbart. Er hatte den Spitznamen Tito bekommen, sah wie ein Räuberhauptmann aus. Er wollte es nicht

hören, als er erfuhr, dass er mit Tito bezeichnet wurde und protestierte dagegen. Ab neun Uhr abends musste alles ruhig sein, auch nicht gelacht werden, dann reif man, nicht lachen - schlafen. Wenn alles lag, fingen manche an zu erzählen. Ihre Erlebnisse und auch Witze, aber das Lachen mussten wir uns dann verkneifen. Geplagt wurden wir von Läusen und Wanzen. Die Läuse wurden wir bald los, durch das amerikanische Pulver, aber mit den Wanzen mussten wir dauernd kämpfen. Es war eine richtige Plage. Ein Stück Pergamentpapier über dem Kopf an der Decke des darunterliegenden Bettes angebracht schützte wenigstens das Gesicht nachts vor diesen Tieren. Sonst hatte man oft ein ganz aufgequollenes Gesicht.

Gestreikt haben wir auch, das kam so: Wir mussten jeden Sonntagvormittag arbeiten. Laut Genfer Konvention stand uns aber ein freier Tag in der Woche zu. So beschlossen wir den Sonntag nicht zu gehen. Es war unter den Arbeitern ein ziemliches Hallo, aber wir blieben fest. Am Montag sind wir wieder normal zur Arbeit gegangen. Nachmittags kam dann der Kapitän vom großen Lager, es war ein Neuer. Wir mussten antreten und er hielt eine Ansprache. Er wies in seiner Rede darauf hin, dass die Zerstörungen in Frankreich in der Hauptsache von den deutschen Soldaten verursacht wurden. Jeder Franzose würde zum Wiederaufbau Frankreichs einen Sonntag im Monat arbeiten und genau dasselbe würde er auch von jedem Kriegsgefangenen verlangen. Er bestimmte nun, dass jeder von uns einmal im Monat einen Sonntag arbeiten musste. Wir waren auch damit einverstanden, wir wollten nur nicht jeden Sonntag arbeiten. Es war also doch ein Erfolg gewesen. Die Verpflegung wurde allmählich auch etwas besser. Bei Krankheiten mussten wir zum Arzt Dr. Juin in St. Florin, eine kleine in der Nähe liegenden Stadt. Einige Nonnen waren als Schwestern bei ihm beschäftigt, die waren immer sehr nett und mitfühlend. Abschürfungen, Quetschungen und kleine Verletzungen gab es jeden Tag im Bergwerk und die Arbeiter waren auch da sehr kameradschaftlich in ihrer Hilfe. Einmal waren zwei Gefangene ausgerückt. Bemerkte wurde es erst nach zwei Tagen. Beim Abzählen war immer einer aufgerückt. Uns wurde daraufhin die Brotration gesperrt. Wir konnten also kein Frühstück mitnehmen. Als

nun Frühstückspause kam, fragte der Franzose, der damals gerade mit dem Pferd arbeitete, wo denn mein Frühstück wäre. Ich erzählte ihm die ganze Angelegenheit und sagte auch, dass wir doch nichts dafür könnten. Er gab mir daraufhin von seinem Frühstück einen Teil ab, denn er meinte auch, das wäre ungerecht, sie hätten ja besser aufpassen können.

Als wir zum Förderkorb zur Ausfahrt kamen, war dort ziemliches Gerede unter den Kumpeln und soweit wir es mitkriegten, handelte es sich um diese Fluchtgeschichte. Jedenfalls hatten sie etwas unternommen, denn wir bekamen unsere Brotration nach, also doppelt. Ja so waren sie, ich muss es ihnen zur Ehre sagen. Wenn sie merkten, dass man ordentlich gearbeitet hatte, konnte man auch auf ihre Hilfe rechnen. Überhaupt, diese Feindschaft zwischen den Völkern die gibt es gar nicht. Was früher so gelehrt wurde ist doch großer Unfug. Ich jedenfalls bin mit allen gut ausgekommen, mit denen ich gearbeitet habe. Einmal wurde ein Italiener krank und ich musste ihn vertreten. Es war eine besonders schlechte Arbeitsstelle. Ich musste einen Steilstollen, wo eine Eisenleiter angebracht war, hochsteigen, so an die 90 Stufen. Ein niedriger Stollen, so von 1,50 Meter Höhe und 20 Meter Länge führte zu einer Rutsche mit einem Schieber. Hier musste ich Kohle abfüllen in einer Schüttlore und zu einem Schacht fahren, der sich neben dem Aufstiegschacht befand und dort hineinschütten. Unten wurde diese Kohle ebenfalls wieder abgefüllt und ging dann weg. Es war hier unbeschreiblich warm. Die Luftführung äußerst schlecht. Beim Abfüllen staubte es so stark, das ich bald vollkommen schwarz aussah. Durch das Schwitzen klebte eine dicke Kohlenstaubschicht am ganzen Körper. Außerdem war ich die ganze Zeit allein. Ich war nach einigen Tagen ganz verzweifelt, mit Mühe konnte ich eine ganze Schicht bei der Wärme durchhalten. Hier begriff ich, wenn man nicht mehr weiter weiß, etwas tun kann, was man sonst nicht tun würde. Aber in meiner allergrößten Not wurde ich dort wieder weggenommen und kam wieder an die alte Arbeitsstelle an den Schrägstollen, wie war ich froh. Habe mich dann immer bemüht meine Arbeit hier zur vollen Zufriedenheit des Steigers auszuüben. Bis auf ein paar Tage bin

ich dann auch immer dort geblieben.

Manchmal kam auch eine Arbeitskommission, bestehend aus drei Hauer vorbei und fragte mich nach Dies und Jenes, auch der Obersteiger und der Ingenieur. Der Obersteiger, der, irgendwie wusste ich das, ledig war, fragte immer, ob ich nicht eine Französin heiraten und dableiben wolle. Ich musste dann schon eine Ausrede gebrauchen. Sagte dann, ich hätte doch in Deutschland eine Verlobte, die ich heiraten wolle und da ginge das nicht, obgleich das ja nicht stimmte. Was sollte ich wohl für immer im Bergwerk? Das war nicht meine Absicht. Der Steiger war ein Mann Anfang der Vierzig und wie gesagt 12 Jahre Steiger, ein erfahrener Mann, wenn irgendwo etwas schief gegangen war, konnte man ihn flitzen sehen. Für gewöhnlich, wenn er guter Laune war, hörte ich ihn schon immer von weitem, er piffte dann alte Walzermelodien und da wusste ich genau wer kam. Die Arbeiter spielten ihm manchmal auch einen Streich. Er hatte die Angewohnheit bei den vollen Loren mit Kohle oben reinzufassen und so die Güte zu prüfen. Die Franzosen aber hatten manchmal oben ein flaches Loch gemacht und dort ihre Notdurft verrichtet und wieder mit Kohle bedeckt und so hatte er denn hinein gefasst. Auch mir spielten sie oft einen Streich. Holz zum Verbrennen wurde auf die dafür vorgesehenen Loren mit Ketten befestigt und diese Ketten kamen dann mit leeren Loren wieder zurück, aber in diese leeren Loren hatten sie oft ihre Notdurft verrichtet und die Ketten lagen darin, meistens merkte ich schon am Geruch, was los war, aber einige Male hatte ich mir die Hände ganz schön vollgeschmiert. Einmal, ich war gerade nicht da, als die Loren zurück kamen, und der Franzose, der mit dem Pferd gerade da war, nahm alle beide Loren in Empfang, ausgerechnet mit zwei Ketten, die beide im Kot lagen und er hatte sich die Hände richtig vollgeschmiert. Da war aber was los, der wurde ganz wild. Da zwei volle Loren wieder hoch gezogen werden sollten, nahm er ein Stück Holz und schmierte die Kupplungshaken und auch den Seilhaken ganz voll Menschenkot und dann zog er das Signal, ich konnte ihn nicht bremsen. Die dort oben hatten sich nun natürlich die Hände vollgeschmiert und an den nächsten Loren stand mit Kreide ein großer Vers, er hat ihn gelesen und dann gelacht. An

die nächste Lore, die hoch ging, hat er dann seinen Vers geschrieben. Er hat es dann dem Steiger berichtet, der ging mit hoch und von da an war es vorbei. War ja auch eine Schweinerei. 50 Meter weiter von meiner Arbeitsstelle war ein weiterer Schrägstollen und wenn bei mir nicht viel war, habe ich an beiden gearbeitet. Dem Steiger gefiel das, denn er hatte meistens keinen Mann dafür.

Viele von den Polen wollten zurück in ihre Heimat, weil es dort nun so kommen würde, wofür sie immer gekämpft hatten. So verging langsam auch das Jahr 1946. Tag für Tag standen wir vor unserem Förderkorb, fuhren ein und wieder aus. Auf meiner Schicht arbeitete ein Gefangener, der konnte sehr schön singen, er hieß Wilhelm Maus. Er stimmte manchmal, wenn wir in den Förderkorb zur Ausfahrt gestiegen waren, ein Lied an. Dem Steiger gefiel das und oft sagte er dann: "Maus ein Lied". Er stimmte dann meistens ein Wiener Walzer Lied an, da er wusste, dass der Steiger diese Melodien besonders liebte. Ja wir hatten uns allmählich eingewöhnt, die Bergleute kannten uns und wir sie. Bei vielen wussten wir auch die politische Einstellung. Von den Ausländern konnten viele deutsch sprechen, manche hatten auch schon in Deutschland im Bergwerk gearbeitet. Nach der Ernte 1946 wurde auch das Essen besser und wir durften uns Kartoffeln einmieten in einem kleinen Stollen, dicht bei unserer Unterkunft. Fußball durfte schon gespielt werden, es gab doch einige Erleichterungen. Für die Fremdenlegion wurde auch geworben, man suchte gesunde kräftige Leute, aber es wollte nur einer und den wollten sie nicht, er hatte schlechte Zähne. Einen degradierten SS Mann hatten wir auch, den wollten sie gern haben, aber der wollte nichts mehr vom Soldatensein wissen, der war in einer Strafabteilung gewesen und hatte die Nase voll. Es wurde nun auch gebastelt und auch gemalt, manche machte Musik und zu Weihnachten 1946 hatte schon jeder Unterkunftsraum einen Weihnachtsbaum. Dieses Weihnachten wurde doch etwas fröhlicher, ein bunter Abend sorgte für gute Stimmung, wenn auch viele mir ihren Gedanken in der Heimat bei ihren Angehörigen waren.

Das Jahr 1947, was würde es uns bringen? Wenig wussten wir über die Geschehnisse in

Deutschland. Wir bekamen zwar einige französische Zeitungen, aber nur wenige konnten darin lesen. Ein Kollege in unserer Unterkunft konnte französisch sprechen und auch lesen. Er hat uns dann immer das Wichtigste vorgelesen. Dieser Mann, ein hochintelligenter Mensch, war sehr fromm. Bevor er ins Bergwerk einfuhr, hat er erst einmal gebetet. Aber das war jedem seine Sache, das ging uns ja nichts an. Der französische Pfarrer kam auch des Öfteren und hielt Gottesdienst mit den Katholiken. Er war in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen und konnte ganz gut deutsch. Die deutschen katholischen und auch evangelischen Pfarrer waren ebenfalls einige Male da. Den katholischen brachten die gegenüber wohnenden Italiener extra was zu essen, der evangelische musste das essen, was wir bekamen, dieser war aus Vorpommern und hatte sich freiwillig zur Kriegsgefangenenbetreuung gemeldet. Viele haben die Pfarrer angepöbelt, mir war so etwas zuwider. Wir konnten nun sonntags auch mal etwas raus gehen, vor den Stacheldraht und wenn Fußball gespielt wurde auch zuschauen. Mein Kollege Hahnenkamp und ich sind dann manchmal auch etwas weiter gegangen zur anderen Seite von dem Hochland, wo sich ein weites Tal mit vielen Städten und Dörfern erstreckte, ein herrlicher Ausblick. Nur durften wir nicht zu lange bleiben. Eines Tages kam die Meldung, wir würden als Arbeiter eingestuft und bezahlt, würden aber Kriegsgefangene bleiben. Wir sollten Lohn erhalten und davon unseren Unterhalt selbst bezahlen, wenn was übrig bliebe, würde es als Konto geführt. Ich wurde als Rolleur auf meiner Arbeitsstelle geführt. Es gab auch alle zehn Tage eine Abrechnung. Jetzt konnten wir uns auch schon mal dies und jenes kaufen von den Händlern mit dem Bauchladen, die sehr schnell merkten, dass wir nun Geld verdienten. Das ganze Leben wurde ein wenig angenehmer. Auch ein Fotograf stellte sich ein und wer wollte, konnte sich fotografieren lassen. Etwas passierte noch, ein junger Soldat von der Marine, er stammte aus Oberschlesien, war ganz verrückt nach der jungen Italienerin, die gegenüber von uns wohnte. Er glaubte, er hätte große Chancen bei ihr. Er ließ sich ausschließen, indem er auf den Heuboden beim Waschraum stieg. Als alles schlief, stieg

er über den Stacheldrahtzaun. Er hatte genau beobachtet, wo das Mädchen schlafen würde. Er holte sich eine zu dem Haus gehörende Leiter und kletterte in ein Fenster. Gelangte auch in die Kammer des Mädchens, die ihn aber nicht annahm, sondern sich wehrte und laut zu schreien anfang. Der Vater wurde wach, kam nun seiner Tochter zu Hilfe. Der Kriegsgefangene flüchtete nun und sprang aus dem Fenster und verschwand. Er wurde jedoch bald festgenommen. Was hatte er nun davon. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Vielleicht hatten die Franzosen ein bisschen Verständnis für ihn, wo wir doch so ganz ohne Frauen leben mussten. Wir hatten in unserer Unterkunft einen Rheinländer, der konnte es auch nicht aushalten. Lies sich ebenfalls ausschließen und stieg über den Zaun. Es wohnte dort noch ein Mädchen, eine Französin. Er hatte schon vorher mit ihr ausgemacht, was er wollte. Jedenfalls hatte er die Nacht mit ihr bei ihren Großeltern im Ziegenstall zugebracht und war rechtzeitig zurückgestiegen. Der Posten wusste wohl von nichts.

Wir wurden immer wieder abends und auch an freien Sonntagen von Familien zur Arbeit im Garten, Haus und auch vor allem im Weinberg geholt. Es gab dann meistens sonntags sehr gutes Essen. So viele Gänge, man konnte es gar nicht schaffen. Zuletzt war ich noch bei einem Ehepaar, er war tschechischer Abstammung, hatte eine Französin geheiratet. Beim Mittagessen mussten wir, wir waren zwei Mann, am Familientisch mit Platz nehmen. Ich saß neben einer alten Oma. Sie hat so viel auf mich eingeredet und ich verstand kein Wort. Ein Schwiegersohn aus Paris, der ein wenig deutsch konnte, hat mir dann einige übersetzt. Sie wollte, wir sollten nur tüchtig essen, aber man kann sich eben nur satt essen, mehr nicht, sonst wird einem übel und wir wollten doch noch nachmittags arbeiten. Abends bekamen wir dann noch einiges mit.

In meiner Freizeit habe ich gemalt und auch gelesen. Einen Französisch Kursus wollte ich mitmachen, aber ich habe wieder aufgegeben, konnte mich nicht genügend konzentrieren, nach der Arbeit im Bergwerk.

All derer, die sich freiwillig zur Arbeit im Bergwerk gemeldet hatten. Es wurde dann auch amtlich. Am 18. Mai bin ich das letzte

Mal eingefahren, wusste aber, dass nun meine Entlassung aus der Gefangenschaft bevorstand. Habe mich von allen, die ich kannte, verabschiedet, auch von meinem Steiger. Er war ja immer anständig zu mir gewesen. Man kann es schlecht beschreiben, wenn man so Abschied nimmt von all dem, an das man sich gewöhnt hatte, die Arbeit und die Menschen. Vieles bleibt in der Erinnerung. Im Lager, alle die Kollegen, 16 Mann wollten dort in Frankreich bleiben. Man hatte zwei Jahre mit ihnen gelebt, Freud und Leid zusammen erlebt und nun würde man sie nie wieder sehen. Einen Holzkoffer hatte ich gezimmert, wo ich meine paar Sachen drin unterbringen konnte. Doch dann war es soweit, der LKW, der uns zum großen Lager bringen sollte fuhr vor. Ein herzliches Händeschütteln und Verabschieden, ein letzter Blick auf das Lager, das doch all die Zeit unser Zuhause gewesen war und ab ging die Fahrt nach dem großen Lager Brioude.

Hier hatte sich auch sehr viel verändert in den zwei Jahren. Das Essen war besser, es gab eine Kantine, es wurde Sport getrieben und auch Theater gespielt. Einige Wochen mussten wir noch aushalten, wegen den Transporten. Viele Gerüchte gingen um. Der Russe würde die Gefangenen gleich weiterleiten nach Sibirien usw.. So entschloss ich mich, mich nach Westdeutschland entlassen zu lassen. Aber der Transport dahin war schon übertoll und wenn ich weg wollte, musste ich mit dem Transport in die damalige Ostzone fahren. Mit ein paar Zigaretten besorgte ich mir noch das Bild aus meinem Steckbrief, als bleibende Erinnerung. Vor unserer Abreise waren wir noch auf dem Friedhof, wo die verstorbenen Kriegsgefangenen lagen. Der evangelische deutsche Pfarrer hielt uns dort eine Ansprache. Er zeigte uns in eindringlichen Worten nochmal auf, welche Schrecknisse und sinnlose Opfer dieser Krieg mit sich gebracht hatte. Er erinnerte an die Menschen, die hier lagen, gestorben, wo sie noch gar nicht gelebt hatten. Gestorben für eine Sache, die es nicht wert war, sein Leben dafür einzusetzen. Er bat uns durch die Gräberreihen zu gehen und falls wir Jemanden davon kennen würden, eine Blume mitzunehmen für die nächsten Angehörigen, als letzten Gruß. Wir taten es dann auch. Es hat mich tief bewegt, als ich so durch die Gräberschritt und sehen musste, das viele

nur das 16. und 17. Lebensjahr erreicht hatten. Es waren so über 300, die hier ihre ewige Ruhe gefunden hatten. Ich habe viel darüber nachgedacht. So viele Verbrechen waren in diesem Krieg begangen worden. Betrogen hatte man uns um unsere ganze Jugend. Die Verbrechen in den KZ Lagern, die uns als Soldat nicht mal bekannt waren. Wir, diese Generation, standen vor einem Abgrund. Eines aber war mir noch klar, von den Menschen, die hier lagen, hätten die meisten noch leben können, wenn sie einigermaßen zu essen bekommen hätten und das war auch ein Verbrechen. Nach diesem Friedhofsbesuch wurden wir aus dem Lager Brioude entlassen und in das Entlassungslager Lyon an der Rhone transportiert. Es war ein großes Lager. Hier wurden die Transporte nach Deutschland zusammengestellt. Da noch kein Transport in die Ostzone abging, mussten wir warten. Es waren hier auch Offiziere aller Gattungen untergebracht, auch ein General. Die Baracken hatten alle Lautsprecher und es wurden auch Arbeitskommandos gesucht, auch Einzelpersonen, vor allem, die in Frankreich bleiben wollten. Oft mit genauen Angaben. So und so groß, blond oder dunkel und so und so alt. Die konnten sich dann an der Hauptwache vorstellen. Es wurde erzählt, dass manche Frauen sich nach einiger Zeit immer wieder einen Anderen geholt hatten. Es waren ja genug da. Es wurde hier auch Sport getrieben. Geboxt wurde auch. Abends war oft Vorstellung, an die auch die französischen Offiziere teilnahmen. An der einen Seite floss direkt die Rhone vorbei und ich habe oft dort hinter den Baracken gesessen und den vorbeifahrenden Lastkähnen zugeschaut. Dabei lernte ich auch einen Kollegen kennen, der nach Zinnowitz wollte. Er war nicht dort zu Hause, aber seine Angehörigen waren aus den Ostgebieten dorthin geflüchtet und wohnten nun dort. Ich musste ihm nun viel von seiner neuen Heimat erzählen. Er hatte aber auch noch Verwandte in den damaligen Westzonen, zu denen er später mal wollte. Als man genügend Leute zusammen hatte, wurde der Transport zusammengestellt, und dann ging die Reise los mit Güterwagen, es ging nicht sehr schnell, aber wir fuhren Richtung Saargebiet. In Saarlouis, noch in Frankreich, gerieten wir in einen allgemeinen Eisenbahnerstreik. Wir

wurden ausgeladen und in Kasernen untergebracht. Es dauerte 14 Tage, bis wir weiter transportiert wurden. Während dieser Zeit konnten wir, wenn wir wollten, bei den französischen Offizieren, bei deren Wohnungen die Gärten bearbeiten, harken usw., es gab dann besseres Essen.

Doch dann war wieder Abreise. Ich hatte übrigens in der Kaserne mein Bett neben einem Raubtierdompteur. Er war in der Gefangenschaft bei einem französischen Zirkus gewesen.

Es ging also weiter über Saarbrücken, das Saargebiet stand zu dieser Zeit unter französischer Verwaltung. Die Menschen dort, mit denen wir sprachen, waren aber nicht sehr für die Franzosen. Wir fuhren über Kaiserslautern durch die Rheinpfalz, eine sehr schöne Gegend, bis Frankfurt am Main. Marokkaner waren auch jetzt noch als Bewacher eingesetzt. Ein schmalgesichtiger schlanker Mensch war unserem Waggon zugeteilt. In Frankfurt hatten wir Aufenthalt. Der Bahnhof liegt hoch und war zerstört, man konnte über die ganze Stadt blicken. Aber es waren nur Trümmer. Ein Straßenzug sah aus, als ob da noch eine Reihe Häuser stehen würde. Wer sollte das alles wieder aufbauen? Doch dann ging es weiter, ein französischer Ob. Leutnant hatte das Kommando. Über Hanau kamen wir an den Zonenübergang Gerstungen. Es kam die Übergabe an deutsche Grenzpolizisten der damaligen Ostzone. Von Russen war nicht zu sehen. Wir wurden nun in ein Lager bei Eisenach transportiert. Man begann mit Entlausung, obgleich wir protestierten, denn Läuse hatten wir schon lange nicht mehr. Wir blieben aber nur eine Nacht, dann ging es weiter nach Erfurt, etwas außerhalb im Lager Kalkreißer wurden wir untergebracht. Es war ein Barackenlager. Hier kamen gleichzeitig mit uns ein Transport ehemaliger Gefangener der Engländer und ein Teil aus Nordafrika und Italien an. Die hatten so viele Koffer und Säcke voll Utensilien bei sich. Wir vom Franzosen waren die Armseligsten, wir hatten nicht mal Schuhe. Wieder mussten wir durch die Entlausungsanstalt. Vor uns mussten ehemalige Helferinnen da auch durch. Sie kamen vom Russen, hatten dort im Bergwerk arbeiten müssen, zum Teil unter Tage, wie sie uns erzählten. Hatten auch kaum Schuhwerk. Die einzelnen Parteien hielten uns im

Gemeinschaftsraum politische Vorträge. Ein Stadtverordneter der SED sagte unter anderem und es ist mir besonders im Kopf hängen geblieben: "Nie wieder darf einem Deutschen eine Waffe in die Hand gegeben werden, damit nie wieder von deutschem Boden ein Krieg aus geht." Nun daran konnte man sich halten. Wir durften nach Erfurt nicht ausgehen, da man Angst hatte, wegen Einschleppung von Krankheiten. Aber wer wollte uns halten? Viele wurden von der Volkspolizei aufgegriffen und wieder ins Lager zurückgebracht. Ich bin etliche Male in Erfurt gewesen, bin der Polizei möglichst aus dem Weg gegangen. Von der Stadt war nur ein Teil zerstört und ich habe sie mir angesehen, auch im Kino war ich. Eine Sache musste ich dort erleben. Ich ging in ein öffentliches Pissoir austreten. Als ich dort so stand und mein Geschäft verrichtete, kam Jemand und klopfte mir aufs Hinterteil. Ich drehte mich um, da stand ein älterer Mann vor mir. Freundlich lächelnd lud er mich ein, mit ihm zu kommen, er hätte eine schöne Bude und wir könnten gemeinsam was trinken. Ich wusste im ersten Moment nicht was ich sagen sollte. Erst als ich mit ihm auf der Straße war, wurde mir klar, was für einen Menschen ich vor mir hatte. Ein 175er. Ich habe mich dann sofort empfohlen. Ich hatte so einen Menschen schon mal erlebt. Es war in der Flakbatterie Tossens. Er war Gefreiter, genau wie ich und als Ausbilder eingesetzt. Ein intelligenter guter Soldat. Er stammte aus dem Rheinland, war verheiratet und hatte zwei Kinder. Man sah ihn dort, wenn er mal ausging, nie mit einer Frau. Er hatte immer einen dieser blassgesichtigen Jungens seiner Gruppe bei sich. Ich kannte ihn gut. Ich war zu dieser Zeit Geschützfürher am 1. Geschütz und wenn er mich besuchte und ich saß so am Tisch, umfasste er mich, als wenn ich eine Frau wäre, mir war das immer unangenehm, aber er war so in seinem ganzen Gehabe. Wir mussten beide U.v.D. mitgehen. Der U.v.D. hatte als Hilfe einen Mann vom Dienst. Eines Nachts, als er Dienst hatte, hatte er sich an den Mann vom Dienst herangemacht. Doch der erkannte sofort, was er wollte und meldete dem Offizier v. Dienst. Er wurde dann abgeführt und es stellte sich heraus, das er im Urlaub nicht zu seiner Familie, sondern nach Hamburg gefahren war, wo in bestimmten Häusern diese Herren

verkehrten. In Stralsund war auch so ein Fall, aber dort war es ein Offizier, der sich, bevor sie ihn abholten, erschossen hatte. Mit Frauen hatte ich in Erfurt nichts zu tun. Im Lager fiel mir ein Mann auf, er kam aus Nordafrika. Er hatte am ganzen Kopf kein Haar, wohl durch eine Krankheit. Es schien ihn aber nicht zu stören. Nach acht Tagen wurden wir wieder verladen. Die Reise ging nach Teterow in ein Quarantänelager. Es war ein Barackenlager außerhalb von Teterow, wo wir untergebracht wurden. Teterow, eine gut erhaltene Kleinstadt in Mecklenburg. Leider sollten wir nicht ausgehen, war doch Quarantäne. Aber wir waren ausgehungert nach Frauen. So sind wir denn über den Zaun gestiegen und rein in die Stadt. Am Eingang war dort das Schützenhaus. Es war gerade Feuerwehrball. Sie wollten uns nicht rein lassen. Wir haben es aber immer wieder versucht und zuletzt ließen die Feuerwehrmänner sich erweichen. So viele Mädchen waren dort und wir haben getanzt, es war doch herrlich, endlich mal wieder ein Mädchen im Arm zu haben. Ich hatte schon Angst um meine Bastschuhe, außer diesen mit Sohlen aus geflochtenem Bast, hatte ich nur noch meine Holländer Holzschuhe und da konnte man schlecht mit tanzen. Ich lernte auch gleich ein Mädchen kennen, begleitete sie nach Hause. Aber es stellte sich heraus, dass sie ein Kind bekam. Beim Tanz im Mecklenburger Hof lernte ich eine Andere kennen. Sie holte mich bei der Damenwahl, trotzdem ich nicht mit ihr getanzt hatte. Ein rotblondes kräftiges Mädchen. 24 Jahre war sie alt, sie wollte einen Mann zum Heiraten. Nur von solchen Dingen wollte ich zu der Zeit nichts wissen, was sollte ich auch mit einer Frau, war ja noch nicht mal ganz zu Hause. Da ich kein deutsches Geld mehr hatte, hat sie immer alles bezahlt, auch wenn wir ins Kino gingen. Später habe ich mir etwas Geld geliehen, von einem Kollegen in der Baracke, er kam vom Engländer, war aus Loddin auf Usedom und hatte genügend Geld bei sich. Ich habe es ihm später zurückgegeben. Wally Reichert hieß sie und war gut gewachsen und gut anzusehen mit ihren rotblonden Haaren bis auf die Schultern. Ich hatte mich mit meinem Bettnachbarn angefreundet und wir sind dann oft in die andere Richtung über Land gegangen. Wir hatten viel Hunger, denn im Lager gab es wenig zu essen. Ab und zu

bekamen wir mal hier mal da in den Gaststätten auf den Dörfern eine Mehlsuppe oder Ähnliches. Auch zu Pellkartoffeln mit Salz wurden wir eingeladen. Sie hatten dort auch nicht viel zu essen. In dem einen Dorf war gerade ein Treck mit Flüchtlingen oder Umsiedlern eingetroffen. Wir unterhielten uns dort eine Weile. Wir erzählten woher wir kamen und wohin wir wollten und auch, dass wir noch ledig waren. Eine dunkelhaarige Schöne bot mir an, sofort mit mir zu kommen. Sie könne arbeiten und würde mich überall hin begleiten. Was wollte ich ihr darauf antworten? Wie eine Dirne sah sie nicht aus. Sie war sehr anziehend mit ihren dunklen Augen und Haaren. Sie wolle von diesen Umsiedlern weg um jeden Preis, sagte sie. Wir waren aber noch nicht entlassen und das Dorf ungefähr 10 km vom Lager entfernt. Wir sagten, wir würden nochmal wieder kommen und da die Dorfburschen sehr aggressiv wurden, mussten wir uns schnell davon machen. Wer weiß, was aus ihr geworden ist? Ich bekam noch einen anderen Besuch. Ich hatte bei der Rückreise aus meinem letzten Urlaub, wie ich schon geschrieben habe, auf dem Bahnhof Pasewalk und dann im Zug ein nettes Mädchen kennengelernt, die so ganz meinen damaligen Vorstellungen entsprach. Sie wohnte in R. bei Neubrandenburg. War mit ihrer Mutter Neusiedler. Das letztere wusste ich aber noch nicht, nur das sie dort zuletzt gewohnt hatte. Ich hatte ihr von Teterow aus geschrieben. Eines Morgens wurde ich, ich war noch ganz verschlafen, ans Tor gerufen. Ich war überrascht, wer stand dort, Gretel R.. Ich habe sie sehr herzlich begrüßt. Auch jetzt gefiel sie mir wieder sehr. Sie hatte allerlei zum Essen mitgebracht. Ihre Mutter hatte Kuchen gebacken, eine Flasche Milch usw.. Ich bin dann zum Lagerleiter und konnte dann mit ihr in die Stadt gehen. Wir hatten uns viel zu erzählen. Trotzdem kam sie mir etwas bedrückt vor, wenn ich von meiner Zukunft und uns beiden im Gespräch etwas sagte. Ich brachte sie dann zum Zug, wo wir uns herzlich verabschiedeten. So vergingen die 14 Tage, wir kannten die ganze Umgebung. Ein Ereignis gab es noch, ein trauriges. Ein Mann unseres Raumes war mit noch einigen Kollegen über den Zaun gestiegen und im Teterower See baden gegangen. Es war sein letzter Gang. Er war im See ertrunken. Hatte den Krieg und

Gefangenschaft überlebt und nun musste er auf so tragische Art umkommen. Seine Kollegen hatten es bemerkt, aber ihn nicht mehr halten können. Er hatte seiner Mutter schon von seinem Kommen geschrieben und nun konnte sie ihn nur noch tot holen. Sie hat so viel geweint. Ein Bett Nachbar von mir hatte dort ein Mädchen kennengelernt und wollte gleich heiraten und dort in Teterow bleiben. Eine Veranstaltung hatten wir auch im Lager mit Tanz, viele Mädchen aus der Stadt waren dort, auch meine attraktive Rothaarige, aber sie hatte sich wohl mehr versprochen von diesem Beisammensein mit mir. Wollte wohl eine engere Bindung, an die ich aber nicht dachte. Der Bürgermeister der Stadt hielt uns noch eine Ansprache. Er wies auf die vielen Selbstmorde, es waren in dieser kleinen Stadt nach seinen Angaben über 200, bevor die russischen Soldaten in die Stadt einzogen. Welch ein Fanatismus, Verhetzung und Demagogie, so sagte er, es doch gewesen wäre. Ja so war es wohl, wir standen nach diesem grauen vollen Krieg als Generation vor einem Abgrund. Wie vieles, all die Gräueltaten, hatten wir überhaupt nicht gewusst. Es fiel uns wie Schuppen von den Augen. Dafür hatten wir nun unser Leben einsetzen müssen, waren so viele junge Menschen gefallen, hatten vielleicht geglaubt für eine gute Sache ihr Leben zu geben. Konnte man überhaupt wieder an etwas glauben? Wo so alles Lug und Trug war. Die meisten dieser Menschen hatten erst mal jeden Glauben verloren, sicher würde es bei vielen lange dauern, bis sie diese Vergangenheit überwunden hatten, nach dem, was man so hörte, war das durchaus nicht der Fall. Es gab viel mehr, als die paar von Nürnberg. Alle die Befehle kamen doch über die Stäbe und schon da fing das Verbrechen an. Was blieb dem einfachen Soldaten denn übrig, als den ihm gegebenen Befehl auszuführen? Eine Befehlsverweigerung konnte ihn selbst unter Umständen den Tod bringen. Manche Menschen haben sehr leichtsinnig über diese Dinge gesprochen. Ich konnte mich immer sehr darüber aufregen. Wir standen doch als Generation vor Tatsachen, die unsere Väter zugelassen hatten. Ich war 1933 14 Jahre alt. Mein Vater war in der SPD und ich habe bis zu meiner Einberufung zum R.A.D. keine Uniform getragen. Als Fischereihelfer war ich in keiner

politischen Organisation und der Turnverein in dem ich drin war, wurde aufgelöst und die Geräte von der H.J. beschlagnahmt. Mit 21 Jahren war man laut Gesetz ja auch erst großjährig. Was für einen Einfluss auf die politische Entwicklung konnte man denn schon nehmen? Der Propagandaapparat lief dazu noch auf Hochtouren, welcher einfache Mensch konnte da schon durchfinden?

Doch nun zurück zu unserem Lager. Wir mussten Abschied nehmen von Teterow. Mein Kollege, mit dem ich immer über Land ging, hatte ein Umsiedlermädchen kennengelernt und sich in sie verliebt. Es war ein nettes liebes Mädchen. Sie hatten einen Handwagen, eine Ziege und ein paar Hühner, damit wollten sie anfangen. Es würde wohl schwer werden mit diesen Menschen. Er wollte sie mitnehmen zu seinen Verwandten in Rostock. Ja es war eine schwere Zeit. Ich hatte mich von meiner Freundin Wally verabschiedet. Ich hatte meine Entlassungspapiere und Fahrschein nach Hause. Ich hatte mir aber vorgenommen Gretel R. in Rosenow zu besuchen, denn ich kam durch diese Bahnstation. Ich stieg also aus, bis zum Dorf waren es jedoch noch zwei Kilometer. Meine Bastschuhe mochten ja noch aushalten, aber es war eine gute Straße. Es war ein kleines Gutsdorf mit Tagelöhnerkaten und einigen Bauernhäusern und auch massiven Siedlerhäusern. Da ich nicht wusste, wo das Mädchen wohnte fragte ich eine in einem kleinen Vorgarten arbeitende Frau in mittleren Jahren. Es war, wie sich herausstellte, ihre Mutter. Da sie mich nicht kannte, musste ich mich vorstellen. Sie war wohl auch überrascht und musterte mich von oben bis unten, dann bat sie mich ins Haus. Es war eines dieser Tagelöhnerwohnungen, jetzt aber innen vielfach ausstaffiert mit Inventar aus dem Gutshaus. Wir kamen ins Gespräch. Sie erzählte mir, dass sie Umsiedler aus Schlesien seien und hier Land erhalten hätten. Es wäre viel Arbeit, da vieles per Handarbeit gemacht werden müsse auf dem Feld. Ihre Tochter hätte den ganzen Vormittag auf dem Feld gearbeitet und hätte sich etwas hingelegt, ich möchte noch etwas warten. Sie hatte auch was zu essen. Kartoffeln mit Grünzeug und schmeckte ganz gut. Auf einer Kommode bemerkte ich eine Fotografie, ein junger Soldat war darauf abgebildet. Nach kurzer Zeit

kam das Mädchen. Sie begrüßte mich und setzt sich zu mir auf das Sofa, wo ich mich hingesetzt hatte. Wir unterhielten uns, vor allem die Mutter wollte alles Mögliche von mir und meinem Zuhause wissen. Sie ließ uns dann allein und nun kam etwas, wo ich denn doch nicht mitgerechnet hatte. Sie bekam ein Kind und war verlobt mit einem jungen Mann, einem Maurer aus ihrem Dorf. Ich war ganz schön schockiert und habe im ersten Moment nichts sagen können. Was konnte ich auch dazu sagen? Sie hatte mir durch ihren Besuch noch Hoffnung gemacht, obgleich ich mir da schon Gedanken gemacht hatte, über manche ihrer Äußerungen. Der Mann auf dem Bild war der Verlobte. Hätte sie es mir nur gleich gesagt, so war ich in eine eigenartige Situation hinein geraten. Sie fing an zu weinen. Ich musste sie man beruhigen. Sie sagte, ich hätte so lange nichts von mir hören lassen, das sie angenommen hätte, ich würde nichts mehr von ihr wissen wollen oder würde gar nicht mehr leben. Sie hatte darin natürlich Recht, denn wir konnten anfangs nicht schreiben und dann auch nur eine vorgedruckte Karte nach den nächsten Angehörigen. Zwei Jahre sind eine lange Zeit, sollte sie da auf mich warten? Ich mochte sie sehr gern, aber es war zu spät. Der Krieg hatte auch hier einen Strich durch die Rechnung gemacht, aber es kam eben ein Kind und ich wollte ihr nicht im Wege sein. Wir sind dann beide zum Bahnhof gegangen und sie war so lieb und anschiemig, das mir der Abschied wirklich sehr schwer wurde, aber was half es. Sie wollte mit mir in Verbindung bleiben, aber wozu, es würde für sie nur noch schlimmer sein. So schieden wir voneinander, sie winkte noch lange. Da saß ich nun im Abteil mit meinen Gedanken. Was würde die Zukunft bringen?

Wir erreichten Neubrandenburg, wo wir umsteigen mussten. Wir hatten mehrere Stunden Aufenthalt. Der Bahnhof und der größte Teil der Stadt waren zerstört. Viele Menschen warteten auf ihre Weiterfahrt. Wann würde hier wieder richtige Ordnung reinkommen? Doch dann ging es weiter, Prenzlau war die nächste Station und auch hier alles bis auf die Randgebiete und einige Kirchen, alles zerstört. In Pasewalk ging es auch nicht weiter, ebenfalls alles platt, wir übernachteten hier. Ein Mädchen hatte sich noch zu uns gesellt, sie wollte auch an die

Küste. Nachfolgende Generationen werden sich solche Zerstörungen in diesem Ausmaß gar nicht vorstellen können. Man kann es mit Worten nicht ausdrücken. Wie viel Fleiß und Ausdauer musste dazu gehören, um das alle wieder aufzubauen. Das Mädchen war ziemlich verwahrlost, aber mit Männern ließ sie sich nicht ein. Wir konnten nicht recht weiterkommen, erst am dritten Tag erreichten wir Züssow und dann Wolgast Hafen. Überall waren die Züge voll, jeder war auf Tausch und Hamstertour aufs Land. Es war der siebente

Juli als ich mit der Fähre auf die Insel übersetzte. Die Brücke war zerstört, so ein Wahnsinn, was sollte das wohl noch aufhalten. gegen Mittag war ich in Zempin, meinem Ausgangspunkt und war nun zu Hause. Meine Eltern freuten sich, mich gesund wieder zu sehen. Sechs Jahre Krieg und zwei Jahre Gefangenschaft, ein Wunder, das man es überstanden hatte und noch gesund war. Ein Abschnitt meines Lebens war zu Ende, ein neuer konnte beginne

Ein Leben in der Kriegsgefangenschaft 1945 – 1947

St. Nazaire 8. Mai 1945: *(geschrieben 2005)*



Der Krieg war zu Ende, es war eine Erlösung. Wir mussten alle Waffen und Kriegsgeräte auf einen Haufen werfen. Es war ein eigenartiges Gefühl, wo man so viele Jahre damit umgegangen ist. Die Bewohner unseres Standortes, das kleine Dorfe Leonce, würden uns wohl nie vergessen. Es lag dicht am Rand des großen Moores. St. Nazaire war eine Naturfestung. Das Moor war sehr breit, ungefähr wie das halbe Achterwasser. Es waren eine Menge Fische darin, die wir fangen konnten. Wir hatten zwei Netze aus Zwirn, die ich gestrickt hatte – 40 und 28 mm. Es gab viel Schlammbeißer und auch Barsch. Es wurde meistens geräuchert in einer alten Blechtonne. So kamen wir über die Runden. Es gab fast jeden Tag Kohlrüben und für sechs Mann ein Brot. Nach dem Reden sollten 36 000 Mann in der Festung sein und die wollten verpflegt sein, dazu noch die Zivilbevölkerung. Doch der Krieg war zu Ende, endlich sollte Schluss sein mit dem sinnlosen Morden. Doch

was würde uns nun erwarten? Konnte der einstige Feind großzügig sein?? Wir sollten in einem Barackenlager untergebracht werden. Ein Vorkommando sollte dort für Quartier für die Kompanie sorgen. So kam der Abmarsch von dieser von uns ausgebauten Auffangstellung. Zuvor hatten wir die zwei Netze verbrannt. Wir mussten durch die kleine Stadt Montoir. Dort war schon französisches Militär, das uns aber nicht irgendwie behelligte. Nur die Zivilbevölkerung machte einige wenige Schwierigkeiten, wie ausspucken und dergleichen.

Es waren einfache Baracken ohne irgendein Inventar. Es war ein Dach über dem Kopf. Was wollten wir mehr. So wurde die Kompanie untergebracht. Zu essen gab es nichts. Wir mussten nochmals antreten, die Offiziere wollten sich verabschieden und wir wurden informiert, dass wir französische Kriegsgefangene seien.

So kam die Festung St. Nazaire ohne jede Zerstörung (das war Bedingung) wieder an die Franzosen, mit einem großen U Bootbunker am Hafen. Es kam der Abmarsch zu den großen Flugzeughallen. Dort war Betonfußboden. Wir mussten alle durch eine Baracke zur Aufnahme und Durchsuchung. Französische de Gaulle-Soldaten führten das durch. Da ich nicht „Bon jour“, also „Guten Tag“ gesagt hatte, erhielt ich gleich ein paar Stockschläge. Die Geldabgabe musste dort gemacht werden, ich hatte 94 Mark und Notengeld bei mir und musste für die Abgabe unterschreiben.

Die Filzung wurde einigermaßen human von einem jungen Soldaten durchgeführt. Mein Kollege Schwanitz kam nicht so glimpflich davon. Er musste sich nackt ausziehen und die einzelnen Uniformteile durch die Ausgangstür tragen. Dabei pickte ihn der Soldat jedes Mal mit einem kleinen Dolch in den Hintern. Doch das war nicht lebensgefährlich und wir kamen so durch diese Kontrolle und wir konnten uns nun eine Stelle in diesen großen Hallen suchen. Wer wusste wie lange es dauern würde? Es wurden Arbeitskommandos für Aufräumarbeiten am Hafen gesucht. Ich ging mit und erhielt dann etwas zu essen. Einmal konnte ich mir ein paar Büchsen mit Paprikaschoten mitbringen. Die standen noch in einem Raum einer Flakbatterie, wo wir aufräumen mussten. So vergingen ein paar Tage. Ein Matrose hatte noch eine Armbanduhr. Ein Wachsoldat sah es und wollte sie haben. Der Matrose weigerte sich und da schoss ihm der Soldat durch die Hand und verletzte noch einige, da alle dicht gedrängt standen und saßen. Ein Matrose unseres Schiffes, ein Ob. Gefreiter, er war von der belgischen Grenze und wurde von uns abgesondert und sollte gleich entlassen werden. Er konnte gut französisch sprechen und hatte wohl Beziehungen zur Widerstandsbewegung innerhalb der Festung gehabt. Er hat sich von uns verabschiedet. Doch es kam die Abfahrt in das Innere Frankreichs, in ein großes Lager, wie es hieß. Es sollte ein paar Tage dauern. Ein Güterzug stand bereit. Kohlen hatte man damit befördert. Eine Schicht Kohlenstaub und Abfälle lagen noch darin. Für die Fahrt gab es für mehrere Männer ein Brot. In dem Waggon stand Kopf an Kopf, zum Hinsetzen war nichts da und auch kein Platz, außerdem war da der Kohlenstaub. Wasser war sehr knapp. So ging die Reise los. Neben mir stand ein ehemaliger Grenzsoldat, so Anfang 40. Er hatte Schwierigkeiten. Anfangs ging es noch, aber es wurde immer schlimmer und dann kein Wasser. Dann endlich hielt der Zug an einer Wasserstelle, aber ich hatte Schwierigkeiten den Waggon wieder zu finden, aber ich schaffte es und mein Nachbar erholte sich etwas. So kamen wir mit etwas Unannehmlichkeiten in der großen Stadt Clermont an. Unangenehm wurde es, wenn wir unter Brücken durch mussten, denn dort standen oft

viele Franzosen mit Steinen. Die Marokkaner haben die Brücken geräumt. Der Zug musste dann halten. Diese Soldaten waren sehr schießfreudig, sie schossen auch auf Hühner, wo wir durchkamen. Ein Teil der Gefangenen sollte in Clermont bleiben, so hielt der Zug. Es war Abend und wir kamen unter einer Brücke zu stehen. Ein junger Mensch wollte auf uns pinkeln, hatte schon angefangen, doch ein anderer Passant auf der Brücke, hinderte ihn daran. Wir sollten in das Gefangenenlager Brinde, eine Kleinstadt, untergebracht werden, dort war nun unsere Reise beendet. Auf dem Bahnsteig stand ein hoher französischer Offizier mit einem Krückstock. Er rief immer: „ Zu viert! Zu viert!“ Wir sollten uns aufstellen zu viert, was nicht klappen wollte. Wir waren es gewohnt zu dreien. Er wollte eine Meldung über die Zahl haben. Endlich gelang es einem ehemaligen O. Feldwebel. Dann hieß es: „ Rechts um, Marsch!“ Da es gerade geregnet hatte, standen viele Wasserlachen. Bis zum Lager war es nicht sehr weit. Doch es kam dauernd: „Hinlegen!“ - immer wieder, bis ans Lagertor. Dahinter war ein Rondell, wo wir aufmarschieren mussten. Es begann nun eine nochmalige Filzung: Alles was irgendwie von Wert war wurde weggenommen. Wer einen Mantel hatte, konnte ihn behalten. Dann wurden alle kahl geschoren. Der hohe Offizier war ebenfalls bei dieser Filzung dabei. Er verlangte von einem Gefangenen: „Heil Hitler!“ zu sagen, der weigerte sich, aber der Offizier blieb dabei. Doch als der Gefangene es sagte, hat er ihn mit seinem Krückstock geschlagen. Dieser hohe französische Offizier ließ nun durch den Dolmetscher sagen: Wir wären alle Naziverbrecher und als solche auch behandelt, bis wir zeigen würden, dass wir Menschen wären. Was hatten wir verbrochen?? Ein Teil war von der Marine und kaum mit der Zivilbevölkerung in Berührung gekommen. Fast alle waren aus der Festung St. Nazaire. Wir wurden in Baracken eingewiesen. Jeder bekam ein Bett, aber nur mit kahlen Brettern, nichts weiter. Uns wurde gesagt: Nach neun Uhr nicht mehr raus zu gehen, dann würde scharf geschossen. Das Lager wurde bewacht von Hochständen mit Maschinenwaffen und mehrfachem Stacheldrahtzaun, mehrere Meter hoch. Am anderen Morgen wurden

Steckbriefe für jeden mit Lichtbild und Daumenabdruck und mit einer Nummer ausgestellt.

Morgens gab es schwarzen Kaffee mit Süßstoff. Mittags 200g Brot und das Kochgeschirr halb voll Runkelrübensuppe, ohne alles. Wenn man Glück hatte, waren zwei Löffel Dickes darin, sonst war es nur Wasser! Davon konnte man wohl kaum lange leben. So vergingen einige Tage. Bald hatten wir Läuse wie die Anderen. Kam der Kommandant durch das Lager, musste er noch begrüßt werden. Die Krankenbaracken waren voll und fast jeden Tag wurden Tode hinausgefahren auf den Kriegsgefangenenfriedhof, wo schon viele ihre letzte Ruhe gefunden hatten. Im Lager selbst liefen noch einige Gefangene umher, die erst 16 – 17 Jahre alt waren. Einer hatte an seiner Mütze „Emil B.“ stehen. Er sah noch so jung aus. Ich habe ihn gefragt, wie alt er sei. Seine Antwort: „Knapp 15“. Er war Flakhelfer gewesen. In den vollen Krankenbaracken lagen manche Gefangene nur noch Skelette mit Haut überzogen, andere schon halb tot. Sollte man auch dahin kommen?? Ich fasste den Entschluss irgendwie aus diesem Todeslager zu kommen, egal was für Arbeit es war. Eines Tages hörte ich, dass über 20 Mann für ein Bergwerk gesucht wurden. Mein Kollege Maat vom Schiff war Bergmann von Beruf. So sind wir beide ins Bergwerk gekommen. Da das Werk, es hieß „La Touz“, nicht weit entfernt war, mussten wir laufen. Mit ein paar Ruhepausen kamen wir dann auch an in unseren Unterkünften.

Ein Jugoslawe mit einem Gewehr hat uns bewacht. Dort angekommen, der Ort hieß „Arrest“, gab es etwas zu essen – Graupen mit Rinderfett. Ein Vorgeschmack was auf uns zukam, denn Graupen waren für lange Zeit unsere Hauptmahlzeit. Nur freitags waren ein paar kleine Ziegenwürste darin. Aber man konnte und musste damit leben.

Unsere Unterkünfte waren ehemalige Pferde-ställe eines Gutes. 36 Mann in einem Raum, 3 Stock hoch mit Strohsäcken, von uns selbst hergerichtet. Jeder bekam ein Bett. Eine kleine Gruppe war schon da, so an die 30 Mann. Ein 4 Meter hoher Stacheldrahtzaun umgab das Gebäude. Ab 9 Uhr war Schlafenszeit. Um ½ 5 morgens war wecken und dann Kaffee holen (Bohnenkaffee) auch zum Mitnehmen. Ein Stück Brot dazu war dann das Frühstück unten

im Werk. Dann der Abmarsch ungefähr 10 Minuten zur Lampenausgabe. Ich hatte die Nummer 494. Es gab eine Arbeitsjacke und Hose und ein Stück Tonseife. Dann ging es zur Waschkaue. Die Uniform konnte an einem Haken hochgezogen werden. Nach dem Umziehen in Arbeitszeug und mit der Lampe versehen, ging es zum Einfahren zum Förderkorb. Dort standen schon Arbeiter, die alle einfahren wollten. Wir waren die Letzten mit einem Steiger. Ab ging die Fahrt bis zur Sohle 410, wie man uns sagte. Mir war nicht ganz wohl bei dieser Sache. Ich war noch nie in so einem Bergwerk gewesen. Auf der Hauptstrecke zog eine Haspel die vollen Loren zur Ausfahrt, zum Förderkorb. Ein Reviersteiger verteilte uns auf die einzelnen Arbeiter als Helfer. Ich kam zu einem Italiener, einen nur kleinen Mann. Da es dort sehr warm war arbeitet er meistens ganz nackt. Das dauerte etwa ein halbes Jahr. Wir hatten uns schon aneinander gewöhnt, da bekam ich eine andere Arbeitsstelle. Es war ein Stollen, der vom Hauptgang schräg nach oben lief und mit einem Seilzug mit Seilwinde versehen war. Die Loren liefen auf einem Schienenstrang. Durch Signale wurde das Aufziehen kundgetan. Ich hatte schnell begriffen, worum es ging. Auf den Nebenstrecken liefen noch Pferde und auch Esel.

War die Arbeitszeit um, es gab eine Frühstückspause, ging es zurück zum Förderkorb zur Ausfahrt. Durchgezählt, schwarz und verdreckt kamen wir wieder oben an. In der Waschkaue konnte man sich reinigen von dem Kohlenstaub und Dreck und das Arbeitszeug am Haken hochziehen. Dann kam der Posten und es ging zurück zu unserer Unterkunft, hinter den Stacheldraht. Dann gab es was zu essen: „Graupen“, immer wieder. Abwechselnd mussten kleine Arbeiten für das Lager von den Bewohnern der einzelnen Räume durchgeführt werden, sonst war Ruhe. Einen deutschen Lagerleiter hatten wir auch. So vergingen die Tage. Wer wollte konnte eine Karte an seine Angehörigen in der Heimat schreiben, wer welche hatte. Es durfte nur in Latein geschrieben werden, deutsch (Sütterlin) konnten die Franzosen nicht lesen. Bald hatten die dort rundum wohnenden Leute gemerkt, dass wir billige Arbeitskräfte waren und so kamen sie nach der Arbeitszeit sich welche zu holen. Es waren meist Weinberge in

denen es was zu tun gab. Man erhielt kein Geld, aber man bekam ein gutes Abendbrot und das war auch schon viel wert. Nach Monaten kamen noch einige Kriegsgefangene dazu. Sie kamen vom Amerikaner zum Arbeitseinsatz in Frankreich und wurden auf die einzelnen Räume verteilt. Es gab viel zu erzählen. Es kamen auch SS Leute, von der Waffen SS, aber da streikten die Franzosen. Sie wollten nicht mit denen arbeiten. Nach acht Tagen mussten sie wieder fort. Unter ihnen war ein Landsmann von der Insel Usedom, aus Ahlbeck.

Man gewöhnte sich langsam an dieses Leben als Kriegsgefangener hinter Stacheldraht. Dem Lager gegenüber wohnten zwei italienische Familien, auch Bergarbeiter. Der eine hatte eine sehr hübsche Tochter von 17 Jahren, Ottilie mit Namen. Aber für uns gab es keine Frauen, nur zum Ansehen. Ottilie war ja ein hübsches Mädchen, aber ihre Mutter hatte so 2 1/2 Zentner und Ottilie hatte die gleichen Anlagen. Wir waren so langsam an die 120 Männer in diesem Lager gekommen, die fast alle Untertage arbeiteten, aber in verschiedenen Schichten. Gestreikt wurde auch. Wir mussten jeden Sonntag arbeiten. Uns stand aber das Recht auf einen freien Tag in der Woche laut Genfer Abkommen zu. Also sind wir den Sonntag nicht zur Arbeit gegangen, einfach nicht rausgetreten. Es ist nichts passiert. Am Montag sind wir wieder wie üblich zur Arbeit marschiert. Am Nachmittag aber war der Chef vom großen Lager Brinde da und wir mussten alle antreten. Er hielt eine Rede und ein Dolmetscher übersetzte. Unter anderem sagte er: „Jeder Franzose würde zum Wiederaufbau der Kriegsschäden auch mal sonntags arbeiten und deshalb bestimme er, dass auch die Kriegsgefangenen einen Sonntag im Monat arbeiten müssten.“ Wir waren voll damit einverstanden. So hatten wir drei Sonntage frei. Ja so konnte man sich auch verständigen. Einen Sympathiestreik mussten auch wir Kriegsgefangenen mit machen. Zwei waren ausgerückt, sie waren schon mehrere Tage fort und die Bewachung hatte es nicht bemerkt beim Abzählen. Als sie es merkten, sperrten sie uns die Brotration und wir konnten kein Frühstück mitnehmen. Die französischen Arbeiter sahen es natürlich und fragten nun warum? Wir erzählten es ihnen. Sie wurden sehr aufgebracht darüber und

gaben uns von ihrem Frühstück etwas ab. Am Förderkorb zur Ausfahrt war ziemliches Palaver. Jedenfalls bekamen wir unsere Ration nach. Ein Lob für unsere französischen Kollegen. Sie waren der Meinung, die können ja besser aufpassen. Aber die Zwei waren schnell wieder eingefangen. Genau wie ein Kriegsgefangener aus Oberschlesien. Er glaubte bei dem Mädchen Ottilie große Chancen zu haben, ließ sich ausschließen auf dem Strohboden und ist dann über den vier Meter hohen Stacheldrahtzaun gestiegen. Er wusste wo die Kammer des Mädchens war. Mit Hilfe einer Leiter kam er durch ein Fenster bis hin zu ihr. Doch sie schrie um Hilfe und ihr Vater kam. Er sprang aus dem Fenster und wurde flüchtig. Doch er wurde schnell wieder gefasst und abgeholt. Unserer Unterkunft gegenüber, es war nur ein breiter Weg dazwischen, wohnte ein älteres Ehepaar mit ihrer Enkelin, einem blonden etwa 18 – 20 Jahre altem Mädchen. Auf sie hatte es ein gewisser S. abgesehen. Sie war keine Schönheit und er schaffte es. Eine Nacht im Ziegenstall, mit rechtzeitiger Rückkehr. Der Ziegenstall war neben der Unterkunft. Aber das alles hatte keinen Sinn, brachte nur Ärger und Schwierigkeiten mit sich. So vergingen die Tage und Wochen von 1945.

Es war Frieden. Aber wie viel Leid, Kummer und Schmerz hatte dieser Krieg den Menschen gebracht. Die vielen Verbrechen die begangen wurden. Wir Soldaten von der Marine wussten meistens gar nichts davon. Nun wurden uns die Augen geöffnet. Wir hatten einen unter uns in unserem Raum, der gut französisch lesen und sprechen konnte. Er hat uns französische Zeitungen übersetzt. Viele der Kriegsgefangenen waren aus den östlichen Gebieten und bangten um ihre Heimat. Wie viele hatten Familienangehörige verloren. Es wurde ein bedrücktes Weihnachten. Doch das Leben ging weiter. Die Verpflegung wurde etwas besser. Sonntags gab es ab und zu Kartoffeln, ein paar Mal Pferdefleisch und einmal Esel, auch mal Salzhering und einmal Bohnen, die besonders gut schmeckten. Leider gab es nichts nach. Wir wurden oft vom Gut, das in der Nähe Ländereien hatte, geholt um Schaffutter für den Winter zu machen. Das Laub von den Pappelbäumen wurde dazu verwendet. Es wurde gebündelt. Mit Leitern wurden die seitlichen noch grünen Auswüchse

geschnitten und auch durch Fällen älterer Bäume längs der Straße bekam man das Futter. Einmal hatten wir gerade vier Bäume quer über die Straße gelegt, da kam eine junge Frau daher mit einem Fahrrad. Wir hatten gerade Pause gemacht und saßen etwas abseits. Als sie die Bäume sah, stutzte sie und wusste nicht recht, wie sie hinüber kommen sollte. Unhöflich, wie wir waren, warteten wir, was sie wohl tun würde. Da stand der Älteste unter uns, er war 41 Jahre alt, auf und ging zu ihr hin, nahm ihr das Rad ab und trug es zur anderen Straßenseite, machte eine kleine Verbeugung und sie fuhr ihres Weges. Aber sie kam zurück, sie rief ihn zu sich. Wir hatten die Straße nun wieder frei gemacht. Sie gab ihm 1 Schachtel Zigarette, 1 Flasche Bier und eine schöne Apfelsine. Unsere langen Gesichter hätte man aufnehmen müssen. - Höflichkeit ist etwas Schönes und macht sich immer bezahlt. –

Im Werk ging es mir nicht so gut. Eines Tages kam der Steiger und holte mich von der Arbeitsstelle weg. Mir schwante nichts Gutes. Ein Italiener war krank geworden und ich sollte seine Arbeitsstelle einnehmen. Wir mussten eine lange Eisenleiter hoch steigen neben einem Steilschacht, an dessen Ende war ein Querschacht. Von dort musste Kohle abgefüllt und mit einer Kipplore in den Steilschacht gekippt werden. Der Streb war sehr niedrig und sehr warm. Hier sollte ich nun arbeiten – Kohle abfüllen und weiter befördern. Der Querstreb war ungefähr 10 Meter lang. Es war so warm, dass ich nur nackt arbeiten konnte und bald wie Kohle aussah. Kein Mensch mit dem man sprechen konnte und dann 400 Meter über sich. Ich war schon ganz verzweifelt, wenn es so weiter gehen sollte? So hat man über Manches nachgedacht, wo ich sonst nie darüber nachgedacht hätte. Doch die Rettung kam, der Italiener wurde gesund und der Steiger holte mich zur alten Arbeitsstelle. Wie war ich froh! Habe meine Arbeit dort gut verrichtet, so dass er mich sogar ein paar Mal gelobt hat. Wenn der Steiger in Sicht war, hörte man ihn schon von weitem. Er war sehr sangesfreudig und sang immer Wiener Lieder und Walzer oder er piff sie. Die Arbeitsstelle war so nicht schlecht, aber auch gefährlich. Einmal war ein kleiner Nebenstreb morgens, als ich kam, vollkommen zu. Es knisterte und knackte

überall. Aber man gewöhnt sich daran. Es wurde gleich ausgebessert was gebrochen war. Einmal war das Seil der Haspel gebrochen und die beiden vollen Loren kamen von oben, ist aber nichts passiert. Das Seil wurde erneuert. Nach der Rederei der deutschen Bergleute war dieses Werk ziemlich veraltet. Es wurde noch mit Pferden und auch Eseln auf den Nebenstrecken gearbeitet. Sie mussten dort die vollen Loren zur Hauptstrecke, zur Haspel ziehen. So verging ein Tag wie der andere, Wochen und Monate. Das neue Jahr 1946, was würde es nun uns, den Gefangenen, bringen? Wohl nicht die Freiheit, aber doch einiges. Es wurden uns Musikinstrumente, Farben zum Malen und Bücher, auch drei Bibeln, überreicht. Man konnte Sprachen lernen. Es lag an dem Einzelnen, wie er Freizeit ausgefüllt hat, das Eingangstor blieb aber verschlossen. Wir konnten aber weiterhin bei französischen Kollegen, wenn man abgeholt wurde, arbeiten, was viel gemacht wurde, wegen des Essens. So kam 1946 Weihnachten und Neujahr 1947.

Ich wurde ein paar Mal krank mit Halsschmerzen und Fieber, musste zum Grubenarzt in die nächste Stadt, St. Jolwein. Aber das verging wieder. Da wir nun Musikinstrumente hatten, entstand ein Tanzzirkel. Die Jungen unter uns wollten tanzen lernen. Es wurde eifrig geübt. Viel wurde geredet über die Entwicklung in Deutschland. Ob man auch an uns denken würde?? Erzählt wurde sehr viel. Wir verfolgten auch die Entwicklung in Frankreich. Die Zeitungen sagt ja einiges über die abgetrennten Gebiete im Osten. Sie sprachen von "unter polnischer Verwaltung". Die Eltern schrieben aber Usedom solle deutsch bleiben. Was würde wirklich kommen?

Einige Parolen über Entlassungen kamen auf. Es sollte sich etwas ändern. Weihnachten – Neujahr 1946 waren auch schon ganz fröhlich mit einem besseren Essen. Es hieß nun wir würden 1947 mit den französischen Grundarbeiter eingestuft und auch bezahlt, blieben aber Kriegsgefangene, also weiter hinter Stacheldraht. So kam es auch. Wir erhielten alle 10 Tage eine Abrechnung über Verdienst und Kosten. Viel blieb da nicht übrig. Aber immerhin, es war ein Anfang. Manches konnte man nun kaufen, denn die Händler stellten sich bald ein. Doch es kam

wieder etwas Neues. Ein Teil der Gefangenen, die freiwillig im Bergwerk arbeiteten, waren Unteroffiziere und die sollten entlassen werden, vorzeitig – wie es hieß, nach den Genfer Abmachungen. Inzwischen konnte auch Fußball gespielt werden. Es gab weitere kleine Erleichterungen. Ich gehörte zu den freiwillig arbeitenden Unteroffizieren. So kam der Tag der letzten Einfahrt auf Sohle 410 am 18. Mai 1947.

Es ist schwer die Gefühle zu beschreiben, die auf mich einströmten. Wie viele dieser einfachen Menschen hatte ich kennen gelernt, mit all ihren Sorgen und Nöten. Nun sollten wir sie nie wieder sehen. Es ist eine große Kameradschaft unter diesen Bergarbeitern. Ich verabschiedete mich von allen, die mich kannten. Vom Reviersteiger, diesem sangesfreudigen Mann. Nach dem herzlichen Verabschieden von den Mitbewohnern kam die Abfahrt ins Hauptlager Brinde. Dort hatte sich auch viel verändert, zum Vorteil für die Gefangenen, besseres Essen, kulturelle Veranstaltungen usw.. Mit dem ev. Pastor des Lagers sind wir dann, auch der Dolmetscher kam mit, zum Friedhof der Gefangenen marschiert, wo der Pastor eine kleine Rede hielt, mit der Ermahnung, dass sich so etwas nicht wiederholen sollte. Wer einen der Toten kannte, möchte eine Blume als Gruß an die Angehörigen mitnehmen. Ich war tief bewegt. Warum mussten diese jungen Menschen, 16 – 17 Jahre alt, noch nach dem Krieg sterben?

Wir sollten nun ins Entlassungslager Lyon überführt werden. Dort wurden die Züge nach Deutschland zusammen gestellt für die einzelnen Besatzungszonen. Jeder Einzelne sollte das selbst bestimmen ob West oder Ost. Da die Westgruppen voll waren kam ich in einen Osttransport mit in die sogenannte Ostzone zum Russen. Man hat uns Angst gemacht, von wegen Sibirien. Im Lager Lyon war es auszuhalten, kaum Arbeit, viele kulturelle Veranstaltungen. Doch es ging weiter bis ins Saargebiet. Dort kamen wir in einen Eisenbahnerstreik und wurden ausgeladen. Es war noch auf französischem Gebiet. Wir kamen in Kasernen und mussten in französischen Offiziersgärten arbeiten. Ein Raubtierdompteur war dort mein Bettnachbar. In Frankreich war er nach seinen Erzählungen auch beim Zirkus gewesen. Er war aus Sachsen und wollte wieder in seinem Beruf arbeiten. Doch der Streik war beendet, es ging weiter. Immer noch unter marokkanischer Begleitung mit einem französischem Offizier. Über Kaiserslautern, Frankfurt am Main ging die Fahrt. Alles war zerstört. Wer sollte das alles wieder aufbauen? So kamen wir nach Gerstungen an die Zonengrenze. Deutsche Polizei in blauer Uniform nahm uns in Empfang. Vom Russen war nichts zu sehen. Vom Lager Eisenach kamen wir nach Erfurt ins Lager Kalkreiß. Wir waren wieder in der Heimat angekommen.



Zempin. Fischer am Achterwasser.

Weihnachten und der Krieg

Aufgeschrieben nach eigenen Erlebnissen von Konrad Tiefert im Jahre 2004

- Auf einem Schiff der 14. U. Jagdflottille im Ruhehafen 1943 – La Trinite.
- Im Landeinsatz am Südufer des Flusses Loire in der Festung Sankt Nazaire - 1944.
- In französischer Kriegsgefangenschaft 1945.

Weihnachten - ein Fest des Friedens und der Krieg - im Jahre 1943

Das Schiff auf dem ich diente war als Fischdampfer in Papenburg gebaut, als U. Jäger umgebaut, mit Waffen und Geschützen versehen, war es ein Kriegsschiff. Es war der 14. U. Jagdflottille zugeteilt worden. Kommandant war ein Ob. Leutnant Freiherr von Lottner. Die Aufgaben diese Flottille waren neben U. Jagd Versorgungsdienst längs der Küste während der Nacht, Geleitedienst für Frachtschiffe und U. Boote abzusichern gegen Luftangriffe, wenn sie auf Feindfahrt gingen. Es waren immer so 22 – 23 Seetage, die wir im Einsatz waren. Dann gab es Ruhetage im Ruhehafen La Trinite, ein kleiner unbedeutender Hafen in einer Bucht. Dort würden wir Weihnachten 1943 erleben, wenn nichts Besonderes dazwischen kommen würde. Wir lagen am Ausgang der Bucht vor Anker.

Der alte Kommandant war abgelöst worden, um in der Heimat ein anderes Schiff zu übernehmen. Der Neue war ebenfalls ein Ob. Leutnant, ein Mann in den mittleren Jahren. Er machte aber einen guten Eindruck. Er sollte im Zivilleben einmal Schullehrer gewesen sein. Durch den Ob. Steuermann hatte er für jedes Besatzungsmitglied ein Geschenk besorgen lassen. Heiligabend mussten alle, außer der Wache, an Deck antreten. Der über Deck geschaltete Lautsprecher brachte das schöne Weihnachtslied – Stille Nacht, heilige Nacht – und jedem Matrosen wurde ein Geschenk überreicht. Es kam da schon eine gute Stimmung auf. Der Ob. Leutnant hielt eine kurze Ansprache und sagte, dass sich alle nach dem Abendbrot im Matrosendeck versammeln sollten. Es gab ein gutes Abendbrot.

Um 8 Uhr kam dann der Kommandant, er wünschte allen recht frohe Feiertage, nahm Platz und alles musste sich platzieren, auch in den Kojen rundum. Er redete nun von der Heimat, den fernen Angehörigen, die in dieser schweren Kriegszeit an sie denken würden. Forderte auch auf, aus dem eigenen Leben zu erzählen. So kam bald eine lebhaftige Stimmung auf. Lieder wurden gesungen, Weihnachts- und Seemannslieder. Der Ob. Leutnant erzählte auch aus seinem Leben. Zu Hause als Schullehrer war es manchmal nicht leicht gewesen jedem Schüler das Lesen und Schreiben beizubringen. Nach vielen Umschulungen und Umständen wurde er bei der Marine zum Offizier befördert und dann Kommandant eines Hilfskriegsschiffes.

Zwei solcher Schiffe hatte er schon durch Feindeinwirkung verloren, ohne dass er auf dem Schiff anwesend war. Wir waren nun sein drittes Schiff als Kommandant, sollte es sein letztes sein? Er erzählte viel davon. Einige Matrosen hatten ebenfalls ihr Schiff verloren. Aber man erzählt auch von der Heimat, den geschmückten Weihnachtsbäumen, den Eltern und den Angehörigen, wo manche nicht mehr lebten. Still und in sich gekehrt waren manche. Auch unser Oberleutnant war nicht frei davon. In den neuen Tagesstunden wurde er von einigen Unteroffizieren in seine Kammer gebracht. Die verlorenen Schiffe belasteten diesen Menschen doch sehr. Das Essen an den Feiertagen war gut und es blieb ruhig. So vergingen diese Tage und blieben vielen in guter Erinnerung.

Weihnachten 1944 – U. Jäger 1416

Was war alles in diesem Jahr passiert. Ich war am Anfangs des Jahres auf ein anderes Schiff meiner Flottille kommandiert und diese fuhr gen Süden zum Schutz deutscher Erdampfer,

die voll beladen von Spanien kamen. Auf 1408 hatte ich noch eine böse Sturmfahrt mitzumachen, Windstärke 11 – 12, aber ich hatte es überlebt. Kurze Zeit nach meiner

Abkommandierung auf 1416 wurde 1408 von englischen Jagdbombern angegriffen und versenkt. Ich hatte Glück gehabt. Die Zeit vor Spaniens Nordküste war nicht unangenehm, aber anstrengend, da wir kaum einen Hafen anliefen. Doch dann hatten wir einen Kesselriss und mussten einige Tage in die Werft. Da kam die Invasion, wir mussten nach Norden. Wieder eine Sturmfahrt Windstärke um 8. Im Morgengrauen erreichten wir St. Nazaire, aber es ging weiter nach Lorient. Es kam zu einem Gefecht mit zwei englischen Zerstörern und wir mussten unter Land ausweichen, im Schutz von Einneblung.

Doch die völlig zerstörte Hafenstadt Lorient war von den Alliierten Truppen schon eingeschlossen und wir mussten zurück nach Sankt Nazaire. Dort angekommen wurde unser Schiff und noch einige außer Dienst gestellt. Die Fahrten hatten keinen Sinn mehr, brachten nur Verluste. Zwei unserer Boote hatten wir verloren, von den 70 Mann Besatzung wurden 27 gerettet, davon war nur einer unverletzt.

Die Besatzungen der außer Dienst gestellten Schiffe sollten nach Deutschland, sich deutschen Truppenteilen anschließen. Doch das wurde nichts. Wir wurden zur Verteidigung der Festung eingesetzt, mussten ein Widerstandsnest ausbauen.

Zur Zeit der Ardennenoffensive wurden wir am Südufer der Loire als Verstärkung anderer Einheiten eingesetzt. Einen Angriff auf 25 km Breite mussten wir mitmachen und dort in Stellung gehen. Es wurde sehr kalt. Ein Gegenangriff kam nicht, zu unserem Glück. Ich

glaube nicht, dass wir dem standgehalten hätten. Wir hatten laufend Beschuss durch Granatwerfer. Einen Toten hatte unsere Einheit dadurch zu beklagen, er war 23 Jahre alt. So kamen die Weihnachtstage. Das Fest des Friedens sollte es sein. Man konnte sich nicht darauf freuen. So kam der Heiligabend. Der Kompaniechef, ein Leutnant, kam. Wer seine Stellung verlassen durfte, sollte kurz mit antreten. Sie hatten doch noch etwas fertig gebracht. Eine Tüte mit einigen Süßigkeiten wurde jedem überreicht. Der Leutnant sagte ein paar Worte. Sinngemäß ungefähr so: Da habt Ihr eine kleine Tüte, lasst es Euch gut schmecken. Ich wünsche allen frohe und ruhige Festtage. Drehte sich um und schritt davon. Ansonsten lief alles wie immer. Doch eines gab es noch, doch nicht für alle.

Ungefähr gut 1 km hinter unseren Linien in diesem schlecht einzusehenden Hecken- gelände lag ein noch bewohnter Bauernhof, ein größeres Anwesen. Einer unserer Unteroffiziere hatte, er konnte etwas französisch, mit der Bäuerin ein Essen ausgemacht. Wir waren drei Mann. Es war ein sehr gutes Essen, in einem Backofen geschmort. Wir haben es gut bezahlt und uns sehr bedankt bei diesen Leuten. Leider sind in den nächsten Tagen andere Soldaten gekommen, die sich nicht so benommen haben, ganz im Gegenteil. So verlief dieses Weihnachten 1944. Wir kamen im neuen Jahr zurück in unsere alten Verteidigungsstellungen. Dort erlebten wir die Übergabe der Festung und die Gefangennahme. Wir kamen zu den Franzosen.

Weihnachten 1945 in französischer Gefangenschaft

Wir kamen in ein Lager in das mittelfranzösische Hochland. Es hieß Briude und sollte einige Tausend Mann aufnehmen in seinen Baracken. Es war nicht eingerichtet zur Aufnahme so vieler Menschen. Weder unterbringungsmäßig noch mit Verpflegung. Man konnte nur verhungern, wenn man in diesem Lager blieb oder man musste versuchen auf irgendeine Art rauszukommen, zum Arbeiten auf dem Lande oder sonst irgendwo. Eines Tages wurden über zwanzig Leute für ein Bergwerk gesucht. Mein Kollege Maat vom Schiff war Bergmann vom Beruf

und so bin ich zum Bergwerk gekommen in 410 Meter Tiefe. Zwei Jahre bin ich eingefahren, doch ich möchte von Weihnachten erzählen.

Das Bergwerk, die Mine „La Touz“ war ungefähr 10-12 km vom Lager entfernt. Wir waren aber sehr schwach und kamen nur langsam vorwärts, mit einigen Pausen. So erreichten wir unser Ziel. Einige Gefangene arbeiteten schon dort. Wir bekamen kurze Zeit später etwas zu essen. Graupen mit Rinderfett und etwas Brot. Das Kochgeschirr war über halb voll auch mehr. Dann wurden

wir in unsere Unterkünfte eingewiesen. Es war ein ehemaliger Pferdestall eines Gutes. 36 Mann konnten dort untergebracht werden. Betten drei Stock hoch mit Strohsäcken. Ich bekam ein Mittelbett. Zu essen sollten wir bekommen 500g Weißbrot, schwarzen Kaffee, ab und zu etwas Margarine. Mittags Graupen mit Rinderfett, ab und zu Ziegenwurst. Um ½ 5 Uhr war wecken und dann Kaffeeausgabe. Bohnenkaffee auch zum Mitnehmen. Dann kam antreten, durchzählen und der Abmarsch zum Bergwerk. Doch einige fielen schon beim Antreten um und mussten zurück in die Unterkunft, hatten starken Durchfall. Doch die meisten schafften es und so kamen wir im Werk an. Wir erhielten Arbeitszeug, 1 Jacke, 1 Hose und ein Stück Tonseife. Ein Teil der Waschkaue war für uns abgegrenzt mit hochziehbaren Haken für unsere Uniform. Dann mussten wir zur Lampenstation. Man musste sich die Nummer merken, bekam auch eine Marke. 494 war meine Lampennummer. Dann ging es zum Förderturm, wo schon ein Teil der Franzosen stand. Für mich war das Alles etwas vollkommen Neues. Mir war nicht gerade wohl zu mute. Kurz vor 6 Uhr mussten wir in den Förderkorb zusammen mit dem Steiger einsteigen. Ab ging die Fahrt bis zur Sohle 410. Kurze Durchzählung, weiter ging es den Hauptstollen entlang bis zu einer Gabelung. Dort war der Reviersteiger, der uns auf die einzelnen Arbeiter verteilte. Ich kam zu einem kleinen Italiener, Paul mit Namen. Er führte mich zu seiner Arbeitsstelle. Es wurde immer wärmer. Angekommen zog er alles aus und bedeutete mir es ebenfalls zu tun, was ich der Wärme wegen auch tat. So fingen wir an zu arbeiten und ich begriff schnell. Wir hatten halb Stein, halb Kohle. Die Kohle sollte sich wieder erweitern. So vergingen die Stunden, unterbrochen durch die Frühstückspause, wo ich mein Stück trockenes Brot verzehren konnte. Mein kleiner Italiener hat mir noch etwas abgegeben. Dann war die Arbeitszeit um, es kam die Ausfahrt zusammen mit dem Steiger. Umziehen, waschen und Abmarsch, immer unter Bewachung ins Lager. Ein Schlag Graupen erwartete uns. Doch dann war Ruhe. Man konnte sich nun erst mal mit all den Leidensgenossen bekannt machen. Sie waren von überall her aus den deutschen Landen. So ging das Leben in der Gefangenschaft jeden Tag, jede Woche, jeden Monat. Eine Karte

durften wir an die nächsten Angehörigen schreiben, wenn wir sie noch hatten. Es gab auch einige, die alles verloren hatten: Haus, Frau und Kinder. So kam der Winter und damit auch das Weihnachtsfest. Worauf sollten wir uns freuen? Wir versuchten einen Baum zu besorgen, es hat auch geklappt. Einen Gemeinschaftsraum hatten wir auch zu Recht gemacht. Es waren alles Räume für Vieh vom ehemaligen Gut.

Die Franzosen feiern auch Weihnachten, aber nur einen Tag. So kam dieser 1. Weihnachtsfeiertag in Frieden. Es sollte ja auch ein Fest des Friedens, der Freude und der Erwartung sein. Endlich eine Erlösung von diesem unseligen Krieg, der so viele Menschenleben gefordert hatte. Mit viel Glück hatte ich alles überlebt, ich konnte dem Schicksal dankbar sein.

Wir haben uns alle versammelt in dem einfachen Gemeinschaftsraum. Wir hatten ein paar Musikinstrumente, eine Ziehharmonika und ein paar Mundharmonikas. Ein ehemaliger Schauspieler hielt eine kleine Ansprache. – Was sollte er groß sagen? – An dieser Weihnachtsfeier nahm auch die italienische Kantinenwirtin, die gegenüber wohnte mit ihrer Tochter, die 17 jährige Ottilie und ein anderer Italiener teil. Die Harmonika spielte erst allgemeine Weihnachtslieder, doch dann kam zum Mitsingen "Stille Nacht heilige Nacht" und da wurde es schlimm, immer mehr Köpfe gingen runter, Männer weinten. Ich hatte noch nie so viele Männer weinen gesehen. Was mochten sie alles so erlebt haben in den langen Kriegsjahren? Sicher auch viel Schreckliches. Endlich war dieses sinnlose Menschenmorden vorbei. Wir waren über 100 Mann in diesem Lager. Mancher ging nach der Feier in sich gekehrt in die Unterkunft zurück, in Gedanken bei den Angehörigen, wenn sie noch lebten in der Heimat. Würde es diese Heimat noch geben? Oder die Gedanken waren bei den Kameraden und dem Freund, der neben ihm sterben musste und dem er nicht helfen konnte.

So war das Weihnachten 1945. Vom Roten Kreuz erhielten wir ein Stückchen Schokolade. Der C.V.J.M. (Christlicher Verein Junger Männer) hat einiges für uns getan, wofür wir sehr dankbar waren.



oben: in der Gefangenschaft malte er sein Elternhaus und die Fischer am Strand darunter die Gebäude heute in der Peenestraße



1944 Obermaat - vor der Gefangenschaft



1947 in Gefangenschaft in Frankreich

Wieder auf der Insel Usedom

Es war der 7. Juli 1947 um 11 Uhr, als der Fischersohn Achim L. in seinen Heimatort Zempin auf der Insel Usedom zu seinem Elternhaus zurück kehrte. Mit Holländer Holzpantoffel und nicht besonders gut gekleidet. Kaum Geld und mit einem kleinen selbst gemachten Holzkoffer. Er kam aus französischer Gefangenschaft. Zwei Jahre hatte er dort in einem Steinkohle Bergwerk gearbeitet. Er hatte es freiwillig getan um nicht im großen Lager zu verhungern. Er war ehemaliger Obermaat der damaligen Kriegsmarine auf einem Schiff der 14. U. Jagdflottille gewesen. Laut großer Abmachungen brauchten Unteroffiziere nicht zu arbeiten. Er wurde dadurch aber früher aus der Kriegsgefangenschaft entlassen.

Am 18. Mai 1947 war er zum letzten Mal auf Sohle 410 eingefahren. Er hatte sich von allen Arbeitskollegen Italiener, Polen, Tschechen, Ungarn, Franzosen und dem Reviersteiger verabschiedet. Es war ein eigenartiges Gefühl, da er wusste, dass er diese Menschen, mit denen er Jahre gearbeitet hatte, nie wieder sehen würde. Er hatte sich langsam an dieses

Leben in der Gefangenschaft gewöhnt. Nun sollte er zurück in die Freiheit gehen. 16 Männer hatten die Absicht in Frankreich zu bleiben.

Er kam zurück ins Stammlager. Vom Besuch des Friedhofs mit den vielen, noch nach dem Krieg verstorbenen, war der Abschluss. Er kam ins Sammellager Lyon, wo die Transporte nach Deutschland zusammengestellt wurden. Nach einigen Schwierigkeiten kam er dann mit einem Transport zur russisch besetzten Zonen-grenze bei Gerstungen, wo die Übergabe erfolgte. Über Eisenach, Erfurt kam er nach Teterow in Mecklenburg, wo die Entlassung ins Zivilleben erfolgte. Nach drei Tagen Fahrt war er zu Hause. Über acht Jahre war er unterwegs gewesen. Was hatte er alles erlebt und überlebt? Wie sah Deutschland aus? Nur Trümmer wohin man sah. Wie sollte das alles wieder aufgebaut werden?

Doch nun war er wieder im Heimatort Zempin. Alle Gefahren des Krieges lagen hinter ihm und ein neuer Abschnitt seines Lebens konnte beginnen.



Gebäude der Fischereigenossenschaft



guter Heringsfang



Salzhütte erbaut 1882



Waldhaus mit Tanzsaal

Der neue Anfang

Achim war ledig und hatte auch keine feste Freundin, eine die auf ihn gewartet hätte. Er war vollkommen frei von jeder Bindung. Durch die Gefangenschaft war aller Kontakt verloren gegangen. Die Gefangenen durften anfangs nur eine Karte schreiben und die hatte Achim zu seinen Eltern geschickt.

Die Mädchen die er kannte, wussten nicht, dass er noch lebte und hatten sicherlich einen anderen Mann kennen gelernt und geheiratet. Achim war gesund an Leib und Seele. Immer hatte er den Wunsch einmal ein Mädchen aus dem Dorf zu heiraten. Doch in der Vergangenheit hatte ein Fischersohn wenige Chancen unter den jungen Mädchen. Eine hatte er vor dem Krieg mal näher kennen gelernt, sie war drei Jahre jünger wie er, aber die starb durch eine schwere Krankheit. Achim tanzte gern und so ging er nun oft mal zum Tanz oder ins Kino. Nur er hatte auch kein Geld. Sein Gehalt von der Marine hatte er zwar gespart, aber da war nichts mehr zu holen. Um zu et-was Geld zu kommen fuhr er anfangs nach seiner Heimkehr mit seinem Vater und dessen Bruder mit zum Fischfang aufs Achterwasser. Aal wurde zu der Zeit gefangen und der war teuer und schwarz verkauft noch teurer. Sein Vater hatte einige Kunden in Zinnowitz, die ab und zu Fisch bekamen. Achim übernahm nun das Hinbringen der Ware. Es war ein Hotel mit vielen Zimmern. Besitzerin war eine alte Dame. Ihr Sohn war verheiratet und hatte eine Tochter, er war aber nicht gesund und seine Frau leitete das Haus. Eine schlanke dunkelhaarige gut aussehende Frau. Da sie die Ware, auch Räucheraal immer annahm, lernte Achim sie näher kennen, doch hielt er immer Abstand. Er wollte Geld verdienen und nichts weiter. Doch die Verlockung wurde immer größer. Die Männer waren knapp nach diesem Krieg und selbst ihr Mann gab Achim zu verstehen, dass er nichts dagegen hätte, wenn er mit seiner Frau mal ausgehen würde. Er konnte durch seine Krankheit seiner Frau wohl nichts mehr bieten. Beim Tanz in Zinnowitz lernte er ein nettes Mädchen kennen. Sie war aus Cottbus, eine Sportlehrerin, spielte Fußball. Hat noch oft geschrieben.

Kurze Zeit nach seiner Rückkehr hatte Achim ein Sexerlebnis mit einer jungen Frau. Er war

ins Kino gegangen im damaligen Waldhaus, da war diese junge Frau. Sie hatte ein hübsches Mädchenaussehen, aber wie Achim hörte, verheiratet. Nur der Mann war nicht da. Da sie den gleichen Weg hatten, gingen sie gemeinsam. Sie lud ihn zu einer Tasse Kaffee ein und es wurde daraus eine ganze Nacht. Wer wollte, oder konnte es ihm übel nehmen. Die junge Frau hat ihn dann ein paar Tage später wieder eingeladen. Doch da hat Achim nicht mitgemacht, trotz ihres Drängens. In Zinnowitz war noch ein junges Mädchen, die sich für Achim interessierte, die ihn wohl auch geheiratet hatte. Aber Achim wollte sie nicht. Warum, war ihm auch nicht klar, aber irgendetwas störte ihn an ihr.

Inzwischen hatte er die Fischerei mehr und mehr wieder aufgenommen. Leider hatte sein Vater nicht genügend an Netzgeschirr und Angeln und so musste Achim sich mit dem Vorhandenen begnügen und versuchen so viel wie möglich anzuschaffen. Was es gab, wurde immer verteilt. Aber unter der Hand gab es doch noch Einiges. Vor allem mit Räucheraal konnte man sich etwas besorgen und Achim hat es wie die anderen genutzt.

Im Krieg hatte Achim sein Gehalt als Unteroffizier gespart, um sich mal ein modernes Strandboot bauen zu lassen mit einem konstant langsam laufenden Dieselmotor, der die Arbeit des Ruderns übernehmen konnte. Doch da war nichts mehr drin. Der verlorene Krieg hatte alle Pläne zerstört. Trotzdem gab Achim den Plan nicht auf. Er lehnte seinem Vater gegenüber das schwere Angelausrudern ab. Er wollte diese Arbeit nicht wieder aufnehmen, eher hätte er die Fischerei aufgegeben. Er hatte auch ein Angebot Junglehrer zu werden, aber er lehnte ab, er wollte in dem Alter nicht noch einmal die Schulbank drücken, obgleich ihm das Lernen in der Vergangenheit nie schwer gefallen war. Es gab natürlich auch in Zempin nach diesem verheerenden Krieg, in dem so viele Männer sterben mussten, ein Frauenüberschuss. Junge nette Mädchen, recht hübsch und gut gewachsen waren dabei. Doch waren sie Achim etwas zu jung für sein Alter, 15-17 Jahre. Es gab auch ältere Frauen deren Männer den Krieg nicht überlebt hatten.



*Hochzeit November 1948
Konrad mit Antje und Werner
Grundstück - Zu den Karlsbergen
in Alltagskleidung
Goldene Hochzeit 1998*



Es war ein Tanzvergnügen im Waldhaus Zempin, wo Achim hingegangen war. Da sah er L. K., ein Mädchen aus dem Dorf. Sie saß bei ihren Bekannten am Tisch. Sie war Achim seit langem bekannt, er wusste, dass sie mit ihm am selben Tag Geburtstag hatte und wollte sie nun mal näher kennenlernen.

Sie war ein nettes schlankes gut gewachsenes Mädchen und trug die Haare bis auf die Schultern. 23 Jahre wurde sie alt und Achim 29, also sechs Jahre jünger. Er bat sie zum Tanz und es blieb nicht bei dem einen Tanz. Sie kamen ins Gespräch und nach dem Ende der Tanzveranstaltung begleitete er sie nach Hause. Sie unterhielten sich über alles Mögliche und sie zeigte auch Verständnis für seine Arbeit als Fischer. Sie gefiel Achim sehr und so trafen sie sich des Öfteren abends zum Spaziergang. Sie sprachen plattdeutsch miteinander.

So kamen sie sich immer näher und allmählich waren sie ein Liebespaar. Die Folge: L. sagte ihrem Achim, dass sie schwanger wäre. Achim war im ersten Moment etwas betroffen, denn dass er so schnell Vater werden sollte, hatte er nicht gedacht. Aber sie freuten sich dann doch auf das Kommende, und planten die Heirat. Erst mal wurde sich verlobt. Wie würde die Zukunft für sie aussehen, darüber sprachen sie oft, aber sie waren guten Mutes. Sie waren gesund und nur das zählte.

Vielleicht bekamen sie eine Wohnung, aber der Wohnraum im Ort war knapp. Die Hochzeit wurde auf dem 6. November 1948 vorgesehen. Es war schwer für die Eltern von L. in dieser Zeit nach dem Krieg so eine Hochzeit auszurichten. Alles musste ergaunert und erschachert werden. Gibst du mir – geb ich Dir, war meistens die Devise. Der Vater von L. hatte noch einen Unfall auf dem Achterwasser. Er wollte noch etwas holen vom Gnitz mit einem Segelboot und hatte sich damit umgesehelt. Außer einem kühlen Bad war zum Glück nichts passiert. Es wurde dann doch noch eine schöne Hochzeit, mit allem drum und dran. Sie wurden auch kirchlich getraut, in der Kirche zu Koserow. Achim mit Smoking und Zylinder, beides ausgeliehen. L. mit ausgeliehenem Kleid, Schuhe und Schleier. So war das damals. Spätere Leser dieser Zeilen können sich das sicherlich gar nicht vorstellen. Doch waren Achim und L. froh und zufrieden, dass alles so gut verlief. Die restliche Hochzeit-

snacht mussten sie in Achims Schlafkammer bei dessen Eltern verbringen.

Verheiratet waren sie ja nun, aber eine Wohnung gab es nicht. Jeder musste vorerst bei den Eltern schlafen. Achim bemühte sich weiter um eine Wohnung. Er erfuhr, dass eine kleine Wohnung frei werden sollte, deren Bewohner wollte, da sie polnische Abstammung waren, nach Polen zurück kehren. Achim sorgte auch schon für Holz, rodeten Stubben im Wald. Er fischte zu dieser Zeit mit seinem Vater im Achterwasser.

Zu dieser Zeit wurde in Zempin eine Fischer-genossenschaft gegründet, eine F.W.G.. Achim wurde mit in die Leitung dieser Genossenschaft gewählt und er interessierte sich sehr für diese Entwicklung. So kam das Jahr 1949. L. war hochschwanger und am 20. Januar wurde ihre Tochter geboren im Elternhaus von L.. Es war eine schwere Geburt. Die Hebamme wohnte in Koserow. Achim musste sie mit dem Fahrrad holen. Sie fuhr damit zurück und Achim musste laufen. Die Geburt machte einen Arzt erforderlich, der wohnte ebenfalls in Koserow. Wieder musste Achim los. Ein Fischhändler hatte einen kleinen Lieferwagen, den bat er den Arzt zu holen, was dann auch geschah. Gegen morgens wurde eine Tochter geboren. Er war dabei und es hat ihn sehr beeindruckt. Die Tochter bekam den Namen „Inge“. Der Arzt sagte Achim aber, wenn möglich, es nicht so schnell wieder zu einer Schwangerschaft kommen zu lassen. So lebte Achim und seine junge Frau jeder bei seinen Eltern. Als nun die Polen ausgezogen waren, ging Achim zum Wohnungsausschuss und bekam die Erlaubnis dort sich einzurichten. Aber wie sah es dort aus? Es war eine große Stube und eine kleine Küche ohne Herd und Ofen. Trotzdem, Achim zog ein. Sein Schwiegervater war Maurer. Er baute ihnen einen Ofen aus Mauersteinen und einen Herd. So wurde es Wohn-, Schlafzimmer und Küche. Ein kleiner Holzschuppen war auch noch seitlich angebaut. Es wohnte schon eine Familie in diesem Haus, in der anderen etwas größeren Seite, sie hatte mehrere Kinder.

Achim und L. hatten aber auch keine Möbel. Zwei eiserne Betten liehen sie sich von Achims Eltern aus. Tisch, Stühle, Schrank, alles war ausgeliehen. Auch das Kinderbett, wo die kleine Inge drin schlief. In der Küche, die Töpfe und sonstiges Geschirr, alles war zusammen

gesucht. Aber Achim und L. waren zufrieden. Sie hatten erst mal ein eigenes Heim, wenn sie es auch gern etwas besser gehabt hätten, denn Toiletten waren nicht vorhanden auch kein Wasser. Beides musste bei der Frau Nachbarin benutzt, beziehungsweise geholt werden.

Der Verdienst war zu der Zeit nicht hoch.

Dazu kam die Geldentwertung. Achim bekam von seinem gesparten Kriegsgeld 10% und das noch in weit auseinander liegenden Raten von 50 DM.

Achims Cousin war aus Westdeutschland gekommen und wollte nun auch, da er nichts anderes gelernt hatte, die Fischerei ausüben. Seine Frau war aus Sachsen und ist nach dem Krieg nach Zempin gezogen. Anfangs fischte er mit seinem Vater, aber dann fischten sie mit Achim und dessen Vater gemeinsam. Aber die beiden Väter waren nicht mehr die jüngsten und wollten nicht mehr so stark die Fischerei ausüben. So taten sich die beiden Jungen zusammen.

Nach anfänglichen Erfolgen im Aalfang ließ der Verdienst im Achterwasser sehr nach. Die Strandfischerei mit dem Hering und Fludern brachte mehr. So beschlossen sie sich um zustellen. Ein Boot wurde ausgeliehen und dann ein gebrauchtes gekauft, auch einen Dieselmotor. Das Boot musste zum Ausbau zum Bootsbauer gebracht werden. Das war die Ausgangsbasis für die Strandfischerei. Anfangs mit 4 Mann, dann drei und dann waren es nur noch Achim und sein Cousin, die mit dem ausgebautem Boot die Strandfischerei weiter machten, mit gutem Erfolg. Die F.W.G. hatte sich in zwischen in ihrem Aufbau gefestigt und wollte ein neues Bürogebäude bauen. Das alte Gebäude, eine Holzbaracke, sollte abgerissen werden. Achim kaufte es für 1000 DM. Musste sie aber allein auseinander nehmen. Er wollte versuchen sich ein Haus daraus zu bauen. Ein Schulkollege, ein gelernter Zimmermann, half ihm dabei.

Auch Achims Schwiegervater, als Maurer, hat sehr dazu beigetragen, dass es ein Haus wurde, wenn es auch nur klein war.

7 mal 8 m waren die Fundamente. 2 1/2 Zimmer und Küche würden es werden. Die Innenwände wurden alle gemauert. Zu kaufen gab es kaum Steine. Geworben aus den Trümmern der ehemaligen Flachsschule, mussten auch alle halben Steine mit

vermauert wurden. Kalk, Zement, Dachpappe nichts gab es ausreichend und war nur mit Schwierigkeiten zu erhalten. Der Verdienst hatte sich langsam gebessert. Es gab eine Sollbeauftragung in den einzelnen Fischarten. Die Preise blieben stabil. Auch die Netz- und Materialversorgung lief mehr an. Die Perlonnetze kamen auf. Oft saß Achim bis Mitternacht und hat Netze eingestellt oder repariert. Eine Schlafzimmereinrichtung hatten Achim und L. durch Vermittlung von Verwandten aus Greifswald erworben. Nun schliefen sie in ihren eigenen Betten. Auch einen Küchenschrank konnten sie sich bauen lassen, allerdings durch Hingabe einiger Wehrmachtschränke. Das geschah alles noch in der alten Wohnung. Doch trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse wurde das neue Heim doch langsam fertig. Immer wieder musste der Fisch, besonders der Aal, erhalten, um dieses oder jenes zu erhalten und zu beschaffen. Oftmals war auch das Geld knapp. Aber dann war es so weit. Nach 6 Jahren konnten sie umziehen. Die Tochter wurde eingeschult. Von der F.W.G. aus musste Achim ab und zu an Sitzungen und Konferenzen teilnehmen. Die Entwicklung der Genossenschaften interessierte ihn sehr. Es gab auch manches was zu bemängeln war. Auch in den Hauptversammlungen wurde oftmals tüchtig kritisiert. Zum Leiter dieser Hauptversammlung gewählt, war es manchmal schwer diese Streitereien in die richtigen Bahnen zu lenken. Auch an große Fischereikonferenzen hat Achim einige Male teilgenommen. Von der F.W.G. aus fanden jährlich Fischerbälle statt, die sehr beliebt waren auch bei Achim, da er gerne tanzte. Doch dann wurde L. wieder schwanger nach acht Jahren eine große Belastung für sie, da sie Hering abpflücken und auch sonst in der Fischerei helfen musste. Dieses Mal musste sie zur Entbindung nach Wolgast ins Krankenhaus. Achim wurde Vater eines Sohnes und hat sich sehr gefreut.

Aber seine Tochter Inge hatte Keuchhusten und da durfte der Junge nicht nach Hause. Achim musste die Muttermilch immer nach Wolgast bringen. Bis sie ihn dann nach Hause holen konnten. Da sie kein Kinderbett hatten, wurde eines von Achim gebaut und es hat durchaus seinen Zweck erfüllt. Nun hatten Achim und L. zwei Kinder und L. reichlich

Arbeit, denn auch die Fischerei brauchte ihre Hilfe. Schon allein im Sommer, die Aalangeln wieder fertig zu machen, brachte viel Arbeit mit sich. Ihre Eltern haben oft mitgeholfen.

Achim hatte in den Jahren im Winter manchmal im Wald gearbeitet und dort bekamen sie das Abfallholz, aber es musste mit dem Handwagen nach Haus geholt werden. Der Lohn war ebenfalls teilweise in Holz. Zu Brettern geschnitten hatte Achim daraus einen Schuppen gebaut. Der war so gut geraten, dass sich im Sommer noch Mieter fanden.

So vergingen Jahre, Achim und sein Cousin fischten so viel wie möglich war. Es kamen Monofildrahtnetze auf und brachten einen vielfach höheren Fangertrag und damit auch höheren Verdienst, sie waren aber sehr teuer, ebenfalls das Tauwerk.

Durch eine Neugründung in Kölpinsee wurde die F.W.G. zu einen F.P.G. umgestaltet, die vom Staat sehr gefördert wurde. Achim kam in den Vorstand und nahm an den Sitzungen und Konferenzen teil. Der Sozialismus sollte weiter entwickelt werden. Die Fänge, vor allem an Hering konnten durch einem Mehreinsatz von Monofilnetzen erheblich erhöht werden. Achim und sein Cousin, der auch noch in der Feuerwehr von Zempin war, wurden voll ausgelastet. Aber es begann auch eine Zeit, wie sie es in der Vergangenheit noch nie erlebt hatten. Aller Fisch wurde abgenommen. Die Preise blieben stabil. Der Verdienst gut. Die Frauen konnten Mitglied werden und wurden versichert durch einen Teil vom Verdienst des Mannes. Leider standen der Erfassung kaum Kühlwagen zur Verfügung und der Fisch musste mit L.K.W. transportiert werden. Inzwischen hatten Achim und sein Cousin ein anderes größeres Boot erworben, es hatte einem Verwandten gehört. Es wurde mit einem Dieselmotor versehen. In Gemeinschaft mit einem anderen Boot wurde Bestich gefischt für alle die Aalangeln auslegten und auch weiter entfernt liegende Fangstellen aufsuchten, meistens mit guten Ergebnissen. Sie fuhren bis Binz usw. Mancher Sturm musste durch gestanden werden. Manchmal bei Lebensgefahr und mit viel Glück. Einmal war es besonders schlimm. Es war nach Mitternacht, sie hatten die Angeln raus und noch keine Fahrt aufgenommen bei dem Sturm. Es war Nordwest, das Boot lag

vom Wind und wollte gerade Fahrt aufnehmen. Wie eine Wand türmte sich eine Brechsee auf und überschüttete das Boot. Es war halb voll Wasser, aber der Dieselmotor lief und die Lampe brannte auch. Die Schwungräder warfen das Wasser hoch. Aber es musste gelenzt werden, ein zweiter Brecher und es wäre aus gewesen, denn dann wäre der Motor wohl stehen geblieben. So schafften sie es das Wasser aus dem Boot zu bekommen. Sie hatten den Draggen ausgebracht und das Boot lag im Wind. Der Zander der aus den Kisten geschwemmt war wurde eingesammelt. So konnte nun die Heimfahrt angetreten werden. Es war noch stockfinster. Mit Mühe gelangten sie unterhalb der Steinstellen und drehten dann ab in Richtung Zempin. Den Frauen haben sie es erst mal nicht erzählt.

Achim und L. lebten nun in dem kleinen Häuschen und L. wurde wieder schwanger. Die Entbindung wie es nun üblich war, im Wolgaster Krankenhaus. Sie bekamen eine weitere Tochter und nannten sie Antje. Nun waren es drei Kinder. Achim und L. freuten sich das alle drei gesund und munter waren.

Der Verdienst war gut und sie machten sich nun Gedanken um eine Vergrößerung des Hauses. An der Westseite bestand eine Möglichkeit. Aber das Land gehörte ihnen nicht. Nach einigem hin und her konnten sie ein Zimmer anbauen. Schwiegervater half auch hier sehr mit und durch ihn wurde der Anbau bald fertig. Hohlblocksteine gab es nun, nur das Dach machte Schwierigkeiten. Die Materialversorgung wurde langsam besser und wenn Achim und L. etwas gewartet hätten wäre ein größerer Anbau möglich gewesen. Achim hatte sehr große Mandeln und immer sehr oft Halsentzündungen. Der Arzt riet ihm sie entfernen zu lassen. Er bekam einen Termin nach Greifswald zur Hals, Nasen und Ohren Klinik. Er wurde dort nochmal untersucht und wieder wurde ihm gesagt, es wäre besser die Mandeln entfernen zu lassen. So kam es zu der Operation. Achim bekam Nachblutungen und musste 9 Tage im Krankenhaus bleiben.

Die Kulturwelle in der F.P.G. hatte sich etwas verändert. Statt Fischerfeste mit Tanz und Veranstaltungen wurden auf Wunsch der Mitglieder Reisen organisiert, die sehr beliebt waren.

Die Fangergebnisse vor allem in Hering blieben in den Jahren gut und die Belieferung mit Netzen und Tauwerk ausreichend.

Das Boot brauchte nicht mehr mit der Handwinde aufgezogen werden. Eine Elektrowinde wurde angeschafft, was eine große Arbeitserleichterung war. Auf Vierradwagen konnte nun der Fisch zum abpflücken aus den Netzen die Düne hochgezogen werden.

Schwierig blieb der Weg des abgepulten Fisches zur Erfassung. Auch das Verreisen musste vom Fischer gemacht werden. Vor allem die Heringsfischerei war mit viel schwerer Arbeit verbunden. Aber es war auch ein guter Verdienst dabei. So gut das Achim und L. sich eine Waschküche mit einem Netzraum bauen ließen. Achim und sein Cousin waren fast gleich alt und sie wurden nicht jünger.

Manche Arbeit fiel auch schon schwer, aber sie wollten und mussten immer noch mit halten mit den Jüngeren. Das Boot musste zu einer Reparatur in die Bootswerft Freest. In dieser Zeit wurde das alte, erste Boot zum Fang verwendet. Es war noch in der Zeit der Warenrückvergütung und der Staat trug die gesamten Reparaturkosten. Achims Cousin und Kollege hatte zwei Töchter, die oft beim Abpulen des Herings halfen. Auch Achims Tochter Inge tat das und war auch eine Hilfe bei den Angeln im Sommer.

Sohn Werner lernte Schiffsschlosser in Stralsund auf der dortigen Volkswerft. Tochter Antje, die sehr gut lernte in der Schule, wollte einmal Kindergärtnerin werden. Sie war 17 Jahre als sie aus der Schule kam. Drei Semester musste sie auf einer Pädagogik Schule in Franzburg studieren um ihr Berufsziel zu erreichen. Achim und L. mussten dieses Studium bezahlen, sie bekam kein Stipendium, weil der Verdienst des Vaters etwas zu hoch war.

Achim hat im Winter auch manchmal die unter dem Eisnetzfischerei betrieben, es brachte aber meistens nicht viel. Auch mit dem großen Wintergarn wurde noch in einigen Wintern gefischt, dann aber eingestellt.

Einmal bei der Eisnetzfischerei, es war so um 0 Grad C hörte er Hilferufe. Er konnte aber nichts sehen, es musste in größerer Entfernung sein aus der Richtung wo der Wind herkam. Achim schnallte sich die Schlittschuhe

unter und lief gegen den Südwind an. Nach einiger Zeit sah er was da passiert war. Ein Mensch war eingebrochen in einer dünnen Eisdecke und war bis unter den Armen im Wasser. Es war dort eine ungefähre Wassertiefe von etwa 3 Meter. Diese dünne Eisdecke war ziemlich groß und erlaubte Achim nicht sich dem Eingebrochenen zu nähern. Er musste Hilfe holen. Aber woher?. In größere Entfernung konnte er Leute erkennen. Die hatten die Hilferufe wohl nicht gehört, denn der Wind kam von vorn. Nun musste Achim wieder gegen den laufen, was sehr anstrengend war. Einen Eisriss musste er noch überqueren bis er bei diesen Leuten auch Fischer, ankam und ihnen das geschehen zurief und um Hilfe bat. Achim nahm nun das eine Ende der Bleinetzrute, die gut lang war und neu war und lief damit los auf die Unglücksstelle zu. Er war vollkommen außer Atem als es dort ankam. Trotzdem schob er die lange Rute bis zu den Eingebrochenen, so dass er sich daran anklammern konnte. Inzwischen waren die anderen Fischer, sie waren aus Koserow auch eingetroffen. Gemeinsam zogen sie nun den Eingebrochenen der sich fest an die Rute klammerte über das dünnere Eis bis zur festen Eisdecke. So wurde dieser Mann gerettet, der sonst wohl kaum die Unterkühlung überstanden hätte, wenn keine Rettung da gewesen wäre. Mit einem Moped mit Anhängern wurde dieser Mann schnell nach Koserow an Land gebracht. Achim lief nun per Schlittschuh nach Hause nach Zempin, wo am Land Leute standen, die von dem Unglück erfahren hatten.

Achim hatte sich so verausgabt, es war kurz vor Weihnachten, über das Fest und Neujahr musste er das Bett hüten. Bedankt hat sich der Mann aus Koserow nie. Eingebrochen im Eis war er mit seinem Moped.

Sie verging, die Zeit. Inzwischen war Achim Großvater geworden, seine Tochter Inge hatte geheiratet und war Mutter eines Sohnes, den sie Jens nannte. Als er größer war, spielte er gerne mit Schiffen und Opa Achim hatte ihm die gebaut. Er hatte es segeln lassen. Das Band riss durch und das kleine Boot segelte fort. Heulend kam er nun bei seinem Opa an. Der konnte das nicht mit ansehen und hat ihm gleich ein Neues versprochen und auch gebaut. Wie hat der Junge sich gefreut. Aber

Achim bekam noch mehrere Enkel und musste weitere Schiffe bauen.

Er machte aber gern die Bastelarbeiten, malte auch gern. Sein Sohn Werner musste zum Armeedienst an die Grenze und heiratete dann, wieder erhielten Achim und L. einen

Enkel. Tochter Antje heiratete ebenfalls und bekam auch einen Sohn. So wurden es später 5 Enkel, lauter Jungens. Die Hochzeiten der beiden Töchter mussten Achim und L. ausrichten, bei der Jüngsten war es schon kein zu großes Problem mehr.

Das Leben eines Zempiner Küstenfischers im Rentenalter

Für die beiden Fischer, Achim und Cousin, kam die Zeit heran, wo sie Rentner wurden. Da der Cousin ein Jahr jünger war, fischte Achim noch aktiv ein Jahr über das Rentenalter. Sie sind beide ihren Verpflichtungen noch voll nachgekommen. Doch dann war es soweit. Der Cousin wollte ganz aufhören, Achim jedoch noch etwas im Achterwasser weiterfischen. Er hatte von seinem Vater einen alten Heuer geerbt und diesen etwas ausgebaut und auch mit einem Dieselmotor versehen. Mit diesem Boot begann er nun im Achterwasser den Fischfang weiter zu betreiben. Zwar nicht im großen Umfang, aber es brachte doch noch einiges zusätzlich zur Rente, die nicht sehr hoch war. Er kannte die Achterwasserschifferei und hatte keine Probleme. Im Sommer der Aalfang, zu dieser Zeit war er noch gut. Einige Bügelreusen hatte er selbst hergestellt. Die Pacht für die Geräte musste an den Fischmeister bezahlt werden, wie es die Anderen auch taten.

Bei einer Fangfahrt in der Nähe der Insel Görnitz erlitt Achim beim Heben der Netze einen leichten Schlaganfall. Er war 67 Jahre alt. Es kam ohne jede Voranzeige. Er brach im Boot zusammen. Einseitig gelähmt war er bei vollem Bewusstsein. Der Motor lief und er wollte von den Netzen noch einige mitnehmen. So vergingen Stunden. Er wusste ja nicht, dass er so schnell wie möglich in Behandlung eines Arztes kommen musste. So wurde es Nachmittag. Ein junger Fischer, der dort vorbeikam, brachte ihn dann nach Zempin zurück. Achim kam ins Krankenhaus nach Wolgast. Dort stellte man fest, dass er sich auch noch den linken Fuß gebrochen hatte. Die Lähmung ging zurück, er konnte alles wieder bewegen. Doch durch den Bruch, so erklärte man ihm, müsste er sieben bis acht Wochen im Krankenhaus bleiben. Eine lange Zeit dachte er. Seine L. war nun ganz allein mit aller Arbeit. Doch sie hat ihn fast täglich

besucht. Es lagen mehrere Kranke in dem Zimmer. Einige unterhielten sich gern. Achim grübelte viel, auch über die Vergangenheit – all die Kriegsjahre, über alles was er erlebt hatte. Die Generationen, die nun folgen würden, konnten Lehren daraus ziehen, aber ob sie diese Zeit überhaupt verstehen konnten?

Eines Tages fasste er den Entschluss zu versuchen all seine Erinnerungen aufzuschreiben. Zeit dazu hatte er ja nun. Er bat seine Frau einen Schreibblock mitzubringen. Nun begann Achim zu schreiben, alles was er seit seiner Einberufung zum Arbeitsdienst bis zu seiner Entlassung aus der Gefangenschaft erlebt hatte und das war nicht wenig.

Es war ein buntes Leben gewesen und er hatte es mit viel Glück überlebt. Er hatte ein gutes Gedächtnis und so kam ihm alles wieder in den Sinn. Es war etwas unbequem mit dem Schreiben im Bett, aber es ging. Die das Zimmer betreuenden Schwestern waren sehr neugierig, was er da wohl schreiben würde, auch die Ärztin fragte. Aber Achim hatte Ausreden. So hat er die Stunden, Tage und Wochen ausgefüllt mit seinem Schreiben. Hat es so aufgeschrieben wie er es erlebt hat, von 1938 bis 1947, mit allem drum und dran. Was hatte sich alles ereignet? Es war wert es schriftlich festzuhalten. Vielleicht würden sich die Kinder und Kindeskinde einmal dafür interessieren was ihr Vater, Großvater oder Urgroßvater so erlebt hat. Er wurde aus dem Krankenhaus entlassen, hat sich bedankt bei den Schwestern für die gute Betreuung. Er hat sie oft bewundert, wenn sie mit den Kranken umgehen mussten.

Nun war er wieder zu Hause mit seiner Frau zusammen. Sie hatte alles in bester Ordnung gehalten, trotzdem sie ihn fast täglich im Krankenhaus besucht hatte. Achim kam wieder zu Kräften und fing bald wieder mit der Fischerei an. Allerdings überfordern durfte er

sich nicht, denn er behielt einige Schwierigkeiten mit dem Fuß.

Sein Enkel Jens wollte auch in den Fischereiberuf. Er ging in die Lehre als Binnenfischer, musste zwei Jahre lernen mit einer Abschlussprüfung. Achims Sohn Werner war in einem Kraftfahrzeugbetrieb beschäftigt. Er hat zwei Söhne mit Namen Falk und Birk. Tochter Inge war weiter bei der Post angestellt. Ihre Söhne heißen Jens und Jan. Tochter Antje war nun Kindergärtnerin und hat einen Sohn Namens Martin. Die Enkel merkten bald, dass der Opa gern Schiffe bauen mochte und auch konnte.

Sie wollten alle ein Boot haben. Achim baute nun Segelyachten in verschiedenen Ausführungen, meistens aus einem Stück herausgearbeitet.

Nach dem Anschluss der DDR an die Bundesrepublik Deutschland:

Konrad T., er nennt sich hier Achim, war schon einige Jahre Rentner in der DDR. Er hatte keine hohe Rente, aber er konnte und durfte noch, soweit seine Kräfte reichten, die Fischerei ausüben und hatte dadurch einen guten Nebenverdienst. Die damalige Genossenschaft nahm ihm den aus dem Achterwasser kommenden Fisch ab. Doch langsam kam nach dem Zusammenschluss alles anders. Anfangs wurde ihm der Fisch von westlichen Firmen abgenommen. Die alte Genossenschaft löste sich auf. Doch diese westlichen Firmen gingen bald in Konkurs und Achim erhielt für seine gelieferte Ware, im Werte von über tausend Mark, kein Geld. Es ging dann noch so einige Zeit über eine Aufkauffirma in Wolgast. Aber dann kam es anders. Über die Fischereiaufsicht wurde den Rentnerfischern untersagt Fisch an die Handelsfirmen zu liefern. Sie durften nur noch eine geringe Menge an Fanggeschirr zum Einsatz bringen, so für den Eigenverbrauch. Damit war der Nebenverdienst zur Rente beendet. Nur wenig konnte nun so nebenbei abgesetzt werden. Aber Achim mochte nicht ganz aufhören. Zu sehr war er mit dieser Fischerei verbunden, denn alle Vorfahren hatten sich damit ernährt. Die Zahl der örtlichen Fischer ging zurück. Die freie Marktwirtschaft war für sie kein Vorteil. Die vorher festen Aufkaufpreise gab es nicht mehr. Der Preis stieg und fiel nun, je nach

Menge der Anlandung. Achim erinnerte sich an die Zeit der Weimarer Republik, wo es auch so war. Die guten Verdienstmöglichkeiten waren in der Fischerei jetzt vorbei. Sein Enkel Jan hatte die Fischerei aufgenommen. Er hatte zwei Jahre in der Binnenfischerei gelernt. Aber nur mit einer Abschlussprüfung. bekam die Genehmigung für den Fang in der Ostsee. Er hatte und hat es schwer sich in diesem Beruf zu halten, denn das Einsatzmaterial an Netzen und Boot usw. ist teuer und muss immer wieder erneuert und repariert werden. Dazu dann die anderen Abgaben, die sehr hoch sind. Da er allein von diesem Verdienst aus der Fischerei leben muss, kann er das nicht schaffen. Durch den Konkurs der Aufkaufstelle Wolgast wurden ihm über 3000 DM für gelieferte Ware nicht ausgezahlt.

So wird diese, von der Küste aus betriebene Fischerei, die einstmals viele Familien in Zempin ernährte, weiter zurückgehen und kaum Nachwuchs haben.

Doch Achim hat immer wieder versucht, im Rahmen der verbliebenen Möglichkeiten, noch etwas zu fangen. Da er einige Katzen hatte, musste immer etwas Kleinfisch her. Er selbst hat in seinem Leben oft und gern Fisch gegessen. Der vom Vater vererbte Heuer war zwar alt, aber Achim hat ihn schwimmfähig gemacht und gehalten. Versehen mit einem Dieselmotor hat er ihm noch gute Dienste geleistet. Er durfte zwar nur einen Kasten Angeln auslegen, aber oftmals war der Fang recht gut. So gingen die Jahre dahin. Es kam der Tag der Goldenen Hochzeit. 50 Jahre war er mit seinem L. zusammen, Freud und Leid hatten sie miteinander erlebt und drei Kinder großgezogen. Vieles hatte sich in dieser Zeit verändert. Es war eine schöne Goldene Hochzeit in der Pension „Zum Achterwasser“ mit Musik und Tanz.

Achim war seit vielen Jahren bei Dr. Wenzel in Kölpinsee zu Kontrolluntersuchungen und der stellte fest, dass sein Puls zu niedrig sei. Er hatte manchmal leichte Schwindelanfälle. Dr. Wenzel gab ihm eine Überweisung zu einem Facharzt nach Greifswald zur Untersuchung. Der Arzt meinte, ein Herzschrittmacher wäre das Richtige, er selbst würde die Operation machen. So kam Achim in die Uniklinik Greifswald. Nach einigen Tagen wurde ihm hier ein Herzschrittmacher eingesetzt. Bald war er wieder zu Hause und fühlte sich besser.

Nach der ersten Nachuntersuchung bekam er einen Schrittmacherausweis, wo die sechsmo- natigen Kontrolluntersuchungen eingetragen wurden.

Vieles konnte er nun wieder machen, was ihm vorher schwer gefallen war. Er fing auch wieder an zu basteln. So kam es zu den Boots- modellen und Fischereiausstellung in der ehemaligen Grundschule von Zempin. Die Bürgermeisterin Frau Hilde Stockmann hat zusammen mit dem Heimatverein alles organisiert. Am ersten Advent 2000 wurde diese Ausstellung eröffnet und war eine gelungenen Sache. Zeigt sie doch wie die Bürger von Zempin in der Vergangenheit, vor allem in der Fischerei gearbeitet und gelebt haben.

Achim hat viel Geduld manchmal aufbringen müssen, aber auch Freude daran gehabt, diese Bootsmodelle herzustellen.

Es sind keine Luxusshippe sondern Fischer- boote, wie sie über die Jahrhunderte von den Fischern von Zempin genutzt wurden. Im Frühjahr 2001 musste Achim seine L. ins Krankenhaus nach Wolgast bringen lassen, eine Gallengeschichte. Sie war in der

Wohnstube zusammengebroch- en und der herbeigerufene Arzt hat sie sofort ins Kranken- haus bringen lassen. Nach einer längeren Vorbehandlung kam es zur Operation, die gut verlaufen ist. L. erholte sich gut und so waren sie bald wieder zusammen.

Die Räume der ehemaligen Grundschule wurden noch zu weiteren Ausstellungen genutzt. Eine Eierbechersammlung wurde dort gezeigt mit vielen hundert verschiedenen Eierbechern. Eine Bilderausstellung von einem russischen Maler. Auch ein Verkaufsladen der Vergangenheit aus Zempin kann dort besichtigt werden. Von den Sommergästen werden solche Ausstellungen gern besucht. Achim hat die Fischerei fast ganz aufgegeben. Nur noch etwas für die Katzen werden gefangen.

Beide, Achim und L. haben ihrem Enkel bei den Angeln einschießen geholfen. So sind sie noch immer Helfer in der Fischerei. Aber auch der Garten muss noch in Ordnung gehalten werden.

Konrad Tiefert November 2001



Gebäude der FPG in Zempin - hinten Schornstein der Räucherei



*Konrad mit Schwester Helga,
Eltern und Großmutter Amanda*



Konrad mit Eltern und Großmutter im Sommer 1939

Transport vom Strand



Seilwinden mit Muskelkraft



*Frauen der Fischerei-
Genossenschaft*

Zempiner Lebensgeschichten

Wie die Familien in Zempin lebten, bevor es ein Seebad wurde und Touristen kamen, schrieb Konrad Tiefert Jahr 2004 auf:

Zempin zwischen 1800 – 1900

Fischer und Bauern waren Leibeigenen der Gutsherren, mussten Hand- und Spanndienste in Krummin in der Bestell- und Erntezeit leisten. Wollte ein Fischer- oder Bauernsohn den Ort verlassen, musste er erst die Erlaubnis dazu haben. Überall im Pommernland war es so, die Kleinbauern und Fischer mussten damit leben. Es war ein Leben in Armut mit viel Arbeit. Trotzdem brachten es einige zu etwas Wohlstand. Das alte Dorf entwickelte sich am Achterwasser und die Fischerei bot sich, da die Ostsee auch nicht weit entfernt war, direkt an. Zu der Zeit war das Achterwasser noch sehr fischreich und einige Einwohner von Zempin fischten nun dort. Doch die Insel Usedom kam schon 1720 zum Königreich Preußen und damit unter deren Gesetze. Die Leibeigenschaft bestand weiter, wurde erst nach 1806 aufgehoben. Einiges veränderte sich, doch vieles blieb weiter bestehen. Für die Fischerei im Achterwasser musste an den Staat eine Pacht entrichtet werden. Eine Fischereiaufsicht wurde dafür eingesetzt. Die Güter behielten aber oft ihre Sonderrechte auf die angrenzenden Gewässer, so die Städte Wolgast und Lüssow sowie auch die Besitzer der Halbinsel Gnitz.

Doch der Ort wuchs weiter, Fischerei und Landwirtschaft blieben die Ernährungsgrundlagen. Einige der Fischersöhne gingen nun zur Seefahrt, um dort ihr Glück zu versuchen. Manche der jungen Leute kamen nie wieder. Die zurückkamen, nahmen meistens die Fischerei wieder auf. Andere heirateten ein Mädchen aus dem Nachbardorf

oder aus der Nachbarschaft. Groß war die Auswahl nicht.

Einzelne kamen auch wohlhabend zurück, so auch Michael Droegemund. Auch er ging zur Seefahrt auf ein Segelschiff, machte Auslandsreisen mit und brachte es zum Seeoffizier. Auf Umwegen kam er zum Sklavenhandel. Der war verboten, wurde aber immer noch durchgeführt und brachte den Leuten der Schiffsführung eine gute Einnahme. Nach den Erzählungen waren der Handel und die Reisen von Afrika nach Süd- und Mittelamerika mit möglichst schnell segelnden Schiffen. Einige Male kam D. zu Besuch in seine Heimat, hatte auch eine Frau bei sich. Die Kinder von Henriette Tiefert geb. Heimke nannten ihn Onkel (*Er war ein Großonkel mütterlicherseits*). Henriette machte ihm oft Vorwürfe, wie er als Christ hatte mit Menschen handeln können. Aber er hatte gemeint, damit wäre viel Geld zu verdienen gewesen. Karl, ein Sohn Henriettes, wurde von D. ausgeschickt Frösche in den Gräben zu fangen, möglichst einen Sack voll. Unter Protest hat Henriette dann die Froschschenkel geschmort. Er hatte aber gemeint, die Leute hier wüssten gar nicht, was gut schmeckt. Er ging oft zum Nachbar L.W., der ebenfalls auf Segelschiffen in seiner Jugend gefahren war. So kam D. einige Male, nach den Erzählungen, in Begleitung einer Frau, das letzte Mal mit einer Kreolin. Er soll längere Zeit hier gewesen sein und 1908, als er schon älter war, noch in Zinnowitz ein Hotel an der Strandstraße das „Wiener Café“ gebaut haben. Er ist aber dann nach England verzogen und dort gestorben.

Dies alles sind Überlieferungen durch Erzählungen. Er soll ein Tagebuch geführt haben. Ein Verwandter, ein Fischer, hat es noch gehabt. Leider ist es dort nie mehr aufgefunden worden. Sicherlich eine interessante Lebensgeschichte.

(im Grundbuch Zinnowitz ist M.D. 1908 vermerkt, er verkaufte schon 1909 an Hans Bohnenstingl)



Carl Friedrich Jakob Tiefert *1820 Koserow – +1881 Zempin
und **Henriette** Friderike Caroline geb. Heimke * 1825 - +1907 Zempin

Sie heirateten 1846 und wohnten in Zempin am Achterwasser. Die Eltern der Henriette hatten ihrer Tochter die am Haus angebaute Kornscheune mit Pferdestall überlassen, um sich daraus eine Wohnung zu bauen, was sie dann auch mit ihrem Mann tat. Es wurde eine große schöne Wohnung. Zwar mit Lehm gebaut, aber doch ein Haus. So richteten sie sich ein und lebten dort und hatten 3 Kinder, die Söhne: Carl, Johann und Joachim.

Der Letztgenannte war von Geburt an körperlich behindert. Für alle blieb neben der kleinen Landwirtschaft die Fischerei. So wuchsen sie heran. Die Leibeigenschaft war ja nun beendet, aber es gab im damaligen Königreich Preußen die Wehrpflicht für alle Männer über 20 Jahre, wenn sie gesund genug waren. Das wurde auch von dem Kaiserreich Deutschland übernommen. Eine Marine war im Entstehen, man brauchte Leute, die jungen Leute der Küstenfischerei waren dazu bestens geeignet. So musste Carl Tiefert (*geb. 1862*) Matrose der damaligen Kaiserlichen Marine werden. Nach einer Grundausbildung kam er auf das Schiff „SMS. Nautilus“ („*Seiner Majestät Schiff*“), ein Segelschiff mit einer kleinen Dampfmaschine und etwas Bewaffnung¹. Ein Bild zeigt ihn in der Uniform der damaligen Zeit. Das Schiff sollte eine Weltreise machen und die Interessen des deutschen Reiches als Kolonialmacht wahren. Unruhen waren überall in den von Deutschland zur Kolonie erklärten Ländern. Nach Möglichkeit sollten neue Gebiete hinzukommen. So fuhren sie los durch die Nordsee nach Süden. In Portugal, Marokko und den afrikanischen Kolonialländern vorbei, ums Kap der guten Hoffnung, weiter in die Südsee mit den vielen Inseln, die zum Teil schon unter deutschem Einfluss standen. Einige Inseln liefen sie an, nach den Erzählungen von Carl Tiefert, und verhandelten mit den Häuptlingen. Sie

verteilten Geschenke und Werkzeuge aller Art. Am Ende wurde dann die deutsche Flagge gehisst, so auf einigen der Marschall – Inseln. Doch weiter ging es nun zum großen Japan, dem Inselreich mit seiner fleißigen Bevölkerung. Sie blieben dort aber nur kurze Zeit, segelten dann weiter nach China und nach Hongkong. Ob Carl Tiefert jetzt krank wurde oder erst in Hongkong ist nicht sicher. Er hatte das gelbe Fieber und nur durch die gute Pflege des Freundes Steinbrink, ist er nach seinen Erzählungen durchgekommen. Dieser war von der Insel Wollin. In Hongkong blieben sie längere Zeit. Von dort stammte auch eine Aufnahme des Schiffes „Nautilus“, die leider verlorengegangen ist. Sie hatten gute Kontakte mit anderen Schiffsbesatzungen, machten sportliche Wettkämpfe mit denen usw. Auch die Bevölkerung, meist Chinesen, lernten sie so etwas näher kennen. Der Enkel von Carl Tiefert, Konrad, er war so um die 16 Jahre alt, bekam eine Fotoaufnahme mit einer netten Frau in die Hände, offensichtlich eine Chinesin, auch Schriftzeichen waren auf der hinteren Seite. Neugierig geworden zeigte er sie seiner Großmutter mit der Frage, wer dies denn sei? Es kam folgende recht ungehaltene Antwort: „Jo dat is dei Geliebte von dienem Großvatter west, dor in China, Hongkong oder wei dat heit.“ Aber auch diese Zeit ging zu Ende. Die Heimreise kam mit wenig Abwechslung. Vergessen war die schöne Frau auf dem Bild, nur eine schöne Erinnerung. Leider ist auch dieses Bild nicht mehr auffindbar. So hatte Carl Tiefert, der Küstenfischer aus Zempin, eine Weltreise erlebt.

¹ *Stapellauf 1871, Indienstellung 1873, 1896 gestrichen, als Hulk (Schiff ohne Antrieb) 1905 abgewrackt*

Carl Friedrich Erdmann Tiefert *1862 Zempin - +1915
und **Amanda Mathilde Wilhelmine Caroline geb. Knuth** *1869 Zempin

Nun war er wieder zu Hause. Er fischte im Achterwasser, für die See war er nicht recht zu haben. Doch er war ein lebenslustiger Mensch und begann bald sich unter den Nachbars-töchtern umzusehen. Eine Familie wollte er, heiraten wie es hier üblich war.

Er ging gern zu Veranstaltungen von Vereinen. So lernte er Anna K. kennen, ein gesundes kräftiges Mädchen. Aber in der Nachbarschaft wohnte noch ein Mädchen Amanda, beide hatten den gleichen Nachnamen. Er ließ sich aber mit beiden Mädchen ein. Amanda, ein mittelgroßes schlankes Mädchen, zu Hause auf einem kleinen Bauernhof und es waren dort drei eheliche Kinder.

Carl unterhielt nun mit beiden Mädchen ziemlich enge Beziehungen und er musste sich entscheiden, entweder Anna oder Amanda. Was genau vorgefallen ist mit den dreien weiß niemand. Aber Carl entschied sich für Amanda. Nur eines war fatal. Beide waren schwanger im selben Jahr, beide erwarteten ein Kind. Er wurde gleich zweimal Vater. Doch er hat diese Vaterschaft nie verleugnet. Karl und Ewald, zwei Halbbrüder, die auch als Erwachsene Freunde waren. Beide erlernten den Beruf als Maurer. Ewald wurde aber im Haus seiner Mutter großgezogen. Amandas Sohn Karl (*1890 - + 1914) musste in den Krieg und fiel als erster von Zempin in Frankreich. Amandas Elternhaus, der Bauernhof Knuth, wurde unter den drei Kindern aufgeteilt. Auch Amanda erhielt ihr Teil. Nun war Carl Tiefert Kleinbauer geworden, doch er wollte kein

Bauer sein. Er entschied sich für die Fischerei. „Entweder Fischer oder Bauer“, sagte er. Er fischte lieber auf dem Achterwasser, fast täglich, oft auch die Nacht hindurch. Sie verkauften das ererbte Land bis auf einen kleinen Rest. Nach mehreren Jahren Ehe bekamen sie einen weiteren Sohn und nannten ihn Wilhelm (*1893), nach Jahren bekam dieser noch einen Bruder Gottfried (*1899). So verging die Zeit, das neue Jahrhundert war gekommen.

Doch es kam auch Krieg, die beiden Söhne Karl und Wilhelm mussten zum Wehrdienst. Karl diente beim Landheer und Wilhelm kam zur Marine. Karl fiel bei den Kampfhandlungen in Frankreich, wie schon erwähnt. Vater Carl Tiefert bekam einen Herzinfarkt und konnte die Fischerei nicht mehr ausüben. Wilhelm wurde daraufhin kurzzeitig vom Militär entlassen. 1915 erlitt Vater Carl erneut einen Herzinfarkt und ist daran gestorben. Nun war Amanda allein mit ihren beiden Söhnen. Wilhelm wurde wieder eingezogen zur Marine, wo er bis zum Schluss des Krieges blieb. Amanda war nun mit ihrem Sohn Gottfried alleine. Er war noch sehr jung und so musste sie vieles selbst machen. Übrigens hatte ihr Sohn Karl noch vor dem Krieg geheiratet, hatte aber keine Kinder. Den bei ihr lebenden, körperlich behinderten Bruder ihres Mannes, Joachim, musste sie auch noch versorgen. Dieser kam aber später in ein Heim, wo er auch starb.



Amanda Tiefert geb. Knuth



Gedenkstein I. Weltkrieg - Waldstraße

Wilhelm Friedrich Erdmann **Tiefert** *1893 Zempin
und **Marta** geb. Mühlport *1892 Calbe / Saale

Wilhelm war durch den Tod seines Vaters kurzzeitig vom Militär entlassen. War in Zempin in seinem Heimatort und lernte hier ein Mädchen kennen, die Angestellte von Gästen war, die hier ihren Urlaub verlebten. Es war ein nettes, gesundes, kräftiges Mädchen aus Calbe an der Saale, wo ihre Mutter mit noch mehreren Töchtern wohnte. Doch Wilhelm war ein Draufgänger und so wurden sie bald sehr intim. So erwartete Marta im nächsten Jahr ein Kind von ihrem Willi, wie sie ihn nannte. Im Mai 1916 war es soweit. Ein kleines Mädchen wurde geboren. Es bekam den Namen Helga. Doch es war noch Krieg und das kleine Mädchen kam zur

Oma Auguste, der Mutter von Marta, wo sie die ersten Jahre aufwuchs. Ihr Vater Wilhelm kam ab und zu auf Urlaub nach Calbe. Doch nun wurde Marta wieder schwanger, diesmal bekam sie einen Sohn, im Mai 1919, sie nannten ihn Konrad mit Rufnamen. Der Krieg war zu Ende, die Männer waren entlassen, das normale Leben musste weitergehen und so beschlossen Wilhelm und Marta mit den beiden Kindern nach Zempin zu ziehen und dort zu bleiben. Wilhelm arbeitete in seinem Beruf als Fischer. So kam der kleine Konrad nach Zempin ans Achterwasser. Da beginnt sein Lebenslauf. (siehe Zempiner Heimathefte Nr. 1 Seite 65)

*Marta und Wilhelm Tiefert
Tochter Helga beim Aalangeln einschießen.*



Konrad Tiefert zum 80. Geburtstag

Im Mai 1999 wurde der Zempiner Fischer 80 Jahre alt. Er wurde in Zempin groß und erinnert sich an seine Kindheit, als er noch mit Holzpantoffel, mit Büchern unterm Arm, zur Schule ging. Erst mit 12 Jahren bekam er einen gebrauchten Ranzen geschenkt. Bevor er bei seinem Vater Wilhelm mit der Fischerei begann, verdiente er sich als Laufjunge bei der Bäckerei Hauff in Zempin, etwas Geld. Er trug morgens Brötchen aus, hängte sie an die Tür, und nachmittags fuhr er mit dem Fahrrad den frischen Kuchen bis nach Koserow für die Pensionen und Hotels, auch die Segeljachten im Rieck wurden beliefert.

Die Fischerei war sein Leben, ob am Strand oder im Achterwasser, ob bei Hitze oder Eis. Die Gemeinde Zempin ist sehr dankbar, dass er. Der schon als Kind gern Aufsätze schrieb, alles festhält, was mit der Fischerei und dem Leben in Zempin im Zusammenhang steht.

Auch Überlieferungen seiner Eltern und Großeltern schreibt er auf. Als er auf dem Achterwasser vor Jahren einen Schlaganfall erlitt und sich im Boot ein Bein brach, war er im Krankenhaus ans Bett gefesselt. Da schrieb er auf über 100 Seiten seine Erlebnisse während des zweiten Weltkrieges auf. Während der Gefangenschaft bekam er die Möglichkeit zum Malen und aus dem Gedächtnis malte er Zempiner Ansichten, Schiffe und Boote auf dem Wasser. Gemalt hat er auch später wieder. Heute freuen sich die Enkelkinder über die vom Opa gefertigten Modellboote. Jedes stellt einen bestimmten Typ dar und ist detailgetreu nachgestaltet. Gesundheit und weiterhin Schaffenskraft wünschten Verwandte, besonders seine fünf Enkelkinder und das Urenkelchen, Fischerkollegen, Nachbarn, Freunde und die Gemeinde Zempin.



Konrad Tiefert im 85. Lebensjahr mit seinen Modellen Foto: P. Machule

Bootsmodelle von Konrad Tiefert

„Zempiner Heimathefte Nr.2“ (2007)

Am 2. Dezember 2000 eröffnete der Heimatverein in den Räumen der ehemaligen Schule mit 12 Modellen von Fischereifahrzeugen gebaut von Konrad Tiefert im Alter von 80 Jahren mit einfachstem Werkzeug aus Abfallmaterial, wie Obststiegen, Tapetenleisten, Fischereimaterial und Blechdosen.

Jedes Boot ist ein kleines Kunstwerk. Man kann es mit der Malerei der „Naiven Kunst“ vergleichen. In Meyers Lexikon finden wir als Erklärung für diese Kunstrichtung, dass naive Kunst außerhalb der kunstgeschichtlichen Stilrichtung stehende Laienkunst ist, die in unmittelbarer Auseinandersetzung mit Lebenserfahrung, Umwelt, Kindheit, Wunsch und Traumbildern steht. Es ist keine Volkskunst.

Diese Art des Modellbaues erinnert an die Kapitänsbilder, die detailfreudig, exakt und harmonisch dargestellt sind. Die Modelle vereinigen das Wissen mehrerer Generationen von Fischern hier am Achterwasser und der Ostsee und zeigen die Liebe zur Fischerei. Der Erbauer möchte mit diesen Modellen das Wissen von Bootsbauern und die Erfahrungen der Fischer, die sie in die Form und Ausrüstung der Boote für die verschiedenen Fangarten eingebracht haben, den nächsten Generationen übermitteln und für die Zukunft bewahren.

Manche Bootsform lernte Konrad Tiefert als Kind nur noch in verfaulten Holzteilen kennen. Doch schon damals sah er sich die Konstruktion genau an. Außerdem interessierte er sich für die Geschichte des Landes und las viele Bücher. Gern wäre er Bootsbauer geworden. Aber die Existenz der Familien in dieser kargen Gegend hing vom Fischfang ab. Der Vater brauchte einen Helfer an Bord, besonders zum Rudern, da die Boote noch keine Motoren hatten. Die eigenen Kinder brauchten nicht entlohnt zu werden.

Schon Konrads Vater, Wilhelm, hatte Freude am Bauen von Schiffsmodellen. Die attraktiven Segelboote nahmen die interessierten Urlaubsgäste, nachdem sie den Vater überredet hatten diese zu verkaufen, gern mit nach Hause.

Doch eine Polt stand immer noch auf dem Boden. Diese durfte Konrad als Kind mit ans

Achterwasser nehmen, was ihm viel Freude bereitete, denn sie konnte richtig segeln.

Als Konrad selbst Opa wurde, begann er Sportsegelboote für die Enkelkinder zu bauen. Eines Tages sagte ein Enkel zu ihm: „Kannst du nicht so ein Boot bauen, wie du es am Achterwasser hast, so ein Ruderboot?“ Und Konrad Tiefert baute einen Heuer. Dieses Modell zeigte er mir im Frühjahr des Jahres 2000, als wir uns über vergangene Arten zu Fischen unterhielten. Ich bewunderte dieses Modell, das mit Anker, Bootshaken und allem ausgestattet war, was zur Fischerei benötigt wird. „Das wäre auch etwas für eine zukünftige Fischereiausstellung in der alten Schule“, sagte ich zu ihm. Was ich nicht wusste, war, dass ich in Konrad Tiefert etwas ausgelöst hatte, was ihn intensiv zum Bauen einer Serie von Fischereifahrzeugen, ganz speziell für eine Ausstellung animierte. Nach einigen Monaten stand die Sommerstube bei Konrad Tiefert schon voller Boote, welche die Entwicklung der Fischereifahrzeuge zeigten.

Nun musste sich der Heimatverein sputen, damit der ehemalige Klassenraum renoviert wurde und alles für eine Ausstellung vorbereitet werden konnte.

Die Boote stellten wir auf einen blauen Untergrund und zusätzlich noch auf ein zum Boot gehörenden mit Wellen bemalten Ständer. Konrad Tiefert kontrollierte an allen Booten, ob das Zubehör nicht vertauscht und auch alles richtig angeordnet war.

Die einzelnen kleinen Teile sind sehr naturgetreu gebaut: Die Ruder lassen sich aushängen, die Plichten (Bodenbretter) aufnehmen, die Ruderpinne lässt sich feststellen, die Schween (Markierungsstangen mit Fähnchen) haben Anker, Kecher, Mollen für den Aalfang, hölzerne Schöpfkellen (Ösfass) zum Lenzen, alles ist vorhanden, so wie die Fischer auf Fahrt gegangen sind. Für Konrad Tiefert sind die Modelle wie ans Herz gewachsene Kinder. Jedes Boot hat eine Nummer, das war immer so in der Fischerei, denn die Boote mussten registriert sein. Jedoch einen Namen bekamen die wenigsten Fischereiboote. Viele Modelle aber haben einen weiblichen Vornamen, die mit seinem Leben zusammen hängen.

Mit fast 88 Jahren, als seine Hände diese Arbeiten nicht mehr durchführen konnten, stellte er fest, dass ihm bei der Arbeit an den Modellen die Zeit wie im Fluge vergangen war. Oft musste seine Frau ihn zum Essen rufen, da er nicht auf die Uhr gesehen hatte. Frau Lieschen Tiefert unterstützte dieses Hobby und nähte die verschiedensten Segel für die Modelle. Mit 85 Jahren baute er für die Ausstellung nicht nur Boote, sondern auch Eisschlitten und alles Zubehör für das große

Eisgarn, welches mit mindestens zehn Männern bedient wurde. Zu allen Modellen erhielt der Heimatverein noch detaillierte Beschreibungen von Konrad Tiefert.

Nach einem Museumsbesuch in Zempin erkannte auch der Journalist Thomas Euting diese wertvollen Arbeiten und zeigte in einer Sendung für das ZDF am 17. Januar 2006 - „Winterreise von Usedom ins Gletschereis“ - auch die im Februar 2005 gemachten Aufnahmen über das Fischereipaar.

DI 17. Januar
Natur & Reportagen



Menschen wie der 86-jährige Fischer Konrad Tiefert gewähren Einblick in ihr Leben

20.15 Winterreise (1)
ZDF Von Usedom ins Gletschereis – Entlang der Ostgrenze

2-TLG. REPORTAGE Durch die Wiedervereinigung ist Deutschland „östlicher“ geworden. Eine poetische Reise entlang der Ostgrenze berührt Regionen, die nicht zersiedelt sind, und führt zu ungewöhnlichen Menschen. Im ersten Teil macht Autor Thomas Euting u. a. Station auf Usedom und besteigt ein Oder-Frachtschiff. • Deutsche mögen Polen: Es schaffte den Sprung unter die Top Ten der beliebtesten Reiseziele. 2. Teil nächsten Dienstag 45 Min. → 21.00 562.901



FISCHEREI

Der Jahresablauf der Fischerei in den 20iger und 30iger Jahren dieses Jahrhunderts in Zempin von Konrad Tiefert

Die Winterfischerei in der Ostsee war selten sehr ertragreich, auch wenn die See offen war. Mit Baumwollnetzen wurden etwas Dorsch, Zander und auch Wildenten gefangen. Ein Teil der Fischer ging aufs zugefrorene Achterwasser mit **Eisbleinetzen** und mit dem **Großgarn** wurde auch gefischt. Um Mitte März, je nach Wetterlage, begann dann die **Heringsfischerei** bis Ende Mai, mal länger mal früher.

Im Juni wurden oft **Flundern** und auch Steinbutt gefangen.

Im Juli, manchmal auch schon im Juni, begann für ein Teil der Fischer die Aalfangzeit. Es waren Boote, die im Achterwasser die **Aalangelei** betrieben hatten. (Die Schonzeit war abgelaufen). Der andere Teil der Fischer ging auf Flunder.

Im September begann man oft schon, bei entsprechender Witterung mit der **Herbsteringsfischerei**.

Als die **Sprottenfischerei** aufkam, wurden im Oktober Sprotten gefangen mit ganz engen Baumwollnetzen. Die im Netz steckenden Sprotten wurden an Land von den Frauen abgeschüttelt.

Es wurden so viel Sprotten gefangen, dass viele Frauen in den Räuchereien Arbeit hatten. Einige der Fischer, die die Angelfischerei betrieben hatten, gingen zurück zum Achterwasser. Da wurde Hecht, Zander, Barsch, Blei, Schnäpel und Plötz gefangen.

In der Ostsee wurde im November noch Hering, Flunder und Dorsch gefischt, im Dezember kam der Zander dazu. Manchmal trat auch noch der Hering auf, der sogenannte Adventshering.

Dies war so ungefähr der Jahresablauf der Fischfänge in **Zempin**, der durch Witterungseinflüsse manchmal etwas verändert wurde.

Vineta eine Sage?

Gedanken des Fischers Konrad Tiefert – 2005

Fast jede Sage hat einen legalen Hintergrund, etwas wodurch sie entstanden. Mündlich weitergegeben, verändert sie sich dann, wird aufgebauscht oder auch etwas vergessen. Hier an der Küste hat sich die Sage von der Stadt Vineta bis in die heutige Zeit erhalten. Nur niemand weiß, wo sie mal war und was das für Menschen waren, die dort lebten. Waren es Fischer, Bauern, Händler oder Jäger? Alles ist möglich. War es eine Stadt oder nur eine Ansiedlung? Wie sah die Küste in der Vergangenheit aus? Wie weit erstreckte sich der Streckelberg von Koserow ins Meer, in die Ostsee? Wie viele Sturmfluten mögen in tausenden von Jahren daran genagt haben?

In vielen zurück liegenden Jahren wurde der Streckelberg von den Seefahrern und Fischern immer als der weiße Berg bezeichnet. Demnach hatte er keinen Bewuchs und bei Sturm folgten immer Abbrüche. Wie groß war das Delta der Oder? Diese bei Sturm

entstehenden Ablandungen wurden sicherlich bei gutem Wetter wieder an anderen Stellen angespült, die Durchbrüche wieder versiegelt. Nur so können die hohen Dünen entstanden sein. In dem Mündungsdelta der Oder entwickelten sich Sumpfbereiche und Torfmoore, verfestigten sich langsam zu Wiesen. Die Sanddünen kamen immer weiter landeinwärts gewandert und verhärteten den Moorgrund. Die Oder hatte sicherlich eine Menge Durchbrüche zur Ostsee. Diese Durchbrüche wurden wohl im Allgemeinen von den Dünen verschlossen, brachen aber bei Sturmfluten immer wieder auf und hatten Verbindung mit den dahinter liegenden Gewässern. An der Westseite vom Streckelberg wird es besonders zu Anlandungen und Verflachungen gekommen sein. Vielleicht war es auch schon Land. Wer weiß es? Es kam zu menschlichen Ansiedlungen. Keine Sturmflut störte diese Entwicklung.

Handel mit den Nachbarn entwickelte sich, die Bewohner wurden langsam wohlhabend. Im Schutz des Streckelberges fühlten sie sich sicher. Doch der Berg hatte schon bedenklich abgenommen. So kam die Sturmflut, Sturm aus Süd bis Südwest. Das Wasser war weit zurück gegangen. Alle Steinstellen westlich der Ansiedlung lagen trocken oder ragten weit aus dem Wasser. Der stürmische südliche Wind, der schon einige Tage anhielt, flaute ab,

Beobachtungen der Zempiner Fischer

Nach den Erzählungen sehr alter Fischer von Zempin, die in ihren jungen Jahren die Sturmflut 1872 mit erlebt hatten, kann sich eine Sturmflut in alten Zeiten, so wie geschildert zugetragen haben. Vielleicht noch in einem viel größerem Ausmaß. Ob die Steinstellen vor der Insel Usedom damit zusammen hängen weiß man nicht. Einige sind recht flach, wie das Vineta Riff, der Brink, die Riffe von Koserow. Andere sind etwas tiefer, verlaufen aber alle in einer Richtung mit einigen steinlosen Durchbrüchen. Auch der Abstand von Land ist ziemlich gleichmäßig. Vor dem Ort Zinnowitz liegt vor dem Glienberg das Glienriff, auch nicht sehr tief. Bei dem Vineta Riff und dem Brink, kann man bei gutem Wetter den Grund sehen. Zwischen Zempin und Koserow werden nach einem Sturm ab und zu Torfklumpen herausgespült. Zeugnisse der Sturmflut 1872, wo die kleine Ortschaft Damerow zerstört wurde.

Nördlich vom Rieck, einer Ausbuchtung des Achterwassers, ist die schmalste Stelle der Insel Usedom. Wer weiß, wie oft diese schmale Verbindung in der Vergangenheit durch Sturmfluten durchbrochen wurde und zu einer Überschwemmung führte. Einige Stellen vom Rieck wurden sehr tief. Der

Gefahren für den Fischer

Die berufsmäßig durchgeführte Fischerei von der offenen Küste aus, ist bei plötzlich aufkommendem stürmischem Seewind, nicht ganz ungefährlich und hat in der Vergangenheit auch Opfer gefordert. Windwarnungen gab es früher nicht, die Fischer waren nur auf ihre Erfahrungen und Beobachtungen angewiesen. Über die Jahrhunderte kamen immer wieder Unfälle

wurde fast still. Doch dann kam der Nordost mit ungeheurer Wucht, die Wassermassen vor sich herdrückend in voller Stärke anhaltend mit einer gewaltigen Flutwelle, die alles zerstörte was durch Menschen geschaffen wurde. Sicherlich ging auch eine Ecke des Streckelberges verloren. So ging diese Ansiedlung, später mit Vineta bezeichnet, in den Fluten der Ostsee unter. So mag die Sage dieser Stadt entstanden sein.

ausgespülte Sand wurde durch die Strömung bis ins Achterwasser getragen oder auf die angrenzenden Wiesen abgelagert. Südlich vom Ausgang des Rieck ungefähr 1 – 1 ½ km ist Moorgrund. Aber dieser Moorgrund ist von einer harten Sandkruste überzogen, von den Fischern wird dieses Gebiet mit Bollgrund bezeichnet (von: „Holl und boll“). Sicherlich eine Sandüberschwemmung durch Sturmfluten in alten Zeiten, die dann durch Jahrhunderte verhärteten. So gibt es immer noch Anzeichen dafür, dass Sturmfluten die Ostseeküste heimsuchten.

Nach 1872 wurde die alte Anlandestelle von den Zempiner Fischern verlassen und ihre mit Schilf gedeckten Lehmhütten weiter westlich, hinter den Dünen wieder aufgebaut. Dort bestand aber die Gefahr der Wanderdünen, wenn sie nicht durch Strandhafer festgemacht wurden. Reste dieser Hütten, auch als Salzhütten bezeichnet, sieht man heute noch, wenn sie nicht abgerissen wurden oder unter den Dünen verschwanden. Alte hinter den Dünen liegende Boote übersandeten und kamen nach Nordost Sturm wieder an der Seeseite durch Ablandungen heraus. Hohe Dünenberge verschwanden in ganz kurzer Zeit.

Konrad Tiefert 2005

auf See und auch auf dem Achterwasser vor, meistens durch Umsegeln, denn Segeln und Rudern waren die Fortbewegungsmittel auf See. Schnell sollte es gehen und es wurden oftmals mehr Segel geführt, als das Boot tragen konnte. Plötzlich auftretende Unwetter, wie Gewitter, waren für diese kleinen Boote immer gefährlich, wenn auch die Fischer damit umzugehen wussten. Über diese

Unfälle wurde kaum Buch geführt, nur die Erzählungen gingen weiter vom Vater auf den Sohn, um daraus zu lernen. Allein die Brandung auf den dem Land vorgelagerten Sandbänken war beim Anlanden, bei stürmischen Winden aus See, gefährlich.

Auch das Achterwasser hat durch die Randgebiete oftmals recht böige Winde, was zu Unfällen geführt hat, auch mit Todesopfern. Im Winter gab es auch Opfer durch das Einbrechen auf dem Eis.

Die Steinstellen vor der Insel Usedom im nahen Küstengebiet

Dem Küstengebiet der Insel Usedom sind in teilweise geringer Entfernung große Steinstellen vorgelagert, vor allem im Westteil. Die größten Stellen verlaufen von vor Ückeritz bis zum Peenemünder Haken. Einige sind nicht sehr tief, wie das Vineta-Riff, der Brink und das vor Zinnowitz liegende Glienriff. Nördlich davon liegen die Zinnowitzer Steine. Mit etwas Abstand kommt dann das Trassenheider Bollwerk und in nördlicher Richtung davon der Usedomer Steintrenkel mit den Peenemünder Steinen, es ist ein, sich weit nach Norden erstreckendes, Gebiet.

Oberhalb dieser sich längs der Küste erstreckenden Steinstellen gibt es noch tiefere, sie wurden in der Vergangenheit viel mit Heringsnetzen befischt. Da ist oberhalb vom Koserower Kliff der Laichstrich. Westlich davon eines sich in NO Richtung hinziehender Steinstreifens von den Fischern auf Plattdeutsch „Strip“ genannt, ist aber nicht sehr breit. Davon wieder westlich oberhalb

vom Vinetariff ein sich weit nach NW erstreckendes Steingebiet von den Fischern „Keller“ genannt. Der NW – liche Teil wird auch als „Niehöffsches Riff“ bezeichnet. Von den Zinnowitzer Steinen, mit Abstand, beginnt ein in nördlicher Richtung liegendes großes Steingebiet, die Fischer nennen es „Stubbenhorst“. Es hat viele Ausläufer nach allen Richtungen. Von dem Usedomer Steintrenkel ist es durch einen steinlosen Durchgang getrennt. Die meisten Ausläufer, auch der flacheren Steinstellen, verlaufen von SW in NO Richtung. Bei schwerem Seesturm entwickeln sich an den flachen Riffen starke Brechseen, die für die Fischerboote und auch für andere Schiffe nicht ungefährlich sind. Es gibt aber fast steinlose Durchgänge zwischen diesen Steinstellen.

All diese Gebiete wurden und werden vor allem an den Rändern immer stark mit Netzen aller Art befischt, oft mit gutem Ertrag.

Konrad Tiefert, Jan. 2003

Das Achterwasser über die Jahrhunderte

Der Fischfang von Zempiner Fischer im Achterwasser.

Die Ortschaft, das Dorf Zempin, liegt an der Nordseite des Achterwassers, westlich der schmalsten Stelle der Insel Usedom. Angesiedelt vor einigen hundert Jahren lebten seine Bewohner fast ausschließlich vom Fischfang und Landwirtschaft. Da das Dorf zu beiden Seiten Wasser hat, bot sich die Fischerei sehr an. Fisch wurde viel gegessen, auch der kleine Weißfisch, wie Plötz. Da er sehr billig war, wurde er gern gekauft und auf verschiedene Art zubereitet. Die Menschen der Zeit waren arm und konnten nicht sehr üppig leben. Mit kleinen Booten wurde auf

dem Achterwasser der Fischfang ausgeübt. Als Pachtgeld mussten bestimmte Mengen an Fisch, auch an Edelfisch, an die Obrigkeit, dem herzoglichen Sitz in Wolgast, geliefert werden. Das Achterwasser war damals sehr fischreich. Es wurde auch in den herzoglichen Schriften erwähnt. Nach dem dreißigjährigen Krieg (1618-1648) kam Usedom zu Schweden, die alles genau aufnahmen und registrierten.

1720 jedoch kam die Insel und damit auch das Achterwasser zu Preußen und unter deren Obrigkeit und Gesetzen. Nachdem auf der Insel mehr Ruhe von Kriegen war, vergrößerte

sich der Ort. Doch die Bewohner blieben meist weiter angewiesen auf die Fischerei und die Landwirtschaft. Der Fisch wurde von Händlern aufgekauft und mit Pferd und Wagen übers Land verkauft. Fischpolten (auch Quatzen genannt) kauften den Fisch auf und brachten ihn lebend zu größeren Ansiedlungen zum Weiterverkauf. Das Achterwasser ist eine Ausbuchtung vom Peenestrom und teilt sich in zwei große Buchten, in die nördliche und die südliche. Beide Teile haben Moor und Steinstellen, mit unterschiedlichen Wassertiefen. Einige Stellen haben eine Wassertiefe von 5-6 m und mehr, ansonsten liegen sie bei 3-4 m. Der Moorgrund ist an einigen Stellen sehr weich und man kann mit einer langen Stange weit hineinstecken. Einige Schwachstellen haben große Steine, so dass sie von den Booten mit Schwert nur mit Vorsicht zu befahren sind. Die beiden großen Buchten haben wieder kleinere, die bevorzugte Laichgebiete der Fische sind. Es sind das Rieck, die Störlanke, Loddiner Mell, der Nepperminer See, Balmer See, Krienker-See, Gnitzer Mell und auch die Twelen, ein Durchfluss zwischen der Achterwasserinsel Görmitz und der Halbinsel Gnitz. Außerdem gibt es noch einige kleinere Ausbuchtungen, die aber nicht eine so große Bedeutung für die Fischlaichzeit haben. Das gesamte Wasserrandgebiet ist mit Schilf und an einigen Stellen mit Binsen und Laich (Kamm-Laichkraut) bewachsen. Landschaftlich sind diese Gebiete im Frühjahr und Sommer sehr schön, denn viele Wasservögel brüten hier und ziehen ihre Jungen groß, auch viele Schwäne, die teilweise schon Jahre hier her kommen. Der Rohrspatz ist fast überall an zu treffen. Auch den Graureiher sieht man oft und viele Wildentenarten.

Die Randschargebiete haben meistens keine großen Wassertiefen, sind aber oft mit viel Kraut bewachsen. So vielfältig, wie seine Randgebiete und der Wassergrund ist auch der Fischbestand. Es gab fast alle Süßwasserfische, Weißfisch wie Edelfisch alles war vertreten. Doch auch Flundern wandern manche Jahre bis ins Achterwasser und im Frühjahr der Hering. Im Herbst kamen derzeit oftmals große Schwärme von Blei, Plötz, Barsch und auch Schnäpel ins Achterwasser, um dort zu überwintern. Die damals in den umliegenden Dörfern entstandenen Fisch-

großgarne konnten manchmal enorme Fänge verzeichnen. Da der Fisch noch gut absetzbar war, kamen die Fischer der Großgarne zu einem bescheidenen Winterverdienst. Anfangs acht später zehn Mann hatten Anteile an dieses Garn. Es waren nicht nur Fischer, auch Bauern hatten Anteile und mussten entsprechend einen Mann stellen. Ansonsten wurde auch im Winter mit Netzen gefischt, welche die einzelnen Fischerfamilien selbst herstellen mussten, manchmal auch gute Bekannte. Plötz, Barsch und Blei waren die hauptsächlichlichen Fänge. In den kleinen Buchten gab es im Frühjahr oft Eisrückstände unter dem sich viel Fisch aufhielt. Hier kamen dann die Staknetze (Dreiwandnetze) zum Einsatz. Auch Hecht konnte man oft fangen, an manchen Stellen Barsch und in den moorigen Schilfecken auch Schlei. Sobald die Eisdecke des Achterwassers aufriss und verschwand begann die Fischerei mit den Booten und Netzen, denn der Fisch war dann unruhig und die Fänge waren gut. Von den Zempiner Fischern ging aber nur ein Teil, meist ältere, diese Art des Fischfangs im Achterwasser nach, die anderen blieben am Außenstrand. Bei Windstille wurde von den einzelnen Orten, wie auch Loddin, die Nachtfischerei mit Wurfbleinetzen durchgeführt. Hielt die Windstille bis zum Morgen grauen an, da es in der Nacht oft noch kalt war, war diese Art des Fischfangs recht beschwerlich. Doch brachte sie manchmal auch einen guten Ertrag. Blei war ein Fisch der gern gekauft wurde. Es gab außerdem auch mal einen Hecht oder Zander, eine Quappe oder Lachs. Da die Netze anfangs selbst geknüpft wurden, war die Zahl der zum Einsatz kommenden Netze auf das Notwendige beschränkt. Die Fischerei mit Netzen wurde bis zu den Laichzeiten und beim Barsch darüber hinaus bis zur Aalangelzeit durchgeführt. Die Fischer der anderen Orte fischten auch mit Reusen, vor allem von Warthe aus. Auch in diesen umliegenden Orten war die Fischerei meistens mit der Landwirtschaft verbunden (Reusenbauern). Die Aalangelei im Achterwasser wurde auch nur von einem Teil der Zempiner Fischer durchgeführt. Die Schnüre waren aus Hanf oder Flachs und die Angeln (Haken) unverzinkt. Sie mussten getrocknet und gebürstet werden und dies war eine sehr umständliche Angelegenheit.

Auch Reusen mussten immer wieder aus dem warmen Wasser heraus genommen werden.

Als Köderfisch für die Grundangeln gab es in den Ecken und Winkeln Gründlinge, Ückelei und anderen Kleinfisch meistens reichlich. Auch Kaulbarsch wurde als Köderfisch verwandt und besonders vom großen Aal angenommen. Auch Laich, eine Art Ückelei und Stint wurde zum Aalfang mit Angeln verwendet. In den Sommermonaten waren einige Sommergarne für das Achterwasser zugelassen (von Lassan usw.) Ein Vorteil für das Achterwasser war das nicht, denn bei Wärme an manchen Tagen, wurde viel Nachwuchsfisch vernichtet.

Die Arten der Fischerei hatten sich besonders bis nach dem ersten Weltkrieg verändert. Nun waren die Netze und Grundschnüre aus Baumwolle. Es entstanden Netzfabriken und Benzinmotoren kamen auf. Die Achterwasserfischerei unterstand immer noch dem preußischen Fischereigesetz und ihren Aufsichtspersonen. Nach wie vor, ging man mit den Großgarnen im Winter aufs Eis. Die festgesetzten Schonzeiten mussten eingehalten werden. Die kleinen Ausbuchtungen, wie Rieck usw. wurden vom Staat besonders verpachtet. Der Kleinfisch, Blei und Barsch waren aber durch den Handel immer noch absetzbar. Die Fischer im Achterwasser hatten damit noch eine Fristenmöglichkeit. Auch der zunehmende Badebetrieb in Zempin und umliegende Ortschaften machte sich bemerkbar. Zu der Zeit wurde der Aalfang in Zempin nur mit Grundangeln betrieben. In anderen Orten aber auch mit Reusen (Warthe). Die Fänge waren zeitweise gut, denn im Frühjahr wanderte der Aal aus dem Bodden und Haffgebieten ein. Große Absperrungen durch Großreusen oder lange Aalkorbketten gab es damals noch nicht.

Leider hat das Achterwasser durch die Steinstele „das hohe Schar“ zwischen Warthe und Lütow, an der Gnitzer Seite nur schmale tiefe Zugänge. Diese wurden an den Rändern noch mit Reusen befischt. An der Gnitzer Seite nördlich vom Dorf Lütow schiebt sich das Dingnitzer Schar, eine Art Ausläufer von der hohen Schar weit nach Westen vor. Da dieses ganze Gebiet Ein- und Ausgang vom Achterwasser ist, wurde es stark befischt, mit Netzen, Reusen und Angeln. In den dreißiger Jahren und davor haben, wenn die Wasser-

temperatur danach war, 5-6 Boote im Vorsommer die Aalangelei von Zempin aus durchgeführt. Auch in Loddin waren einige Boote. Nur der Köderfisch wurde knapp, vielleicht durch Wasserverschmutzung der Schilfränder oder sonst irgendwelchen Entwicklungen.

Ende der dreißiger Jahre im Winterhalbjahr 1938-1939 hatte das Loddiner Wintergarn noch großen Fischzug zu verzeichnen. In den Kriegsjahren des zweiten Weltkriegs wurde auch auf dem Achterwasser der Fischfang betrieben, allerdings von älteren Fischern aus Zempin. Auch das Wintergarn kam bei entsprechender Eisstärke zum Einsatz. Gab es im Sommer keinen Köderfisch wurde mit Regenwürmern geangelt. Eine umständliche Fischerei, denn diese Regenwürmer mussten nachts gesucht und dann auf Angeln gehakt in Mollen mit Sand gesetzt werden. Hatte das Boot 3- Mann Besatzung, musste jeder 3 bis 4 Mollen fertig machen, die dann ausgeworfen wurden. Der Fang am nächsten Morgen betrug meistens ungefähr 40-45 Kilo. Überwiegend war es kleiner Spitzkopf-Fettaal. Oft wurde auch mit Stint geangelt, den es je nach Wetterlage reichlich gab. Vor allem die Loddiner Fischer angelten damit.

Nach dem zweiten Weltkrieg mit seinen gewaltigen Zerstörungen, lag auch die Fischerei da nieder. Die Fanggeräte, Netze und auch Reusen waren verbraucht, konnten nicht erneuert werden. Aber die Not war da, die Menschen wollten essen. So spielte die Fischerei wieder eine große Rolle. Es kamen in Zempin Fischer hinzu, die eigentlich keine waren, aber etwas davon kannten. Die Fischerei kam unter die Kontrolle der Besatzungsmacht. Jedes Kilo gefangenen Fisches musste abgeliefert werden, auch vom Achterwasser. Plötz, Barsch und sonstiger Fisch, alles wurde genommen. Auch nach der Gründung der DDR blieb das so. Das Achterwasser hatte an Bedeutung gewonnen, denn zu Laichzeiten wurden oft große Mengen angelandet. Die spärlich gelieferten Netze wurden genau aufgeteilt. Netze, Grundangeln und Reusen blieben die Hauptfanggeräte im Achterwasser. Auch einige Sommergarne wurden wieder zu gelassen (Kamminke, Lassan). Aus dem Krieg zurück-kommende Fischer verstärkten den jüngeren Bestand. Die Wintereisfischerei wurde wieder betrieben.

Da die Ernährung noch angespannt war und blieb, wurde alles abgenommen.

1948 wurde in Zempin eine Fischwirtschafts-Genossenschaft gegründet. Einer der Hauptziele war, den Fisch so billig wie möglich an den Verbraucher zu bringen, dass hieß den Zwischenhandel weitgehend auszuschalten. Die Nachbarorte Zinnowitz, Koserow, Kölpinsee, Loddin und Ückeritz schlossen sich an. Diese Genossenschaft übernahm, vom Staat subventioniert, die vollständige Erfassung des angelandeten Fisches. Einige ältere Fischer dieser großen F.W.G. fischten ständig im Achterwasser, andere nur zeitweise, wie schon beschrieben. Allerdings musste, wie schon immer, für die Achterwasserfischerei Pacht an den Staat gezahlt werden. Die Fischereiaufsicht überwachte die Einhaltung der Schonzeiten der einzelnen Arten. Als das Lebensmittelangebot besser wurde, war der Kleinfisch nicht mehr gut absetzbar, auch bei Blei entstanden im Handel Schwierigkeiten. Die Mindestmaschenweiten wurden auf 40 mm erhöht. Die Netzbeschaffung lief anfangs über die Genossenschaft, später über Karlshagen. Von dort wurde die Genossenschaft beauftragt, die Reusenfischerei im Achterwasser mit Dederon-Reusen neu aufzubauen. Einige Fischer von Zempin waren dazu bereit und bekamen einige Reusen kostenlos zur Verfügung gestellt. Diese Fischer haben darauf die Reusenfischerei im Achterwasser aufgebaut und vervollkommen. Diese Art der Fischerei wird bis in die Gegenwart, auch von einigen Fischern der anderen umliegenden Ort-schaften durchgeführt. In der Zeit der F.W.G. und später, anfangs auch in der F.P.G. wurde noch aller gefangener Fisch aus dem Achterwasser erfasst und abgenommen, denn die Fischer hatten eine Beauftragung, ein Soll, das sie bringen sollten. Aber nicht immer war das möglich, denn die Fischerei auch im Achterwasser ist und war immer wetterabhängig. Die Absatzschwierigkeiten für den Süßwasserkonsumfisch wurden auch immer größer. Mit dem Wintergarn, es bestand nur noch eines, wurde nur noch selten gefischt, auch wollte niemand mehr damit fischen.

Die Wasserverschmutzung nahm zu. Die Reusen und Netze setzten sich schnell voll

Schlick. Die Schilfränder wurden verschlammt und der Deich, der die Halbinsel Gnitz mit der Insel Görnitz verbindet und keinen Durchfluss zulässt, trägt auch nichts zur Reinigung des Wassers bei, denn er wurde zur Erdölbohrung (ca. 1965) gebaut. Die Fänge mit den Aalgrundschnüren, sie waren inzwischen aus Dederon mit guten Angeln und brauchten nur umgesetzt werden, waren zeitweise gut. Nur war nach mehrmaligem Auslegen kein Nachschub da. Die Zuwanderung fehlte. Außerdem war kaum Köderfisch zu fangen. So ging die Aalangelei stark zurück.

Nachdem die neugegründete F.P.G. „Gold des Meeres“ sich wirtschaftlich gefestigt hatte, wurden mehrere Male Jungkarpfen ins Achterwasser gesetzt, die sehr gut heranwuchsen. Leider vermehrte er sich hier nicht und ist bis auf einige Exemplare wieder heraus gefangen worden. Auch Junghecht wurde ausgesetzt, um den Hechtbestand zu stärken. Die Fischzucht Rankwitz hatte mehrere Forellen-Gehege im Achterwasser. Die Aalangelei mit Stint, den es noch immer gibt, wurde zeitweise von Fischern der Nachbarorte betrieben und brachte einigen Erfolg, hat aber dann nachgelassen und wird nur noch selten durchgeführt. Die größeren Buchten, wie Rieck, Störلانke, Mell usw. sind vielfach verschlammt und verschlickt und wurden kaum noch befischt. Nach dem Zusammenschluss beider Teile Deutschlands ging die Fischerei im Achterwasser weiter wie immer. Das Bundesfischereigesetz kam zur Anwendung. Neue Aufsichtsbeamte wurden eingesetzt. Die Zahl der Fischer hat abgenommen. Ausgelernte Jungfischer, auch mit Facharbeiterprüfung, wurden nicht zugelassen. Die Aufstellung von Reusen (2 m Eingang) wurde auf dem Peenestrom verstärkt. Die Netzlängen wurden vergrößert. Die Zuwanderung von Fisch ins Achterwasser weiter erschwert und behindert. Doch es wird weiterhin Fisch im Achterwasser geben und der Sportangler kann mit Aal und einem großen Fisch rechnen.

Wie sich ansonsten der Fischfang für den Nachwuchs - Berufsfischer gestaltet muss die Zukunft zeigen.

Bleinetznachtfisherei

Die Winterfisherei auf dem eisfreien Achterwasser

Nicht immer hatte und hat das Achterwasser im Winter eine tragfähige Eisdecke. Manchmal friert es überhaupt nicht zu, oder es hat eisfreie Zeiten. Um in diesen Wintern zu einem Verdienst zu kommen, wurde von einigen Achterwasserfishern die Bleinetznachtfisherei durchgeführt. Es war eine beschwerliche bei niedrigen Temperaturen ausgeübte Tätigkeit. Es musste schwachwindig oder windstill sein. Mit kleinen Riemen bewegte Boote fuhr man in der Abendzeit hinaus. Besatzung 2-3 Mann. Als Fanggerät wurden Wurfbleinetze benutzt, mit der Maschenweite 70-80 mm. Es waren Netze, die unten kein Simm und keine Beschwerung hatten und so von selbst abfallen mussten.

Das Obersimm hatte aus Leisch, eine Binsenart, gefertigte Poppen als Schwimmer, um das Netz nach oben zu halten. War der vorgesehene Fangplatz erreicht, wurde eine Petroleumlampe angezündet und man begann mit dem Auswerfen der Netze (Auswarp). Das heißt, die Netze wurden etwas vom Obersimm mit den Poppen auseinandergezogen und so über Bord geworfen, während das Boot langsam, möglichst ohne Geräusche vorwärts gerudert wurde. Es musste alles, wie gesagt, möglichst ohne großen Lärm vor sich gehen. Der Blei ist darin empfindlich. War das Auswerfen (Warpen) beendet, wurde zum Wiederauffinden eine Wät angebunden. Ein aus Leisch gefertigter Schwimmkörper oder ein Laternenbock. Dann wurde etwas gewartet, so um 15 Minuten, und dann

begann das Heben der Netze. Das heißt, die Netze wurden, da ja unten nichts dran war, Hand für Hand durch die Hand über die Finger heraus gestrichen, während das Boot langsam rückwärts gerudert wurde. War ein Fisch angelaufen wurde er mit dem Kescher eingefangen und vom Netz befreit. So wurden die Netze nach und nach wieder eingeholt und auf dem Däken des Bootes, dem Fischbehälter, gelagert, bereit erneut ausgeworfen zu werden.

So ging es bis zum Morgengrauen. Der Abend- und Morgenwurf waren oft die Besten. Gefangen wurde vor allem Blei, auch mal Zander oder Hecht, auch mal Lachs, Schnäpel und Quappen. Aber in der Hauptsache war es Blei.

War beim Erstwurf kein Fang, wurde ein anderer Fangplatz aufgesucht. War ein guter Fang, wurde etwas weiter gerudert und erneut ausgeworfen.

Der Blei wurde zu der Zeit viel gekauft und gegessen und so kamen die Fischer in diesen Wintern zu einem kleinen Verdienst. Diese Art der Fisherei wurde in der Hauptsache von Zempin und Loddin aus betrieben, ist aber nach und nach eingestellt worden. Diese Nachtfisherei wurde oft auch vor dem Zufrieren und nach dem Auftauen des Eises auf dem Achterwasser durchgeführt. Der Fang war unterschiedlich und konnte bei ein paar hundert Kilo liegen.

Die Bleinetze aus Hanfgarn, später Baumwolle, waren anfangs selbst gestrickt und hatten eine Tiefe um die fünf Meter. Bei stark auffrischem Wind und auch bei Eisbildung musste diese Fisherei beendet werden.



18. 4. 2000

Diese Aufzeichnungen beruhen auf Überlieferungen vom Großvater und Vater und eigenen Erfahrungen. Sie sind sicherlich nicht vollständig, zumal von den Fischern der umliegenden Ortschaften manche Stellen auch Reusenstellen anders bezeichnet werden und wurden. Da die Zahl der Fischer stark zurückgeht, werden auch die Bezeichnungen der einzelnen Rand- und Schargebiete langsam verloren gehen.

Konrad Tiefert

Das Achterwasser und seine Randgebiete

Konrad Tiefert - 2000

Diese Aufzeichnungen beruhen auf Überlieferungen vom Großvater, Vater und eigenen Erfahrungen. Sie sind sicherlich nicht vollständig, zumal von den Fischern der umliegenden Ortschaften manche Stellen, auch Reusenstellen, anders bezeichnet werden und wurden. Da die Zahl der Fischer stark zurückgeht, werden auch die Bezeichnungen der einzelnen Rand- und Schargebiete langsam verloren gehen.

Das Achterwasser ist eine Ausbuchtung des Peenestromes und somit des Odermündungsgebietes. Rundum mit Schilf bewachsen bietet es vielen Tieren ein Existenzgebiet. Nach der Überlieferung einstmals sehr fischreich, ist der Reichtum durch Verschmutzung, Überfischung und Absperren der Zugänge durch Reusen und Netze an seinen Eingängen und auf dem Peenestrom stark zurückgegangen.

Die Zuwanderung vom Haff und Bodden ist aber sehr wichtig für das Achterwasser. Befischt wurde es immer und zu allen Zeiten. Viele Familien in den rundum angesiedelten Dörfern haben damit ihren Lebensunterhalt verdient. Es sind darin fast alle Binnenfischarten vertreten. Blei, Zander, Hecht, Barsch, Plötz und Aal sind so die Hauptarten. Aber durch Wanderung gibt es auch mal Lachs, Flundern, Aalquappen auch Rutten genannt und im Herbst, wenn das Wasser

ausgekühlt ist, den Schnäpel. Auch eingesetzte Karpfen und Regenbogenforellen haben gute Aufwuchsmöglichkeiten, vermehren sich aber selbst nicht im Achterwasser. Auch Hering tritt im Frühjahr manchmal auf.

Befischt wurde und wird das Achterwasser von Fischern der umliegenden Dörfern mit Netzen, Reusen und Aalgrundangeln. In der Vergangenheit wurde es, von den Zempinern und Loddinern im Winter bei entsprechender Eisdicke, noch mit dem Großgarn befischt, wo

es dann ab und zu zu Großfängen kam, mit vielen hundert Kilo Fisch. Die Hauptmasse dieser Fänge war meistens Blei, auch Plätz und Kleinfisch. Diese Sorten waren aber im Laufe der Entwicklung im Handel nicht mehr absetzbar und so wurde die Wintergarnfischerei eingestellt, zumal sie mit viel Aufwand und schwerer Arbeit verbunden war. Es gab im Winter aber auch noch ein Kleingarn, den sogenannten Jonaker. Er wurde auf die Art eines Großgarns an die Randgebiete herangezogen, allerdings nicht mit Winden. Es gab meisten Kleinfisch und auch Hecht. Diese Fischereiart wurde ebenfalls eingestellt. Nur die Bleinetzfischerei unter Eis hat sich noch lange gehalten und wird auch heute noch von einigen der restlichen Fischer durchgeführt. Um den Fisch in der Laichzeit zu schonen wurde eine Schonzeit im Frühjahr eingeführt mit einem Schonrevier in der südlichen Ausbuchtung des Achterwassers. Diese Schonzeit mit ihren Bestimmungen wurde und wird von der Fischereiaufsicht überwacht.

Der Schnäpel hat neuerdings eine Schonzeit im Herbst. Dieser Fisch ist ein reiner Wanderfisch, der in die kalten Haffgewässer und auch Achterwasser kommt um zu laichen. Sobald die Wassertemperatur wieder zunimmt, verschwindet er wieder. Die Schonzeit hat nur einen Sinn, wenn auch die anderen Haffanlieger, wie z.B. Polen, sie auch durchführen.

Die für das Achterwasser zugelassenen Fischer müssen für die Fanggeräte an den Staat eine Pacht bezahlen, die für ein Jahr gilt, sie wird von der Fischereiaufsicht eingezogen.

Die Wassertiefen sind sehr unterschiedlich 3 bis 3,5 Meter, aber auch Stellen mit größerer Wassertiefe 6 bis 7 Meter. Die Scharstellen und die Ränder sind meistens bedeutend flacher. Einer der flachsten Schare ist das Hohe Schar, zwischen der Ortschaft Lütow auf dem Gnitz und Warthe. Auf vielen Scharstellen wächst Schwängelkraut und liegen große Steine. Für Schiffe mit Schwert können sie schon eine Gefahr sein. Die Gebiete des Achterwassers, vor allem die Randgebiet, haben fast alle eine Bezeichnung, einen Namen. Die Bezeichnungen gehen wohl noch auf die Wendenzeit zurück und haben sich über die Jahrhunderte, wenn auch etwas verändert, erhalten. Aus den hier wohnenden

Wenden und den zugewanderten Menschen aus dem Westen ist durch Vermischung der jetzige pommersche Menschenschlag entstanden.

Sicher waren die hier wohnenden Wenden mit dem Meer und den Gewässern vertraut. Sie haben sich sicherlich gegenseitig mit ihren Erfahrungen vertraut gemacht, vor allem in der Fischerei. Durch Kriege, Krankheiten (z.B. Pest) waren viele Gebiete nach der Überlieferung nur noch sehr schwach besiedelt. Viele Namen der Orte und auch Familiennamen erinnern noch heute an diese vergangenen Zeiten. Die Siedler brachten ihre niederdeutsche Sprache mit, die sich langsam durchsetzte und das Wendische verdrängte. So wurden viele Bezeichnungen verändert. Die Namensendungen mit tz, ow, in usw. erinnern noch daran.

Die beiden großen Ausbuchtungen des Achterwassers, die nördliche und die südliche haben selbst noch kleine Buchten gebildet. Sie sind bevorzugte Laichgebiete für Blei und Hecht und durften in der Schonzeit nicht befischt werden. Sie waren vom Staat auch meistens in Sonderverpachtung. So eine Sucht ist das Rieck östlich von Zempin. Ein nach den Aussagen der damaligen Fischer nur ein 2 Meter tiefes Gebiet. An seiner Ostseite lag das kleine Dorf Damerow. Durch die großen Sturmfluten 1872 und 1874 wurde das Dorf zerstört und die Bucht ausgewühlt, so dass sie heute Wassertiefen von 4 bis 5 Meter hat mit einem moorigen Grund. Die Kraft der Sturmfluten muss sehr groß gewesen sein, denn noch vor dem Eingang zum Rieck hat man wohl an die hundert Meter entfernt noch 3 bis 4 Meter Wassertiefe. Doch dann kommt eine flache Stelle quer davor, so daß eine Ausfahrt für tiefer gehende Schiffe nicht möglich ist. Von den Fischern wurde diese Stelle mit „Trünnel“ (1) bezeichnet.

An der Westseite vom Eingang zum Rieck wurde der von den Wasserfluten mitgeführte Sand aufgespült und dieses Gebiet von einigen hundert Metern Breite sehr flach. Es erstreckt sich nach Süden weit hinaus und wird dann allmählich tiefer. Die Fischer nennen diese Gebiet „Jagen“ (2). Die Ostseite vom Eingang zum Rieck nennt sich: „Vor dem Preisterkamp“ (3) (Kloster!?!Priesterland). Wahrscheinlich hat die Kirche hier was zu sagen gehabt. Es ist eine gute Reusenstelle. Dann kommt: „Vor der

Barkenschonung“ (4) (*Birken*) und als nächstes eine flache Ausbuchtung, die Berliner Wieck (5). Warum diese Sucht so heißt? Wahrscheinlich eine Wortveränderung. Von dieser Sucht ab erstreckt sich ein Schargebiet weit nach Westen. Nach Süden ist ein Randschar welches Skandenhorst (6) genannt wird. Hier liegen große Steine und es ist für Boote ratsam bei niedrigem Wasserstand des Achterwassers dieses Gebiet mit Vorsicht zu befahren. Der davor liegende Moorgrund wird mit "tiefer Wilz" (7) bezeichnet. (*Willzeddel - früher Erlaubnisschein*) Dann kommt die Koserower Anfahrt (8), die zu einem kleinen Hafen ausgebaut wurde. Das Schargebiet längs der Küste ist nicht breit und hat unterschiedliche Wassertiefen. Der Schwanenbrink (9) ist da mit drin, eine kleine Insel auf der oft Schwäne ihr Nest gebaut haben. Rundum ist es flach. Nach Süden ist davor ein tiefer Moorgrund, von Fischern mit „tiefe Glams“ (10) bezeichnet. Das Randgebiet nördlich von Loddin nannte man: „Vor der Ochsentrift“ (11), hier liegen auch Steine. Loddin ist ein altes Fischerdorf mit einer Vergangenheit, wo die Fischerei und auch die Landwirtschaft eine große Rolle gespielt hat. Das Loddiner Höft ist eine Erhebung am Wasser, die man vom Achterwasser weit sieht. Es liegen dort viele Steine, auch größere. Von hier liegt in Richtung SW, getrennt durch Moor vom Höft ein Schar, das „Wussow“ (12) genannt wird und von tiefem Moorgrund umgeben ist. An der Südseite vom Loddiner Höft geht es am Voßberg vorbei zur Loddiner Mell, eine kleine Ausbuchtung. Danach sieht man das Dorf Ückeritz, auch eine alte Siedlung mit einem kleinen Hafen. Die Beek ist eine Verbindung vom Achterwasser zum Schmolensee. Einen kleinen Hafen gibt es noch vor Stagnieß. Die nächste Erhebung ist der Konker Berg (17m). Auf dem vorgelagerten Schar liegt ein großer Stein (Teufelstein - sagenumwoben). Dann kommt der Rauhe Berg. Das davor liegende Moorgebiet ist sehr tief und wird „Diepen“ (13) genannt. Am Südende ist der Eingang zum Nepperminer See. Rechts, wenn man einfährt geht es zum Balmer See. Das nach Norden zu liegende Gebiet wird „Schäpermoor“ (14) genannt. Von hier bis zum Eingang zum Krienker See erstreckt sich ein großes Schargebiet, der sogenannte „Steinort“ (15) mit dem „Gieglitzer Steinbrink“ (16). In

dieses große Schargebiet ist ein Moorloch eingeschlossen, dass nach Norden durch eine Steinräne, die sich „flanken Kiel“ (17) nennt begrenzt wird. Östlich von dieser Steinräne bis zum Rand-Schar vom Konker Berg und dem Eingang zum Diepen oder Tiefen liegt ein festes Gebiet, dass mit „Schwemm Schar“ (18) bezeichnet wurde. Im Südteil dieses Steinortes wurde im Frühjahr das Laichscharrevier eingerichtet, was nicht befischt werden durfte. Die westliche Grenzmarkierung vom Krienker See ist südlich von der kleinen Ortschaft Grüssow und wird „Probitz“ (19) genannt. Nach Norden zu liegen auf dem Schar vor Grüssow große Steine, ebenso am Grüssower Ort. Einige Scharstellen erstrecken sich weit nach Osten in die Moorgebiete hinein. Von hier nach Norden zu ist ein Schargebiet, dass von den Fischern mit „Bullenbrink“ (20) bezeichnet wird. Das Landrandgebiet nach Westen nennt sich die Ballitz, es stehen dort einige Häuser.

In dieses ganze Wassergebiet sind in dem Schar einige Moorstellen und Rinnen eingelagert, aber ansonsten keine großen Wassertiefen. Das ganze wird „Sandort“ (21) genannt und erstreckt sich weit nach Norden und wird durch eine Tonne markiert. (*Das Fahrwasser ist heute nicht mehr betonnt.*)

Nach Westen hat dieses Schar einige Ausläufer und schwingt sich dann im Süden herum zum Warther Haken und wird „Remm“ (22) genannt. Vom Warther Haken, auf dem auch Steine liegen, geht ein Moorgebiet bis an das „Hohe Schar“. Diese flache Schar ist wie ein Riegel dem Achterwasser vorgelagert und von Booten mit Schwert nicht befahrbar. Es grenzt an seiner Südseite an den Peenestrom und zieht sich dann vor dem Dorf Lütow längs bis zur "Dingnitz" (23), einer kleinen moorigen Ausbuchtung nördlich von Lütow. Allerdings ist das Hohe Schar hier nicht so flach. Der südliche Teil wird von Moor begrenzt, in dem ein langgestrecktes Schar eingelagert ist, das "Burger-Schar" (24). Das Randgebiet von Land aus ist Möwenort, die Südspitze von der Halbinsel Gnitz. Dann kommt bis Lütow was „Kornitz“ (25) genannt wird. Hier geht Moor bis zum Schilf. Ein kleines festes Gebiet vor Lütow wird „Wolhinsche“ (26) bezeichnet. Dann kommt, wie schon beschrieben die Dingnitz. Von da an wird das Randschar wieder sehr schmal. Man nannte es

"Koppelort" (27) und endet am Kanal vor der Twelen. Die Twelen war ein ehemaliger Durchgang zwischen dem Gnitz mit der Ortschaft Netzelkow und dem Vorwerk und Insel Görmitz. Der Durchgang hatte meist Moorgrund. Das Randschar an der Südseite der Insel wird „Timmerschar“ (28) oder wie von Loddiner Fischern mit „Zögenstall“ (28) bezeichnet. Es hat an seiner westlichen Seite einen großen Stein, der allerdings nicht oder nur sehr selten, bei sehr kleinem Wasserstand sichtbar ist. An der Südseite ist Moor, diese wird wieder begrenzt von einem Schar, das „Mühlenschar“ (29). Dieses ist umgeben von Moor mit einer Spitze nach Südwesten. Die Südstrecke der Insel Görmitz nennt sich „Hauben Horn“ (30). Dieser Name ist auch in der Karte eingezeichnet. Dann kommt eine Bucht, die „Warnitz“ (31) mit dem Warnitzer Ort. Hier erstreckt sich das Randschar wieder weiter nach Osten. Nördlich davon ist noch eine Steinstelle mit großen Steinen und Kraut und einem Tonuntergrund. Er nannte sich "Tannenberg in den Eichen" (32) nach drei jetzt nicht mehr vorhandenen Eichen vom Görmitz, die in diesem Tannenberg vom Gnitz sein mussten, wollte man diese Steinstelle befischen. Von hier in Richtung NO beginnt ein langes Schar, welches an beiden Seiten Moor hat. Es ist der „Hohe Ort“ (33). An seiner NW-Seite verläuft ein Moorstrich fast bis an die Insel. Dort wo heute der Deich die Insel erreicht beginnt eine Steinstelle mit großen Steinen, der „Kesselort“ (34) mit Richtung NNO und geht dann über in das nördliche „Görmitzer Riff“ (35). Die Westseite ist ein Mooregebiet und war der nördliche Eingang vom Tweelen. Es nennt sich der „Scheiwe“ (36), nach einem Wintergarnzug, der dort schief gezogen werden musste, wollte man den Steinen zu beiden Seiten aus dem Wege gehen.

Durch die Tweelen lief zeitweise eine starke Strömung und diese hat sicherlich zur Reinigung des Achterwassers beigetragen. An der Gnitzer Seite ist wieder fester Grund und das Schar heißt "Breisnahl" (37) auf hochdeutsch: Es hat Steine. Es erstreckt sich bis zur „Deiperie“ (38), auf hochdeutsch wohl Tieferei, einer kleinen Bucht. Danach wird der feste Grund schmal und geht so bis zur „Gnitzer Mell“ (39) auch Mellsee, eine größere moorige Ausbuchtung. Kurz vor deren Eingang

etwas östlich ist noch eine Steinstelle. Es ist der „Banden-Ort“ (40). An der Nordseite von dem Eingang zur Mell stand in der Vergangenheit ein großer Binsenkamp, der aber restlos eingegangen ist. Nun beginnt wieder ein breites Randschar. Es nennt sich in der Breite „Faulen-Hörn“ (41). Dann kommt vor dem „Grenzstein“ (42), weil hier die Begrenzung des Gebietes des Rittergutes derer von Lepel war.

Der "Störlanker Ort" (43) ist sehr flach und die Ecke zum Eingang der Störlanke. Der Name ist wahrscheinlich eine Erinnerung an die Zeit, wo es im Achterwasser noch Störe gab. Die Bucht selbst war meistens vom Staat sonderverpachtet. Heute dient sie den Sportseglern als Hafen. Vom Nordeingang beginnt wieder ein Randschar. Es ist teilweise mit viel Kraut bewachsen und erstreckt sich in Richtung Osten. Eine Rundausbuchtung wird „Otterloch“ (44) genannt. Nach unterschiedlichen Wassertiefen kommt ein Gebiet, das das „Breites Flach“ (45) genannt wird, und daran anschließend das „Sandloch“ (46). Dieses große Wasserrandgebiet bis zum Inselhof hat festen Untergrund und ist stellenweise mit Schwengelkraut bewachsen. Es erstreckt sich weit nach Süden und wird im Westen von einem Moorgrund begrenzt, der „Rönne“ (47). Das Ganze wird mit „Zempiner Ort“ (48) bezeichnet. An seiner Ostseite, vom Inselhof aus gesehen in Richtung Süd, befindet sich ein größeres Moorloch, die "Reek" (49). Die Anfahrt bei dem ehemaligen Bauernhof „Heiden“, heute Kurt Schön, wurde zu einem kleinen Hafen ausgebaut.

Es gab in der Vergangenheit drei Anlandestellen: Bei Heiden, bei Tiefert (Ecke Peenstr. heute Behn) und bei dem damaligen Fischer Walter. Die letztere Anlandestelle ist weitgehend verlandet. Östlich davon ist noch eine kleine Bucht unterhalb des mit „Jagen“ (2) bezeichneten Gebietes und heißt "Vor den Gaststücken" (50).

Das wären so ungefähr alle Randgebiete (Wasser) des Achterwassers, wo die Namen noch bekannt sind. Sicherlich sind manche Bezeichnungen verschwunden oder vollkommen verändert. In dem großen moorigem Innenteil des Achterwassers sind aber auch einige tiefere Schare vorhanden. Die „Wussow“ (12) vor dem Loddiner Höft wurde schon erwähnt. Dem Sandort (46) in ungefähr

Richtung NO mit Abstand vorgelagert, aber ganz vom Moor umgeben, befindet sich das „Große Jungfern Schar“ (51), weiter nördlich ungefähr auf der Hälfte zwischen Görnitz und Loddin das „Kleine Jungfern Schar“ (52). Ebenso auf ungefähr halben Weg von Koserow zum schon beschriebenen „Hohen Ort“ (33) ist eine feste Stelle, die mit „Kwuell“ (53) bezeichnet wird.

Westlich vom Sandort ist ebenfalls noch ein nicht sehr großes Schar, ganz vom Moor umgeben, das „Zanderschar“ (54). Vom Tweelen aus gesehen in nördlicher Richtung mit loser Verbindung zum Breisnal (37) liegt das „Schwenn-Schar“ (55). An seiner Westseite schiebt sich von Norden ein Moorloch hinein. Es wird auf Plattdeutsch mit „Achter dem Schwennen“ (56) bezeichnet. Die Ostseite wird von Moorgrund begrenzt. In seiner Mitte nur flach, ist es an seiner Nordseite recht tief. Mit Abstand von dem Randgebiet vor dem „Grenzstein“ (42) und dem „Störlanker Ort“ (43) liegt noch ein Schar. Das „Mittel-Schar“ (57). Es hat kaum Steine und wird vom Moor umschlossen. Im Osten ist es die schon genannte "Rönne" (47) oder Rinne.

Vor dem Südteil, von dem schon beschriebenen „Jagen“ (2), an der Westseite vom Rieckausgang, gibt es ein großes Gebiet, das mit „Bollgrund“ (58) bezeichnet wird. So wie Holl und Boll aus dem Plattdeutschen, man könnte auch Hohlgrund sagen. Der Grund hat eine harte Kruste an der Oberfläche und man kann mit einer Stange stellenweise durchstoßen und darunter ist dann Moor. Wann einmal dieses Gebiet entstanden ist weiß man nicht. Manche sagen es ist ebenfalls durch die Sturmflut 1872 entstanden. Der Grund ist sonst glatt ohne Steine und Muscheln. An seiner Westseite soll nach der Überlieferung so etwas wie ein Stubben liegen und musste bei der Eisgarnfischerei beachtet werden.

Von dort wo dieser Bollgrund zu Ende ist, in südlicher Richtung, liegt ein Flugzeugwrack. Es

ist dort 1945 bei Ende des Krieges nach Augenzeugen aus südlicher Richtung kommend, abgestürzt. Es soll anfangs, nach den Aussagen der Fischer, noch mit dem hinteren Teil, dem Leitwerk, zu sehen gewesen sein, ist dann aber ganz untergegangen. Leichen hat man nie gefunden und es ist anzunehmen, dass die Gebeine des Piloten oder vielleicht auch von zwei Personen noch darin sind, das weiß niemand. Die Augenzeugen waren ältere Fischer, die nicht mehr leben. Die Wassertiefe beträgt dort so um 4 Meter. Es ist dort weicher Moorgrund, in dem das Wrack bestimmt teilweise eingesunken ist. Mit den modernen Geräten müsste es bald gefunden sein.

Das Achterwasser wurde befischt mit Netzen verschiedener Maschenweiten und mit Angeln, mit Reusen, vor allem Bügelreusen. Im Sommer fischte man mit den Sommergarnen, diese sind aber alle nicht mehr in Betrieb, weil Kleinfisch kaum absetzbar ist. Für den Fischnachwuchs ist das sehr gut, da mit dieser Garnfischerei auch viel Nachwuchsfisch vernichtet wurde. In der damaligen Zeit, vor dem Ersten Weltkrieg, war der Absatz der Fänge aus dem Achterwasser nicht sehr gut und es kamen Segelschiffe, sogenannte Polten auf, auch Quatzen genannt, mit großem Fischbehälter mit Wasserdurchlauf. Diese Segler kauften den Fisch direkt beim Fischer auf und brachten ihn lebend zum Großhandel nach Stettin, diese Stadt war damals schon eine Großstadt. Auch in Zempin waren einige dieser Polten beheimatet. Junge Fischersöhne sind darauf als Schiffsjunge gefahren.

Das Achterwasser ist bei Sturm nicht ungefährlich. Es entwickeln sich starke Böen mit kurzen Brechseen, was vielen Menschen das Leben gekostet hat.

Ansonsten sind die Landrandgebiete sehr reizvoll und sind es wert, dass man sie mit offenen Augen betrachtet.

Zur Geschichte der Fischerei auf der Ostsee

In Zempin wird in der Ostsee vom Strand aus, ohne Hafen, gefischt. Die Boote werden nach jedem Fang auf den Sand gezogen. Früher nur durch Unterlegen von Holzrollen, später werden mit Hilfe von Seilzügen und Winden, Blöcke sind dazu im Wasser und an Land verankert, die Boote an Land gezogen. Die Motorkraft wurde dann bei den Winden (Wunsch) eingesetzt. Bei drohendem Hochwasser werden die Boote auf die Dünen gesetzt.

Mit dem Heuer (früher mit zwei zusammengebundenen Heuern wurde das Heu über den Strom gebracht) wird am Achterwasser gefischt. Der Heuer ist 6 - 8 Meter lang, vorn und achtern spitz und hat einen Deeken (eingebaute Kammer mit Löchern, die damit mit Wasser gefüllt ist, und Deckel für die Lebendhaltung). Er ist mit Ruder oder Segel zu bewegen.

Die Bootsform des Heuers wird auch ohne Deeken als Strandboot zum Fischen benutzt. Es wurden Dieselmotoren eingebaut und kleine Ruderhäuser aufgesetzt, um etwas vor den Naturgewalten geschützt zu sein.

Die Fischerei in der Ostsee war früher für alle abgabenfrei!

Der "Brotfisch" wurde der Hering, aber auch die Flunder (raue-ruge und glatte), Zander, Dorsch, Blei, Sprotte, Barsch, Plötz Hecht und Hornhecht werden je nach Jahreszeit gefangen. Der Steinbutt und der Lachs sind seltener, früher wurde auch der Stör und Stint gefangen.

Im Frühjahr zur Laichzeit kommt der Hering in den Greifswalder Bodden und dann entlang der Usedomer Küste bis an die Mündungsflüsse der Oder. Auch im Herbst sind nochmals kleinere Konzentrationen des Herings zu verzeichnen. Heringe werden in Stellnetzen mit 32 - 24 mm Maschenweite gefangen. Die Maschenweite bestimmt die Auslese, so auch bei den Sprotten-, Flunder- und Fischnetze (Zander, Dorsch, Hecht, Lachs).

Das Stellnetz besteht aus dem "Blatt"(Garn als Netz geknüpft), dem "Obersimm" (Seil mit Schwimmkorken) und dem "Untersimm" (Seil mit Bleistücken). In der See werden starke Anker an den Anfang und das Ende gesetzt. Für jede Fischart hat jeder Fischer seine

eigene Bauart der Netze welche Menge von Schwimmern und wie viel an Bleileine an das Blatt in Handarbeit geknüpft werden. Selbst in der großen Ostsee hat jeder Fischer seinen Stellplatz für die Netze und eine eigene Orientierung. In der Ostsee und im Achterwasser werden die Aale meist mit den Aalangeln (Aalschnüren) gefangen. Die Klamm (ca. 200 Haken) wird zu Hause vorbereitet und in die Molle (Holzkasten) eingeordnet.. Als "Bestich" wird Tobs (Tobiasfisch) oder werden "Taumaden" (große Regenwürmer) verwendet. Die Angel wird abends mit zwei Personen (einer bewegt das Boot langsam vorwärts, der andere steckt den Bestich auf den Haken und lässt das Garn ins Wasser gleiten) ausgelegt und morgens eingeholt.

Bis 1743 herrschte an der Ostseeküste ein barbarisches Strandrecht. Alles was angestrandet wurde, konnte sich jeder aufsammeln und nehmen. Erst danach gab es Gesetze, dass die Schiffbrüchigen ihre Güter gegen Zahlung eines Bergelohnes zurückerhalten.

1820 - 1830 waren recht ertragreiche Jahre im Heringsfang. Der preußische Staat gibt den Fischereigenossenschaften Darlehn zum Bau von Booten nach schwedischem Muster. Ca. 1820 wurde von der preußischen Regierung auf der Greifswalder Oie einen Fischerei-Nothafen und 1855 der Leuchtturm gebaut.

1860 trieben in Zempin 24 Familien mit 13 Booten Fischfang, davon 5 Boote auf dem Achterwasser.

Bereits vor der Jahrhundertwende entstand die erste Fischerei-Wirtschaftsgenossenschaft. Eine der bekanntesten mit eigenen Räucherereien befand sich in Zempin. Für die Badegäste wurden Schilder am Strand aufgestellt auf denen stand: "Der Fischer leidet große Not, esst mehr Fisch, dann hat er Brot!" Es wurde auch mit der Post Räucherfisch und Frischfisch zum Versand gebracht.

Das Fischräuchern ist seit Jahrhunderten bekannt. Durch das "Heißräuchern" wird der gesäuberte und gesalzene Fisch, der erst angetrocknet wird, bei 60 - 90 °C im Rauch des Holzfeuers gegart und anschließend im Rauch gebräunt. Jede Gegend schwört auf das Räuchern mit bestimmtem Holz. In Zempin wird mit Buche und am Ende der Räucherzeit

manchmal mit Erle geräuchert. Das Aufstecken der Fische zum Räuchern ist stets Frauenarbeit gewesen.

Salzhütten - 1820 förderte auf Grund der intensiven Bemühungen des Lieper Pastors Hartwig der preußische Staat die Strandfischerei, indem die Fischer steuerfreies Salz für die Konservierung der Heringe erhielten. Um das Salz unter Verschluss lagern zu können, bauten sie kleine, in Fachwerk oder aus Backstein errichtete Häuser, doch die großen Sturmfluten von 1872 und 1874 zerstörten sie. Die Salzhütten wurden wieder auf- und ausgebaut, doch nutzten die Fischer sie jetzt meist als Arbeitsraum. In den Dünen von Zempin stehen noch eingeschossige, rohrgedeckte Salzhütten, die älteste noch aus dem Jahre 1882, die Privateigentum sind.

Salzhering - Das Konservieren mit Hilfe von Kochsalz ist möglich, weil die meisten Mikroorganismen bei höheren Salzkonzen-

trationen keine Lebens- und Vermehrungsmöglichkeiten haben. Auch heute noch spielt das Salz als Konservierungsmittel besonders für Fisch (z.B. Salzheringe) und Fleisch eine Rolle. Zum Einsalzen gibt es zwei althergebrachte Methoden, einmal das "Einbetten" der Lebensmittel in trockenes Salz und zum anderen das Einlegen in Salzlake (Salzlauge).

Die Heringe werden erst mit etwas Salz lose in einem Gefäß gemischt und nach ein bis zwei Tagen werden die Heringe einzeln mit der Hand "abgestreift", d.h. die Flüssigkeit und evtl. Blut wird vom Fisch entfernt. Danach wird er schichtweise in Fässer gelegt, den Bauch nach oben und über jede Lage reichlich trockenes Salz gestreut. Den Abschluss muss immer Salz bilden. Nach einer Reifezeit von ca. 6 Wochen im kühlen Raum, bei ständiger Kontrolle ob die sich bildende Salzlake den Fisch vollständig bedeckt, ist der "Salzhering" fertig.

Das Leben und Wirken der Fischerfrauen in Zempin in der Vergangenheit

Konrad Tiefert - 2000

Nach den Erzählungen und Überlieferungen innerhalb der Familie haben die Ausübung des Fischfangs vor der Küste und im Achterwasser und die Landwirtschaft im Ort Zempin immer zum Lebensunterhalt beigetragen. In der einen Familie etwas mehr und in der anderen etwas weniger. Aber immer haben auch die Frauen dieser Fischer als Helfer in der Fischerei eine Rolle gespielt. Früh durch die Eltern daran gewöhnt, scheuten die jungen Mädchen sich nicht, einen jungen Fischersohn zu heiraten. Sie wussten meistens, was auf sie zu kam. Oft waren sie Nachbarn. Auf diese Weise wurden die Familien untereinander verwandt, was sich noch heute an den gleichen vielen Nachnamen erkennen lässt. So eine junge Frau hatte es nicht leicht und Arbeit war der Hauptlebensinhalt. Oft noch mit einer Kinder schar, musste alles versorgt werden, denn Kindergarten und dergleichen gab es damals nicht. Meistens war etwas Landwirtschaft und Garten auch noch Viehhaltung verbunden. Die Pflichten waren groß, denn auch der Mann wartete auf seine Helfer am Strand.

In den vergangenen Jahrhunderten bis zum Ersten Weltkrieg gab es noch fast keine

Netzfabriken, wohl aber Garnspinnereien. So mussten die Fischer und damit auch ihre Frauen die Netze selber knüpfen. Schon als Kinder lernten viele Mädchen wie man Netze knüpft und wie sie aufgelegt wurden. Das heißt, wie man so ein Netz anfängt, man die Knüpfnadel füllt. Sie konnten das Knüpfen oft mit einer Hand. An den langen Winterabenden wurden so die Netze gefertigt und je mehr Personen, auch Kinder machten mit, um so schneller war ein Netz geknüpft. Da es zu der Zeit noch keine elektrische Beleuchtung gab, wurde alles bei Petroleumlampe gemacht. Viel wurde da erzählt und so manche Spukgeschichte wird da entstanden sein. Die Knüpfnadeln wurden teilweise selbst gefertigt, oder von dafür besonders begabten Kollegen. Kleine Holzblättchen dienten dazu die Maschenweiten einzuhalten. Das heißt: Die Holzblättchen hatten die entsprechende Breite der Maschenweite, die man erreichen wollte. Es war aber eine mühselige Arbeit so ein Netz herzustellen und manche Fischersfrau wird schwer zu Mute gewesen sein, wenn sie an all die andere Arbeit gedacht hat, die auf sie wartete. Es war aber doch so, dass die Frauen, deren Männer am Außenstrand

gefischt haben, dort helfen mussten, den gefangenen Fisch auszupulen aus den Netzen. Das wurde immer direkt am Strand gemacht und wenn es kalt und windig war, war es sehr unangenehm. Das Heringsnetz wurde auf ausgelegte Säcke oder alte decken gelegt und die Frauen saßen rund herum auf Knien und haben ausgepult, hatten aber Strohsäcke unter den Knien. Immerhin es war nicht leicht für ältere Frauen. Die rohrgedeckten Hütten standen hinter den Dünen, hatten keine Fenster und dienten zur Unterbringung von Netzen und sonstigen Fischereigeräten, auch Salz wurde dort früher gelagert. Hatten diese Frauen die Abpularbeit fertig, wartete zu Hause weitere Arbeit auf sie. Das Vieh musste versorgt werden, das Essen vorbereitet, die Kinder und alle häuslichen Arbeiten. Zu den rohrgedeckten Häusern gehörte oft ein großer Garten und der brachte auch Arbeit mit sich. Zum Umgraben wurden die etwas älteren Kinder mit herangezogen. Für den Winter wurde oft ein Schwein gehalten und dann geschlachtet. Aber es waren auch Arbeiten damit verbunden, die meistens auf die Frauen zu kamen.

Als die Aalangelei aufkam, wurde es noch schlimmer. Die Schnüre waren aus Hanf oder Flachs und die Angeln waren nicht verzinkt. Die Angeln mit Schnur mussten getrocknet und gebürstet werden und dann wurden sie wieder in die Holzmollen umgesetzt, es war immer eine langwierige Arbeit. Alle Familienmitglieder wurden dazu gebraucht. Meistens wurden die Kästen mit den Angeln nach Hause geholt und dort bearbeitet. Waren sie fertig, wurden die Kisten oder auch die Mollen genannt, wieder auf eine Karre gestellt und zum Strand zurück in die Hütte gebracht. Da Zempin zu dieser Zeit noch keine festen Wege hatte, war das auch nicht gerade leicht. Die Fußbekleidungen waren oft nur Holzpantoffel.

1911 wurde durch Zempin die Eisenbahn gebaut und der Seebadverkehr lief an. 1915 wurde auch Licht gelegt. Um zu etwas Nebenverdienst zu kommen, fingen manche Fischerfrauen an, wenn es möglich war, einige Räume zu vermieten, oft mit voller Pension. Es wurde viel Fisch gegeben. Aber überall ließ sich das nicht durchführen, denn der Hauptverdienst blieb immer die Fischerei.

Eine Erleichterung kam dann, nach dem Ersten Weltkrieg gab es verstärkt Netzfabriken und man brauchte nicht mehr selbst knüpfen. Nur das kostbare Geld und das war knapp, denn der Verdienst war nicht hoch. Ein Fischerverein kam auf, der sich vor allem mit der Beschaffung von Netzen befasste. Allerdings konnte nun mit mehr Netzen gefischt werden. Hering, Flundern, Dorsch und im Sommer aal, waren der Hauptfang am Außenstrand von Zempin. Aber mit diesem Mehreinsatz an Fanggeschirr war auch für die Fischerfrauen mehr Arbeit verbunden. Denn die Heringsnetze waren oftmals recht voll und noch immer wurde auf die alte Art abgeplückt. Wie immer mussten die Flundern aus den Netzen gepult und die Angeln getrocknet und gebürstet werden, mit der Karre zum Strand zu neuem Einsatz. So waren die Frauen schon damals echte Helfer in der Fischerei, wollte der Mann die Fischerei voll durchführen. Leider waren die gezahlten Preise oft sehr niedrig, auch bei guten Fängen kam nicht viel heraus.

Um die dreißiger Jahre kam die Sprottenfischerei auf, die anfangs einen guten Verdienst brachte, Die Sprotten wurden mit ganz engen Baumwollnetzen, die die Netzfabrik herstellten, gefangen.

Es waren im Herbst oft gute Fänge. Die Sprotten wurden von den Netzen abgeschüttelt, was wieder von den Frauen gemacht wurde. Das ging so vor sich: Das Netz hatte ein 8-10 mm Flottrepp mit Korkschwimmer, die es hochhielt. Es wurde beim Heben des Netzes zusammengefasst. Dieses Reep wurde auf eine starke Stütze gehängt und das volle Netz auf Decken oder Säcke lang ausgelegt. Man suchte nun den Anfang des Netzes und dann wurde geschüttelt. Da die Sprotten nur mit dem Kopf in den Maschen waren, ließen sie sich leicht abschütteln und wurden dann in saubere Kisten geworfen. Zempin hatte zu der Zeit sechs Räuchereien, die den Fisch aufkauften und räucherten. Auch hier versuchten einige Fischerfrauen, in dem sie Sprotten auf die Spieße aufsteckten, zu einem kleinen Nebenverdienst zu kommen.

Doch durch den Einsatz der Kutterfischerei beim Sprottenfang, verlor der Fang von der Küste aus an Bedeutung und hörte dann ganz

auf. Es waren zu dieser Zeit immer noch 38 - 40 Fischer.

Hauptfang blieben Hering, Flundern, Dorsch und Aal an der Außenküste und im Achterwasser Plötz, barsch, Blei, Hecht, Zander und wenn es kalt wurde Schnäpel.

Oft wollten die Fischhändler kaum Fisch oder er wurde sehr gering bezahlt. Da machten sich manche Frauen auf, um von Haus zu Haus zu gehen selbst zu handeln. Einige fuhren auch mit Handwagen zum größeren Nachbarort Zinnowitz, wo der Absatz besser war. So versuchten die Fischerfrauen den geringen oder niedrigen Verdienst der Männer etwas aufzubessern.

Da der Bäderbetrieb mehr und mehr anlief, konnten viele Fischerfamilien, wenn es möglich war, verstärkt Räume vermieten. Die Frauen der Fischer waren nirgends versichert und es war schwer für sie, wenn sie mal krank wurde, die Arztkosten zu bezahlen.

Durch die niedrigen Fischpreise war der Verdienst zeitweise sehr gering. Viele Fischersöhne lernten andere Berufe, wie Maurer, Zimmermann, Schlosser usw.. Auch die Fischertöchter wurden wählerisch. Für den jungen Fischer war es schon schwierig im Ort eine passende Frau zu finden.

Als die Sprottenfischerei zu Ende ging, hatte die Flundernfischerei in den dreißiger Jahren einige Bedeutung. 7-8 Boote führten diese Fischerei durch. Da die Flundern meist geräuchert wurden, mussten sie schnell aus den Netzen, da si oft schon am Nachmittag verkauft werden sollten. Wie immer mussten auch hier wieder die Frauen mit ihren flinken Fingern helfen.

1935 nach der Gründung einer Genossenschaft mit Sitz in Swinemünde wurden die Fischpreise stabiler, aber der Verdienst blieb immer noch sehr schlecht. Die Männer mussten schon längere Zeit eine See-Unfallversicherung bezahlen. Die Frauen blieben aber unversichert bei Krankheit.

Es kam der Zweite Weltkrieg, einige Fischersöhne wurden zur Marine einberufen, später auch einige ältere Fischer. Der Fischfang ging jedoch weiter und die Frauen mussten verstärkt mithelfen, die Fanggeräte wieder „klar“ zu machen und auch neue herzustellen. Aber alles wurde nun knapp, es gab alles auf Zuteilung. Das Vorhandene wurde verbraucht. Trotz aller Mühen, auch der Frauen, lag am

Kriegsende vieles darnieder. Es waren eben die Auswirkungen des Krieges und die Not wurde groß. Die Besatzungsmacht, der Russe, übernahm die Aufsicht über die Fischerei. Jedes Kilo Fisch musste abgeliefert werden, um die Ernährung der Bevölkerung zu sichern. Es wurde mit dem noch vorhandenen Material so viel gefischt wie nur irgend möglich.

Die Frauen der Fischer pulten nach wie vor den Fisch aus den Netzen. Allerdings war man dazu übergegangen, die Netze auf Tische zu legen und einen Windschutz aufzustellen, so dass es für die Frauen doch besser war. Der Fisch wurde direkt an der Anlandestelle des Bootes abgenommen.

Alle Lebensmittel waren knapp und es gab sie nun auf Marken. Für die Hausfrau war es schwer etwas auf den Tisch zu bringen. Doch die Fischerfrauen hatten immer noch den Fisch, den man ja auch räuchern konnte. Das Mitnehmen von Fisch war zwar nicht erlaubt, aber irgendwie wurde doch so manches Kilo abgezweigt, um im Tausch Töpfe, Krüge und Sonstiges zu erhalten. So mussten sich die Frauen immer zu helfen wissen. Neue Netze mussten genau aufgeteilt werden.

1948 kam es in Zempin zum Zusammenschluss zu einer FWG (Fischwirtschafts-genossenschaft) dem auch die Nachbartschaften Zinnowitz, Koserow, Kölpinsee, Loddin und Ückeritz beitraten. Ziel war Erfassung, Absatz und auch die Verarbeitung aller gefangenen Ware. Der Betriebsleiter sollte das organisieren. Um einen Verarbeitungsbetrieb aufzubauen brauchte man wieder die Frauen, die angeworben und eingestellt werden mussten. *(Flüchtlingsfrauen fanden dadurch Arbeit)* Es waren aber kaum Fischerfrauen dabei, denn die hatten mit ihren Männern zu tun, um ihnen am Strand zu helfen.

Es kam für die Fischer eine Sollbeauftragung in allen Fischarten. Wenn das geschafft werden sollte, brauchte der Fischer unbedingt seine Frau als Helfer. Diese Sollbeauftragung wurde jedes Jahr gesteigert und wurde auch größtenteils erfüllt. Der Verarbeitungsbetrieb wurde nach und nach aufgebaut. Die Frauen dort arbeiteten im Stundenlohn. Da die Fänge stark gesteigert wurden, mussten auch die Fischerfrauen mehr leisten, beim Fisch abpulen und auch Netze klar machen. Bei sehr guten Fängen mussten noch Hilfskräfte

hinzugezogen werden. Es waren meistens Frauen, die nach Stunden bezahlt wurden.

Das kulturelle Leben lief an. Gemeinsame Fischerfeste mit den anderen Orten und den Frauen vom Verarbeitungsbetrieb waren immer sehr beliebt.

1960 kam es in Kölpinsee zur Bildung einer FPG (Fischerei-Produktions-Genossenschaft) der nach Monaten und anfänglicher Ablehnung fast alle Fischer der anderen Dörfer beitraten. Sie hatte von dem Fischer Paul Will den schönen Namen „Gold des Meeres“ erhalten.

Inzwischen waren schon Monofilnetze zum Einsatz gekommen und hatten einen enormen Mehrertrag gebracht. Diese Netze waren teuer und es gab sie anfangs nicht ausreichend. Das Soll konnte nun wieder erhöht werden. Damit gab es mehr Arbeit für die Fischerfamilie, denn dieser stark erhöhte Fang musste aus den netzen ausgepult und zur Ablieferung kommen.

Die FPG wurde von staatlicher Seite stark gefördert. Um den Frauen mehr Schutz zu bieten wurden Zelte aufgebaut oder in Holzbuden abgepflückt. Bald kamen Seilwinden auf, erst Handwinden und dann E-Winden. Die Boote wurden damit aufgezogen. Wagen wurden angeschafft mit vier Rädern und der Fang auf oder hinter die Düne im Zelt

oder in Holzbuden abgepult. So konnten die Arbeitsbedingungen der Frauen sehr verbessert werden, sie brauchten nicht mehr bei Wind und Wetter draußen stehen. Ein Ofen sorgte für Wärme. Auch wurden die Frauen versichert. Sie wurden Mitglied der FPG und ein Teil des Verdienstes des Mannes verrechnet.

Die Einzelheiten der Abrechnungen wurden durch Bürokräfte der FPG bearbeitet. So konnten die Fischerfrauen, wenn sie das Rentenalter erreicht hatten, mit einer kleinen Rente rechnen. Die Frauen vom Verarbeitungsbetrieb gingen auf Leistungslohn und kamen damit auf einen höheren Verdienst. Meistens wurde aus dem Jahresgewinn noch etwas an die Frauen im, Betrieb ausgezahlt. Auf den Vollversammlungen aller Mitglieder konnte zu den auftretenden Problemen Stellung genommen werden. Es gab kulturelle Veranstaltungen, vor allem reisen, die sehr beliebt waren. So wurde die Zusammengehörigkeit gefördert.

So betrachtet war die Zeit der FPG eine Entwicklung wie sie von der Fischerei und seinen darin abreitenden Frauen weder kulturell noch verdienstmäßig vorher nie erreicht wurde.

Doch dann kam der Anschluss an die Bundesrepublik Deutschland.

Achterwasser im Winter Eisbleinetze

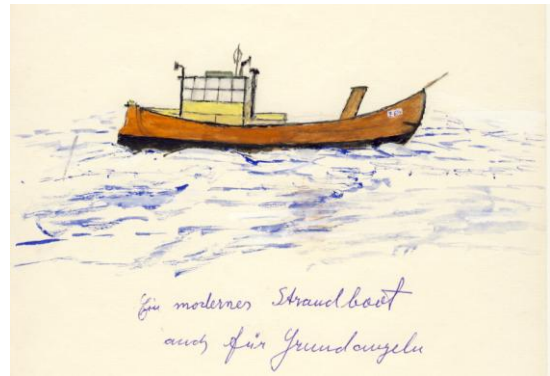
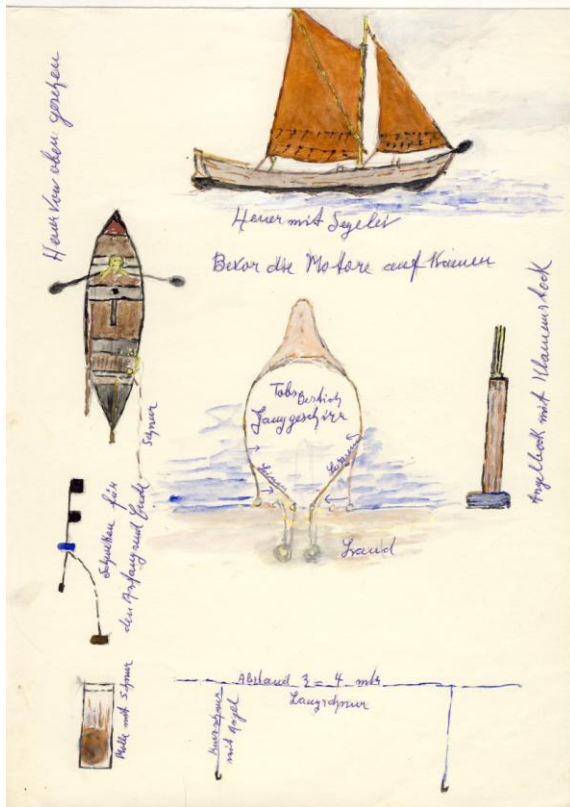
Die Untereisfischerei wurde in Zempin über die Jahrhunderte durchgeführt und brachte den Fischerfamilien auch im starken Winter einen bescheidenen Verdienst. Gefangen wurde vor allem Blei, Zander, Hecht, Schnäpel auch Quappen und vereinzelt auch Lachs.

Meistens waren es zwei Mann, die diese Art der Fischerei durchführten.

Die dazu benötigten Geräte: 1 kleiner Schlitten, 1 lange Rute mit Stropp, 2 Eisäxte, 2

Bootshaken, 1 Sucher zum Auffinden der unter dem Eis liegenden Rute, 1 Leine zum Unterziehen der Netze von einem Eisloch zum anderen, 1 mehrere Meter langer Stock zum Ausstecken.

Mehrere Steine zum Einhängen der Netzhauken ins Eisloch dazu die gleiche Menge Stöcke für die Hauken, die quer über das Eisloch gelegt wurden.



auf dem Strand kniend werden die Fische abgeplückt



Frauen bringen Essen für die Fischer



Hofseite des Elternhauses am Achterwasser



Marta und Wilhelm T. - Aalangeln fertig machen zum Fang

Die Entwicklung der Aalfischerei – der Aalangelei über die Jahrhunderte in Zempin

Konrad Tiefert - 1999

Der Aalfang hat immer einen besonderen Platz in der Fischerei in Zempin eingenommen. Ein sehr beliebter Speisefisch, der sich auf vielerlei Art zubereiten lässt. Vor allem wird er viel geräuchert. (Siehe *Zempiner Heimathefte Nr. 4, S. 27*) So begehrt und beliebt der Aal als Nahrungsmittel auch ist, so schwierig war und ist er jedoch zu fangen.

Der Mensch hat sich da schon etwas einfallen lassen. Wenn man mal zurück schaut ins vorige Jahrhundert, so sieht man, wie sich die Fangmethoden und Möglichkeiten weiterentwickelt haben.

Gefangen wurde der Aal mit GROSSREUSEN (Kumm) um Rügen, im Bodden und bei Hiddensee, mit AALKÖRBEIN im Peenestrom und den Nebengewässern, mit BÜGELREUSEN mit einer Eingangshöhe bis zu zwei Meter im Peenestrom und im Achterwasser und mit GRUNDANGELSCHNÜREN vor der Küste Usedom, im Achterwasser und im Peenestrom.

Einige Fangarten wurden von der Fischereiaufsicht durch Gesetz verboten, da viele kleine Aale tödlich verletzt wurden. Zum Beispiel das Aalstechen und auch das Aalsegeln. Dabei wurden die eisernen Fanggeräte vom stehenden oder langsam fahrenden Boot mit der Hand geführt.

In Zempin und in den Nachbarorten wurde der Fang mit Bügelreusen und Grundangel durchgeführt. Für den Einsatz dieser Geräte musste und muss man im Achterwasser und Peenestrom an den Staat Pacht zahlen, auch wurde die Menge der einzusetzenden Geräte begrenzt, der Fang in der See war frei.

Die Aalangelei mit den Langschnüren (*Grundangelschnüren*) ist sehr schwierig und mit vielen Arbeitsstunden verbunden.

Im vorigen Jahrhundert gab es nur Hanfschüre und unverzinkte Angeln (*Haken*). Nach jedem Fangeinsatz musste die Schnur mit den Angeln getrocknet und gebürstet werden. Dazu wurden die Angeln in einen sogenannten Klammstock gehakt, wo man Schnur und Haken getrennt einhaken konnte. Nach dem Trocknen wurde sie wieder in Kästen, den sogenannten Mollen umgesetzt, klar zu neuem Einsatz. Es mussten alle Hände der Familie tätig sein, um diese Aalangeln zum

Auslegen wieder klar zu machen. Zum Auslegen wurden kleine, nicht sehr breite Boote, die sogenannten Heuer verwendet. Die Besatzung mit meistens drei Mann. Einer musste rudern und die anderen den Köderfisch aufhaken. Diese Boote waren mit Segel, Fock (*Vorsegel*) und Riemen zum Rudern bei Windstille ausgerüstet. (Siehe *Zempiner Heimathefte Nr. 2, S. 26*)

Als Köderfisch wurde im Achterwasser vor allem Gründling, Ükelei auch Laich genannt, Stint, Kaulbarsch und ab und an kleiner Plötz verwendet. Diese genannten Fische gab es damals in großen Mengen und sie wurden mit besonders gefertigten Zeesen, den Grieps, gefangen.

In der See und in den Küstengewässern wurde als Köderfisch Tobs, ein kleiner Sandfisch, auch Krabben und kleiner Hering verwendet. Der Köderfisch Tobs (Tobias) trat ebenfalls in Mengen auf und wurde anfangs mit einem Sackgeschirr mit Zugleinen über die Sandbänke ran an Land gezogen. Er wurde auch zeitweise in Kästen gehältert. Wie schon gesagt, wurden zum Auslegen der Langschnüre die sogenannten Heuer verwendet, da größere Boote schwerer zu rudern waren. Bei günstigem Wetter wurde die Angel auch ausgesegelt. Übernachtet wurde oft im Boot, wobei das Segel als Regenschutz diente. War man in der Nähe der Insel Greifswalder Oie wurde dort übernachtet. Später gab es dort durch eine Stiftung ein Seemannsheim. Rund um die Greifswalder Oie waren beliebte Fangstellen, wo gute Ergebnisse erzielt wurden. (Siehe *Zempiner Heimathefte Nr. 3, S. 21*)

Der Fang wurde von den Fischhändlern aufgekauft und weiter verkauft, auch an die Räuchereien. Der allmählich anlaufende Bäderverkehr um die Jahrhundertwende wirkte sich da vorteilhaft aus. Die Aalangelei wurde immer nur von einem Teil der Fischer von Zempin ausgeübt. Nach dem ersten Weltkrieg kamen die Kleinmotoren (Benzin 5-6- PS) auf. Man war nun beweglicher, eine Erleichterung für die Fischer. Leider liefen diese Motoren nicht langsam und hatten keine Kupplung. Erst die Dieselmotoren brachten da eine Wende. Die Boote konnten nun breiter sein und etwas größer, denn die Grundschnüre brauchten nun

nicht mehr ausgerudert werden. Auch das Einholen konnte mit dem Motor erfolgen.

Die Schnüre wurden allmählich von Flachs auf Baumwolle umgerüstet und mit verzinkten Angeln (*Haken*). Das Material konnte man bei den Seilereien in den Hafestädten Wolgast und Swinemünde kaufen. Doch auch die Baumwollschnüre mussten wie vorher getrocknet und imprägniert werden. Viele verschiedene Imprägnierungsmittel wurden ausprobiert. Durch die große Beweglichkeit konnte das Fanggebiet erheblich erweitert werden und damit erhöhten sich die Fänge. Der Verdienst im Sommer wurde besser und manche Schulden vom Winter konnten beglichen werden.

Sorgen machte nun aber oft der Köderfisch Tobias, Tobs genannt, den es bei ungünstiger Wetterlage nicht mehr so reichlich gab. In den Herbstmonaten gab es auf den Grundangeln mit Tobsbestich nicht nur Aal, sondern oft auch erhebliche Mengen (150 kg und mehr), an Zander und Dorsch der ebenfalls gut im Preis stand.

Als Beifisch auf den Grundangeln gab es auch Hornfisch, Barsch, Fludern, Dorsch und Steinbutt, manchmal auch Hecht. Im ersten Weltkrieg konnte der Fang nicht so intensiv durchgeführt werden. Danach war die Not groß, die Nachfrage nach Fisch stieg. Es kam zur Zwangsablieferung in allen Fischarten, auch im Aalfang. Ein neues Angelboot kostete in den 30iger Jahre ca. 6000 Mark. Dazu kam dann noch der Dieselmotor. Der Brennstoff war zu dieser Zeit sehr niedrig im Preis.

Im Achterwasser wurden ebenfalls Grundangeln ausgelegt. Während der Schonzeit von Barsch und Blei konnte die sogenannte „Schonzeitangeln“ gepachtet werden. Eine Vergünstigung vom Staat. War die Zeit um, musste man, wenn man im Achterwasser bleiben wollte, volle Jahrespacht zahlen oder man musste zum Strand wechseln. Die meisten Aalfischer von Zempin fuhren dann durch den Peenestrom über Wolgast zum Strand von Zempin.

Die Reusenfischerei mit Bügelreusen hatte in Zempin keine Bedeutung. Erst nach dem zweiten Weltkrieg wurde sie von einigen Fischern durch die damalige F.W.G. (Fischwirtschafts-genossenschaft²), die von den Fischern gegründet war, mit Versuchsreusen aus Perlon (*Nylon*) vom Staat geför-

dert, neu aufgebaut. (*Siehe Zempiner Heimathefte Nr. 2, S. 30*)

Für die Aalangelei im Strand kam nun eine Umstellung von Baumwollschnüren auf Perlon. Eine Arbeitserleichterung für die Fischer, denn nun brauchten die Schnüre nicht mehr getrocknet werden, sondern wurden gleich umgesetzt in Mollen, klar zu neuem Einsatz. Zum Angeln mit Schnüren wurden in den 30iger Jahren verzinkte norwegische Angeln (*Angelhaken*) in verschiedenen Größen verwendet. Nach dem zweiten Weltkrieg, die DDR führte aber aus Devisenmangel keine norwegischen Angeln ein, entstand so eine Mangellage. Die F.W.G. Zempin übernahm anfangs die Beschaffung von Schnüren, Netzen und Fischereimaterial aller Art. Später übernahm die neu gegründete Ausleihstation Karlshagen diese Beschaffung.

Die F.W.G. bekam als Ganzes ein Soll (*Plan*) zugeteilt in allen Fischarten, auch im Aal. Dieses Soll wurde auf die aktiven Fischer aufgeteilt und sollte gebracht werden. Beim Aal entstanden oft Schwierigkeiten, denn die Stellen, wo er manchmal ankam, waren nicht immer *w e i ß* (*Schwarzhandel*).

Die Angelei im Achterwasser ging stark zurück aus Mangel an Köderfisch. Die Reusenfischerei im Peenestrom nahm zu und damit die Zuwanderung an Aal ab. Der Köderfisch Gründling konnte kaum noch in größeren Mengen angetroffen werden. Durch den Einsatz von Köderzeesen in der See, erst aus Baumwolle und später aus Perlon, wurde der Fang vom Köderfisch Tobs erleichtert und sicherer. War durch Witterung vor der Zempiner Küste kein Köderfisch zu fangen, konnte nun dieser an der Greifswalder Oie, am Steg (einem flachen Streifen zwischen den Inseln Ruden und Oie), am Peenemünder Haken oder vor Göhren gefangen werden. Oft waren gute Ergebnisse in den erweiterten Fanggebieten zu verzeichnen. 50 kg und mehr waren keine Seltenheit.

Die F.W.G. hatte auch die Erfassung im Aalfang. Dort wurde Buch geführt, wie weit jeder Fischer sein Soll erfüllt hatte. Bei Übererfüllung gab es Prämien, die immer höher wurden nach der Höhe der Übererfüllung.

Auch Rentner, die noch Aal brachten, bekamen eine Prämie. Nach vielen Streitereien kam es 1960 zum Beitritt der Zempiner Fischer

zu einer in Kölpinsee gegründeten FPG (*Fischerei Produktions Genossenschaft*). Sie nannte sich FPG „Gold des Meeres“ mit Sitz in Zempin. Diese Genossenschaften wurden vom Staat stark gefördert, um auf dem Weg zum Sozialismus voranzukommen, wie es hieß. Die Aalangelei wurde aber von dieser Entwicklung kaum beeinflusst. Die Motoren waren inzwischen weiterentwickelt und auch stärker, mit mehr PS. Die Boote waren breiter und seetüchtiger. Ein neugebautes Strandboot kostete ca. 30 – 40 Tausend Mark. Durch die Umstellung auf Kunstfaser – Monofil usw. wurden die Kosten der Fischer sehr hoch und es kam zu der sogenannten Warenrückvergütung, wo der Staat die Kosten, bei gutem Fang des Fischers, übernahm. Auch war es das Ziel die Boote nach und nach in genossenschaftliches Eigentum zu übernehmen. Durch die Errichtung von Sperrgebieten vor dem Peenemünder Haken für die Armee, wurde das Einsatzgebiet der Aalangelei etwas verkleinert, aber gerade dort gab es bei entsprechender Witterung gute Ergebnisse. Auch bei Übungen der Marine der DDR vor der Zempiner und Usedomer Küste musste der Fang kurzzeitig eingestellt werden.

Der Aalfang mit Langschnüren erstreckte sich aber immer nur über die Sommermonate bis Oktober oder Anfang November. Sobald die Nachtfröste einsetzten gab es den Köderfisch Tobs nicht mehr. Es konnte dann noch mit Ükelei aus dem Achterwasser nach Zander und mit Krabben nach Fludern mit Aalangschnüren gefangen werden, was von einigen Zempiner Fischern auch gemacht wurde. Die anderen Angler gingen zurück zum Achterwasser und dort auf Netzfischerei.

Zur staatlichen Fischereiaufsicht ist noch zu sagen: Im Achterwasser und Peenestrom war vom Staat ein Aufsichtsbeamter (*seit Jahrhunderten als „Kieper“ bezeichnet - vom Wort Kiepe*) eingesetzt mit Sitz in Loddin (*jetzt in Rankwitz*). Am Außenstrand musste jedes auslaufende Boot bei der Grenzdienststelle der DDR abgemeldet und nach der Rückkehr zurück gemeldet werden. Dazu waren entlang der Küste Masten mit Leitungen und Telefonen angebracht. Außerdem musste ein Fahrtenbuch geführt werden. Kontrollen vom

Zoll fanden auch statt. Zum Fahren über die drei Meilengrenze gab es Sonderausweise. Vergessen darf nicht werden die Anschaffung und der Einsatz der elektrischen Seilwinden während der FPG Zeit. Es war eine große Arbeitserleichterung für die Fischer. Mit Vierradwagen konnte nun der Fang, vor allem Hering, aber auch die Mollen mit den Schnüren vom Boot aus zur Düne hochgezogen werden. Vor allem war es nun möglich die Boote aus dem Wasser und wieder hineinzuziehen, allerdings mit Blöcken und Drahtseilen. Die Arbeitsstellen der Frauen verlagerten sich deshalb vom offenen Strand in die Hütten auf oder hinter den Dünen.

Noch etwas über die Frauen der Zempiner Aalangler. Sie hatten die schwere Aufgabe, neben vielen Pflichten als Hausfrau und Mutter, manche hatte noch etwas Landwirtschaft und Vieh zu versorgen, die Langschnurangel wieder einsatzklar zu machen. Oft waren die Schnüre aufgedreht und unklar und erforderten Stunden an Arbeit, um eine Molle für den Wiedereinsatz fertig zu machen. Waren die Mollen mit den Schnüren mit nach Hause genommen worden und wieder klar, wurden sie wieder zum Strand gebracht in die Hütte. 5-6 Mollen wurden meistens mit einer Karre (*Einradkarre*) transportiert. Manches junges Mädchen hatte, wenn es all diese Umstände kannte, lange überlegt einen jungen Fischer zu heiraten.

Nach der Vereinigung beider Teile Deutschlands veränderte sich die Technik des Aalfangs in Zempin wenig. Es kamen etwas mehr Reusen und Aalkorbketten hinzu mit unbeständigem Erfolg. Es gab wieder norwegische Angeln (*Haken*). Die Zahl der aktiven Fischer ging stark zurück, die FPG wurde 1992 aufgelöst. Die veränderte Wirtschaftsführung mit ihren Preisschwankungen macht den Küstenfischern, auch den Aalanglern, stark zu schaffen.

Der Aal aber ist und bleibt ein beliebter Speisefisch.

² Ostseezeitung 20. Mai 2000:

„1949 registrierten die Ämter im Kreis 650 Fischer, von denen 80 Prozent in Fischverwertungsgenossenschaften und Fischwirtschaftsgenossenschaften (FWG) zusammengeschlossen waren, so in Karlshagen (1946), Zempin, Rankwitz, Usedom Stadt (1949) und Ahlbeck (1948).“

Die Flundernfischerei in Zempin in der Vergangenheit

Konrad Tiefert - 2000

Wenn man von Flundern hört, denkt man gleich an die See. Die Flunder wird gern gekauft und gegessen. Flundern wurden viel geräuchert, gebraten und auch gekocht. Sie sind ein schmackhaftes Nahrungsmittel des Meeres. Die Flunder ist ein Plattfisch, der an der Küste der Ostsee aufwächst, auf dem Meeresgrund lebt und sich im Sand einwühlt. Aber sie kann auch große Wanderungen unternehmen. Sie ist ein Fisch, der viele Jahre wachsen muss, bis er das Mindestmaß zum Verkaufen erreicht. Da die Flunder auf dem Grund lebt, ist sie den Ablagerungen der Wasserverschmutzung ausgesetzt und leidet dadurch besonders an Sauerstoffmangel.

Sie hat eine raue braune Oberhaut, die man zum Braten abziehen kann und an der Unterseite ist sie meist weiß. Die Farbe passt sich aber auch der Umgebung an. Dieser Fisch wird mit Grundschleppnetzen, Reusen, Angeln und Netzen gefangen. Man erkennt, dass der Flunder auf allerlei Art nachgestellt wurde und wird. Die flachen Gewässer der Pommerschen Bucht (an den Flussmündungen der Ostsee) sind bevorzugtes Nachwuchsgebiet der Flunder.

Trotz der eingeführten Schonzeit (Fangverbot im Frühjahr), werden immer weniger Flundern gefangen.

Wo liegen die Ursachen? Ein Grund mag der intensive Fang mit größeren Booten und moderneren Fanggeräten sein, dazu der Sauerstoffmangel durch Verschmutzung der Gewässer.

In dem Fischerdorf Zempin, wo einstmals so an die 40 Fischer tätig waren, hat die Flundernfischerei mit Netzen zeitweise für den Verdienst der Fischer eine hohe Bedeutung gehabt.

Wenn man einmal die Fischerei in diesem Ort nach den überlieferten Aussagen der Älteren betrachtet, erkennt man, dass der Flunderfang einen bedeutenden Platz in der gesamten Fischerei eingenommen hat. Die Netze waren einfache Blattnetze mit Ober- und Untersimm. Am Untersimm wurde Blei angebracht oder anderes Material zur Beschwerung. Die Netze waren anfangs aus Hanfgarnen, später aus Baumwolle und dann aus Kunstfasern. Die Netze hatten eine Maschenweite von 54 bis

60 mm. Um ein schnelles Faulen der Netze zu verhindern wurden diese mit Kienteer und Petroleum eingerieben (imprägniert). Jeder Fischer hatte früher nur wenige Netze, da sie von der Familie, meist im Winter, selbst geknüpft wurden. Wenn bei Sturm die Netze verloren gingen, war es ein großes Unheil für die Familie.

Jedes gebrauchte Netz musste sorgfältig getrocknet werden. Sie wurden auf dafür angefertigte Stellagen, auch Rüstung genannt, gehangen. Das Obersimm dieser Netze hatte als Schwimmer Kork. Aber es durfte nicht zu viel sein, damit das Netz bis auf den Grund fallen konnte. Die untere Beschwerung hatte ein Gewicht so um 5 – 6 Pfund. Das Netz sollte auch etwas zusammenfallen, damit sich die Flunder darin einwickeln konnte.

In einem Boot fischten meistens drei Mann, jeder stellte eine bestimmte Menge an Netzen, die dann in der Länge nacheinander zusammengebunden wurden. Da die Netze damals so 40 bis 50 Meter lang waren, ergab sich eine stattliche Länge. An den Enden dieser Längen war ein Anker, ein Draggen, mit einer Leine zur Wasseroberfläche und diese war mit einem Schweeken verbunden, der meistens 1,50 m hoch war und zwei Wimpel hatte, oft schwarz, um den Standort der Netze zu kennzeichnen.

Nach Möglichkeit wurden auf reinem Grund in der Nähe großer Steinstellen die Netze ausgesetzt. Im Allgemeinen wurde morgens gehoben und der Fang an Land gebracht. Lag der Fangplatz weiter entfernt, wurden gleich wieder neue Netze ausgesetzt, um ein nochmaliges Rausfahren zu vermeiden. Der Fang wurde, wenn es das Wetter erlaubte, zum Teil schon während der Heimfahrt aus den Netzen gepuhlt, denn im Sommer lagen die Fangplätze meistens weiter entfernt. Die Boote waren seetüchtige Segelboote und wenn Windstille war, musste gerudert werden. Die Boote wurden auch zum Heringsfang verwendet. Die Fangmengen an Flundern waren sehr unterschiedlich, konnten aber durchaus einige hundert Kilo betragen. An Land halfen die Frauen, die Flundern aus den Netzen zu pflücken. Oft war im Netz

Dorsch, auch mal Zander oder Barsch und Plötz dabei.

Die Händler kauften diesen Fisch auf und brachten ihn zum Verbraucher. Viele Händler hatten Pferdewagen und fuhren zum Verkauf über Land und auch bis nach Wolgast.

Zempin hatte Anfang des 20. Jahrhunderts noch keine festen Straßen. Das alte Dorf lag am Achterwasser. Von der Rieckstraße (vorher Kuhstraße) ging der Weg durch die Wiesen nach Koserow. All diese Wege waren ausgefahren (tiefe Leisen) und daneben war ein Trampelpfad. Der Weg zum Strand, dem Arbeitsplatz der Fischer, führte durch die Fischerstraße in den heutigen Dünensteig und dann auf der Anhöhe durch die heute bebauten Grundstücke bis zum Ende des Möwenweges in Richtung Koserow. Erst nach der großen Sturmflut 1872 wurde die Anlandestelle verlegt und neue Salzhütten am heutigen Standort errichtet. Diese Hütten aus Fachwerk mit Lehm und Schilfdach gebaut, dienten nach der großen Zeit der gesalzene Heringe für die Aufbewahrung der Fischereigeräte. Die heute noch stehenden Hütten, sind ein kleiner Rest. Es waren einmal viel mehr, denn Zempin hatte in der Vergangenheit immer so 30 – 40 Bürger, die zum größten Teil von der Fischerei lebten. Es gab auch Notzeiten durch ungünstige Witterung. Aber mit Hilfe der Viehhaltung und etwas Landwirtschaft kam man zurecht. Es gab nur wenig nicht bestelltes Land im Dorf. Die Menschen dieser Zeit waren nicht sehr anspruchsvoll. Zempin umfasste anfangs nur das alte Dorf am Achterwasser. Der Dorfkrug war damals das Haus von Laabs (heute Peenestraße 2), gegenüber vom Zickenberg. Es gab kein elektrisches Licht und die Eisenbahn fuhr erst ab 1911. Beim Schein der Petroleumlampen wurden Netze gestrickt und man saß in der Dämmerung oft zusammen und klönte. So manche Spukgeschichte wird da wohl entstanden sein.

Als der Badebetrieb anlief, vor allem im Nachbarort Zinnowitz, wurde der Absatz besser, denn die Menschen, die hierherkamen, wollten gern frischen Seefisch essen. Räucherflundern waren sehr beliebt.

Der morgens zeitig angelandete Fang an Flundern wurde meistens schon am Nachmittag, auch in Zinnowitz, als Räucherfisch angeboten.

Durch Sturm hatte man oft Tang und Muscheln in den Netzen. Man brauchte viel Zeit, um diese Netze zu säubern. Die Boote waren seetüchtig und konnten schon mal einen Sturm durchstehen. Vor allem später, als in den Booten Motoren eingebaut waren, konnte man die Insel Oie anlaufen und auch dort Schutz suchen. Auf private Initiative wurde auf der Insel Oie 1889 ein Seemannsheim gegründet, welches später von einem Berliner Verein übernommen wurde. Die Fischer hatten nun bei Sturmtagen nicht nur einen schützenden Hafen, sondern auch ein Dach überm Kopf. Am 26. Juli 1932, als das Reichs – Marineschulschiff, der Segler Niobe, in der Ostsee kenterte und sank und 69 Seeleute den Tod fanden, waren auch Zempiner Flundernfischer auf See, konnten sich aber rechtzeitig in Sicherheit bringen.

Um 1900 fing auch Zempin an, sich als Badeort zu entwickeln. Am Wald wurden Villen gebaut. Ein Badestrand entstand an der Westseite der Fischeranlandestelle.

Als der Erste Weltkrieg begann, wurden viele Fischer zur Marine eingezogen. Die Anlandungen von Fisch, auch Flundern, gingen zurück. So bekam der Fischnachwuchs eine Schonzeit. Nach Beendigung des Krieges wurde wieder voll gefischt, anfangs nur mit Segelbooten, auch nach Flundern.

Dann kamen die Motoren auf, erst waren es Benzinmotoren. Die gesamte Fischerei erhielt dadurch neuen Auftrieb. Nun konnten auch weiter entfernte Fangstellen, die ergiebiger waren, aufgesucht werden. Manche Stellen lagen weit oberhalb der Insel Greifswalder Oie und brachten guten Fang. Das Benzin war zu dieser Zeit recht billig.

Vieles hatte sich verändert. Die Netze, das eigentliche Netzzeug, konnte bei Netzfabriken bestellt werden. Seilereien lieferten Seile für das Ober- und Untersimm. Zur Beschwerung des Untersimm konnte man Bleiplatten kaufen.

In Zempin fischten im Sommer aber nur ein Teil der Fischer nach Flundern, so 7 bis 8 Boote. Die Aalangelei der anderen Fischer benötigte zu dieser Zeit noch viele Hilfskräfte und die hatte nicht jeder. Der Verdienst war ganz gut, der Badebetrieb mit immer mehr Gästen entwickelte sich.

Politische Veränderungen um 1930 brachten auch Veränderungen in der Fischerei mit sich.

Mit der Bildung einer Genossenschaft mit Sitz in Swinemünde, der Kreisstadt, wurden die starken Preisschwankungen, auch für Flundern, beendet und die Preise, die der Fischer erhalten sollte, festgesetzt. Dann kam der Zweite Weltkrieg. Da es wenig Nachwuchs in der Fischerei gab, wurde die Fischerei auch nach Flundern durch die „Alten“ weiter geführt, die meisten Fischer waren zu alt für den Wehrdienst. In einigen Booten waren inzwischen Diesel- und Glühkopfhölmotoren eingebaut worden, die sich gut bewährten. Die wenigen jungen Fischer wurden zur Marine eingezogen.

Vor und im Krieg wurde rationiert, alles gab es auf Zuteilung, auch die Materialien für die Fischerei, wie Schürzen, Hosen, Jacken, Stiefel usw. Der Badebetrieb ging anfangs noch weiter, wurde dann aber eingestellt.

Zempin hatte eine kleine Seebrücke und Badehäuser (-anstalten) auf dem Strand.

Nach Ende des Krieges musste vieles der Fischerei-Gerätschaften repariert oder erneuert werden. Die Netze waren verbraucht, es waren ja noch Baumwollnetze. Der Neuanfang hatte viele Schwierigkeiten. Es kam zur Pflichtablieferung der Fische unter russischer Aufsicht. Der Flundernnachwuchs hatte sich gut erholt durch die Kriegsjahre. Es gab nun auch im Herbst von Mitte Oktober bis Mitte November eine Fangzeit und zwar dicht unter Land und diese Fänge brachten einige Jahre für die Fischer einen guten Verdienst.

Um 1950 wurde die Fangmenge weniger und so suchten einige Fischer im Juni weiter entfernte Fangstellen auf. Zuerst waren es

gute Fangmengen und die weite Fahrt lohnte sich, doch dann waren die Flundern an den Netzen alle tot, sahen gelblich aus und konnten nicht verwendet werden. Ob es Sauerstoffmangel oder Wasserverschmutzung war, ist nicht festgestellt worden. Nach weiteren Versuchen wurde die Flundernfischerei eingestellt und die Fischer mussten sich auf die Angelei umstellen. Es kam die Zeit der Perlonnetze, die anfangs nicht knotenfest waren. Später stellten sich manchmal Flundern im Sommer oder Spätsommer dicht vor der Küste ein. Die Flundern kann man aber auch mit Angeln fangen und zwar mit Krabben. Diese kleinen Krabben werden mit der Zeese auf den Sandbänken dicht am Ufer gefangen. Sie werden auf den Angelhaken der Aalgrundschnüre aufgehakt und in Mollen mit Sand dicht nebeneinander gelegt. So vorbereitet, werden sie auf den Fangstellen ausgeworfen. Die Flunder beißt schnell an und die Angeln können bald wieder gehoben werden. Einige der Kollegen, der später gegründeten Genossenschaft aus Kölpinsee, haben diese Angelei nach Flundern einige Zeit im Spätherbst durchgeführt und gute Ergebnisse erzielt. Mit dem Rückgang der Anzahl der Fischer ist auch der Fang von Flundern mit der Angel sehr zurückgegangen und hat kaum noch Bedeutung für die Küstenfischerei vom Strand aus.

So ist der ausschließliche Flundernfang stark zurückgegangen. Aber in der Ostsee gibt es noch Flundern und auch Steinbutten und sie werden gern gekauft und gegessen.

Die Staknetzfisherei

Eine Fischfangart der Vergangenheit im Achterwasser

Die Staknetzfisherei wurde im gesamten Odermündungsgebiet ausgeübt, auch von Zempiner Fischern. Kleinfisch – kleiner Plötz und Barsch wurden in der Vergangenheit, bis nach dem zweiten Weltkrieg, wo alle Esswaren knapp waren, gekauft und auf vielerlei Art zubereitet gegessen. Gebraten, weiß gekocht mit Kräutern, geräuchert aber vor allem gebraten und dann eingelegt in süßsaurer brauner Soße war der Kleinfisch ein schmackhaftes Essen.

Diese kleinen Fische wurden mit Netzen mit einer Maschenweite von 26 bis 35 mm, vor allem mit Staknetzen in der Herbst- und Winterzeit aus dem Schilf geholt. Es waren dreiwandige Netze sogenannte Lettringnetze mit viel Blei als Beschwerung und viel Kork, meist von Pappelrinde und um einen Meter tief. Sie hatten an beiden Enden am Simm Ösen. Mit langen Ruten, die am dicken Ende einen Eisensporn hatten, auf den die Ösen gesteckt wurden, konnte man das Netz ins

Schilf, wo der Fisch vermutet wurde, hineinschieben. Es gehörten dazu ein kleines Boot und ein angespitzter Pfahl, der in den Grund gerammt wurde, um das Boot beim Ausschleichen vom Netz zu halten. Es wurde V-förmig ausgeschoben, wobei der Grund gehalten werden musste, da sonst das Netz auf dem Schilf zu liegen kam und kein Fischen konnte. In der Mitte der V-Form wurde oft noch ein kleines Netz geradeaus geschoben, den sogenannten Hunt, um den Fisch noch mehr in die Enge zu treiben. War die Wassertiefe gering wurde ausgetrieben und der Fisch vom Land abgejagt. Bei größerer Wassertiefe wurde mit der langen Rute gepulst um den Fisch zum Laufen zu bringen. Nach kurzer Zeit wurde das Netz dann wieder eingeholt und der Fang ausgepult (aus den Netzmaschen geholt).

Da die Außenwände eines Staknetzes kürzer sind wie das eigentliche innere Netz und große Maschen hatten, bildeten sich Beutel, in denen sich der Fisch besonders verfang. Diese Art des Fischfanges konnte von mehreren Fischern gemeinsam durchgeführt werden. War aber auch einzeln machbar. Der Fang war oft recht reichlich, aber meist nur Kleinfisch.

Ab und zu war auch mal ein Hecht dazwischen. Um Hecht, großen Plötz und größeren Barsch zu fischen (zu staken) wurden Netze mit größeren Maschenweiten verwendet. In bestimmten Moorecken gab es manchmal auch Schlei.

In der Vergangenheit, bis zum zweiten Weltkrieg wurden fischreiche Buchten vom Staat mit einer Sonderpacht belegt zum Beispiel: Das Rieck zwischen Zempin und Koserow, die Störlande bei Zinnowitz, die Loddiner Mell usw. Zum Gut der Familie von Lepel auf dem Gnitz gehörten: An der Achterwasserseite die Schilfrandgebiete von Zinnowitz bis Lütow mit der Twelen und der Warnitzer Bucht, an der Ostseite der Insel Görnitz. Auch Zempiner Fischer hatten einige dieser Stellen vom Gut gepachtet und befischten diese mit Staknetzen. Im Spätherbst gab es dort noch gut Hecht zu fangen. Aber der Hechtfang ging durch die Monofilnetze, Reusen und auch durch Wasserverschmutzung stark zurück. Kleinfisch wird heute kaum noch gekauft und so wurde diese Fischfangart trotz Aufhebung der Sonderpachtung nach dem Krieg eingestellt.

BOOTE - GERÄTSCHAFTEN

Die Entwicklung der Boote für den Fischfang vor der Küste von Zempin

Konrad Tiefert - Mai 2005

Zempin gelegen an zwei Wassern, dem Achterwasser und der Ostsee. Die hier angesiedelten Menschen waren arm. Das Land mager, viele Stellen von wandernden Dünen überzogen. Ein Reichtum war das Meer, die Ostsee und auch das Achterwasser. Etwas Vieh konnten sie sich halten. So mussten sie leben, mussten tüchtig arbeiten, wollten sie etwas zu Wohlstand kommen. So war das Dorf nur schwach besiedelt. Auftretende Krankheiten reduzierten die Bevölkerung immer wieder. Doch das Meer mit seinen Fischen lockte und man fing an den Fisch, mit

den damals zur Verfügung stehenden Mitteln zu fangen. Aber man brauchte ein Boot dazu und Fanggeschirr. Kleine Boote gab es schon länger in den Binnengewässern. Aber für die Küste mussten sie schon etwas stabiler sein, seetüchtig, aber nicht allzu schwer, denn sie mussten bei starkem Seewind auf Land gebracht werden. So entwickelten sich die Strandboote. Ein leichtes Fahrzeug, aber stabil gebaut, das mit einem Segel versehen war, aber das man auch rudern konnte. Die Segel waren aus grobem Tuch und wurden meist von einem Sprit hochgehalten. Es wurde ein

Seitenschwert geführt, dass *auf die andere Seite* umgesetzt werden konnte. Später kamen Mittelschwerter auf. Besatzung waren meist drei Mann. Genagelt waren diese Boote mit Schmiedenägeln. Auch sonstiger Beschlag wurde vom Schmied angefertigt. Zu jedem Boot brauchte man mehrere Anker, die ebenfalls von einem Schmied gefertigt wurden. Anfangs hatten die Heuer und Boote nur wenige breite Planken, man ging aber dann davon ab, blieb aber bei der Klinkerbauweise. Diese Boote wurden meistens einmal im Jahr überholt, abgedichtet und geteert. Da die Heuer und Boote aus Eichenholz waren, jedenfalls meistens, konnte sie so überholt, oft sehr alt werden. Die Segel später aus Leinen hergestellt, wurden geteert, so dass sie einigermaßen wasserdicht wurden. Das wurde nötig, wenn man auf See übernachten wollte, da man sich mit dem Segel zudeckte. Überladen durften diese Boote nicht werden, da man auch bei Seewind durch die Brandung musste. Doch die damaligen Fischer hatten gelernt damit umzugehen. Je mehr die Netzfischerei zunahm, umso größer mussten die Boote sein und es machte schon einige Schwierigkeiten sie bei starkem Seewind aufs Land zu bringen. Es wurde auf vielerlei Art versucht, aber es blieb Schwerstarbeit.

Bei Windstille musste, wollte man schneller an Land sein, gerudert werden, was bei den schweren Booten auch kein Vergnügen war. Die Heuer wurden meistens zur Aalangelei genutzt, da sie einen Däken (*einen eingebauten Behälter mit Frischwasser zur Hälterung des Bestichs*) hatten und schmaler in der Bauart waren. Sie wurden meistens zum Angeln auslegen gerudert. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde in den großen und auch kleineren Heuern und Booten ein Benzinmotor eingebaut. Bei Windstille *waren diese* auf lange Strecken eine große Hilfe. Das Fanggebiet wurde erweitert *und* damit die Fänge, vor allem an Hering und Aal *erhöht*. Doch da die Motoren hochtourig waren, musste noch viel gerudert werden.

In der Strandanlandung hatte Zempin in den dreißiger Jahren immer 12 bis 14 Fangboote mit einer Besatzung von 2 bis 3 Mann. Sechs Boote haben im Sommer die Aalangelei durchgeführt. Die restlichen Netzfischer

fingen vor allem noch Fludern mit gutem Erfolg. Auch Sprotten wurden eine Zeitlang gefangen *und hatten* guten Absatz. Fischhändler kauften diesen angelandeten Fisch auf. Der Aufkaufpreis schwankte sehr stark.

Zum Flunderfang wurde von Zempin im Sommer oberhalb der *Greifswalder Oie* bis Göhren (*Rügen*) gefischt. *Die Fahrt* dauerte damals viele Stunden mit den großen Strandbooten mit *den* 12 PS Benzinmotoren.

Aber dann kamen die Dieselmotoren verstärkt auf, die auch längere Zeit langsam liefen und nun den Fischern die Arbeit des Ruderns abnahmen. So lief diese Entwicklung weiter. Die Motoren wurden stärker und auch die Boote größer, wenn ein neues gebaut wurde. Zum Aalfang wurden nur noch zwei Mann benötigt. Die schwere Arbeit das Boot auf dem Wasser zu bewegen, übernahm *nun* der Motor. Durch die *größeren* Boote konnten die Maschinen schwerer werden. Bei aufkommendem Sturm *waren sie dadurch* schwer aufs Land zu bringen. Immer Neues wurde erdacht an Winden und dergleichen, vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg.

In Zempin blieben die Fischer erst bei Hand- und dann bei Elektrowinden, die sich gut bewährten. Nach dem Zweiten Weltkrieg verstärkten sich die Fänge und damit die Belastung der Boote, vor allem mit Hering *und* mussten *deshalb* oft gründlich überholt werden. Neue *Boote* wurden gebaut und erworben. Heuer aber nur für die Binnengewässer, wie das Achterwasser.

Im Achterwasser wurde im Sommer Aal gefangen, im Herbst meist mit Stint als Köderfisch. Auch Hechtfang wurde mit Schilfstaknetzen durchgeführt (Dreiwandnetze) mit kleinen wendigen Ruderbooten. Die zunehmende Verschmutzung der Schilfränder beendete diese Art der Binnen-fischerei. Mit den noch vorhandenen Heuern wurde Netzfischerei, später Reusenfischerei betrieben. Diese Boote hatten einen großen Däken zum Lebendtransport des Fanges



ZEM 1 Berta



ZEM 2 Marta



ZEM 3 Frauke



ZEM 4 Tina



ZEM 5 Lina



ZEM 6 Undine



ZEM 7 Antje



ZEM 8 Marike



ZEM 9 Deern



ZEM 10 Wenke



ZEM 11



ZEM 12



Eisfischerei - Wintergarn - benötigte Geräte - Netzgemeinschaft HAHN

Beschreibung der Modellboote

Die NAMEN der Boote: Die kleinen Fischerboote hatten selten Namen. Die Namen der Modellboote haben echte Beziehungen zu Personen im Leben von Konrad Tiefert. Vor der Motorenzeit standen Ort und Nummer im Segel.

ZEM 1 Berta

Dieses Fahrzeug wurde mit QUATZE bezeichnet, von manchen Fischern auch POLT genannt. Es wurde zum Fischtransport zu den größeren Küstenstädten, wie auch Stettin, verwendet.

Es hatte einen wasserdurchgängigen Fischraum, so dass man den Fisch längere Zeit lebend transportieren konnte. In Zempin waren mehrere Segler dieser Art beheimatet und Fischersöhne sind als Schiffsjunge darauf gefahren.

Ab 1930 wurden sie nicht mehr gebaut. Nach der Stilllegung wurden einige Boote als Lieger zum Fischhältern verwendet.

ZEM 2 Marta

Diese Boote wurden vor und nach dem 1. Weltkrieg von Zempiner Fischern zum Flunder-, Hering- und Sprottenfang verwendet. Um auch entferntere Fangstellen, vor allem bei Flundern, aufsuchen zu können, wurden in den zwanziger Jahren Benzinmotoren eingebaut, später auch Dieselmotoren. Besatzung meist 3 Mann. In den dreißiger Jahren waren es noch 7-8 Boote in Zempin.

ZEM 3 Frauke

Ein Mehrzweckboot mit Spritsegel zum Flunder-, Hering- und Aalfang geeignet. Besatzung 3 Mann
Alle Boote der damaligen Zeit in Zempin wurden in der Klinkerbauart gebaut.

ZEM 4 Tina

Dieser Bootstyp wurde als HEUER bezeichnet, ca. 1,80 m breit und 6 - 7 Meter lang. Das Boot wurde zum Aalfang mit Grundschnüren verwendet. Es wurde gesegelt und gerudert, in den zwanziger Jahren mit einem Motor versehen, erst Benzin - später Diesel.
Besatzung 2-3 Mann. Vor dem zweiten Weltkrieg waren davon noch 5 - 6 Boote in Zempin.

ZEM 5 Lina

Dieses Ruderboot wurde als Beiboot und in der nahen Küstenfischerei und im Achterwasser verwendet, meistens von 2 Mann.

ZEM 6 Undine

Vor der Usedomer Küste wurden diese Strandboote zum Fischfang benutzt. Sie hatten keine Fock, sondern ein kleines Vorsegel sowie ein Seitenschwert und konnten auch gerudert werden.

ZEM 7 Antje

Diese modernen Strandboote wurden nach dem zweiten Weltkrieg gebaut und können zu jeder Art Fischfang verwendet werden.

Breit gebaut sind diese Boote sehr seetüchtig. Sie sind mit einem starken Dieselmotor versehen. Ein Ruderhaus bietet der 2-3 Mann Besatzung guten Schutz.

ZEM 8 Marike

Diese Fischerboote waren anfangs mit einem Seitenschwert versehen, das immer an der Leeseite (dem Wind abgewandten Seite) angebracht wurde. Erst 1815 wurde in Amerika das Mittelschwert erfunden und wurde auch in Deutschland bald überall in den Booten eingebaut, auch in Zempin.

ZEM 9 Deern

Ein Segelheuer der zwanziger Jahre für Grundangeln und Netzfischerei im Küstengebiet der Ostsee vor Zempin.

Besatzung 2-3 Mann.

ZEM 10 Wenke

Ein ZEESENBOOT das in dieser Form, vor gut hundert Jahren gebaut wurde. Es waren flachgehende Boote und sie trieben fast quer vor dem Wind und zogen so ein Netzgeschirr auch Zeese genannt.

Es waren gute Segler. Dieser Fischfang wurde über die Jahrhunderte so durchgeführt.

Fanggebiete waren die Bodden- und Haffgewässer. Reste dieser Boote werden noch heute zu Sportzwecken genutzt.

Die Zeesenboote der Haffgewässer wurden auch Zeeskähne genannt. Ab 1908 war auf den Haffgewässern diese Art der Fischerei verboten.

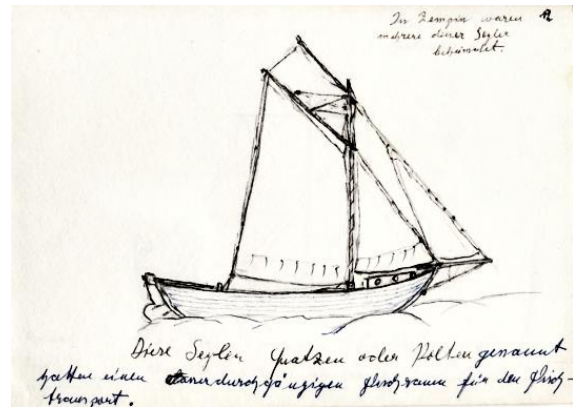
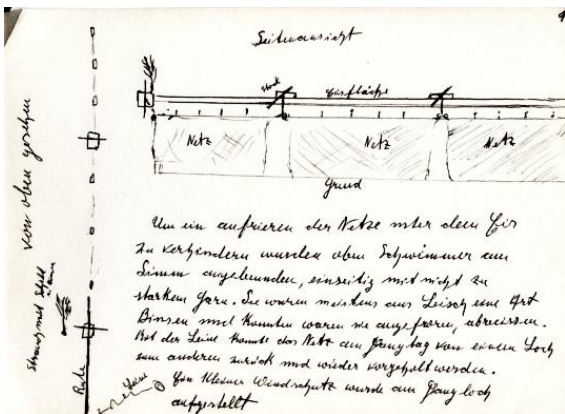
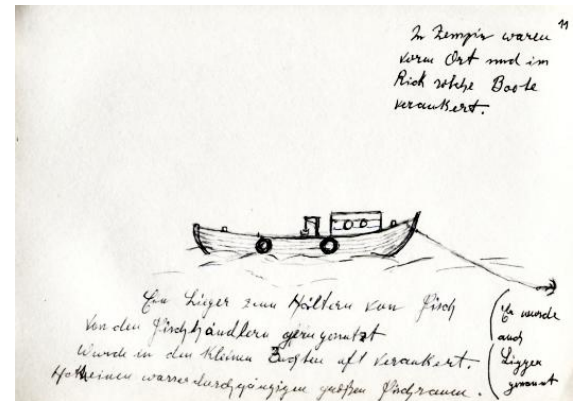
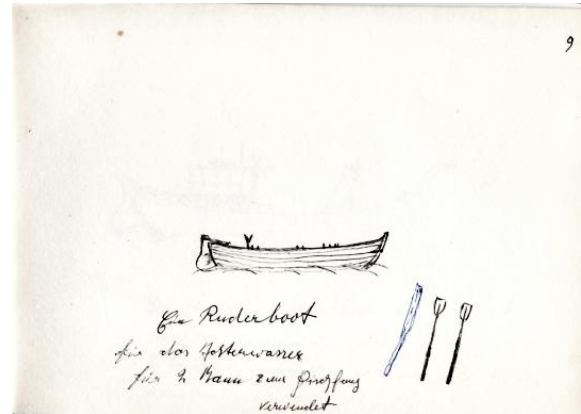
ZEM 11

Diese kleinen Boote wurden Ende des achtzehnten Jahrhunderts und im neunzehnten Jahrhundert als Strandboote in der Fischerei vor der Außenküste Usedom verwendet. Sie wurden gerudert, hatten aber ein kleines Rahsegel, welches bei günstigem Wind gesetzt wurde. Es konnte heruntergefiert werden, auch der Mast war zum Herausnehmen. Meistens waren 3 Mann im Boot.

ZEM 12

Dieses Boot zeigt die Ausrüstung für die Staknetzfischerei mit der langen Rute, die mit dem Sporn versehen ist.

Die Boote wurden mit Kohlen- oder Kienteer geteert.



Strandanlandung der offenen Boote

In der Strandanlandung hatte Zempin in den dreißiger Jahren immer 12 bis 14 Fangboote mit einer Besatzung von 2 bis 3 Mann. Sechs Boote haben im Sommer die Aalangelei durchgeführt. Die restlichen Netzfischer gingen vor allem noch Flundern mit gutem Erfolg. Auch Sprotten wurden eine Zeitlang gefangen und hatten guten Absatz. Fischhändler kauften diesen angelandeten Fisch auf. Der Aufkaufpreis schwankte sehr stark. Im Achterwasser wurde im Sommer Aal gefangen, im Herbst

meist mit Stint als Köderfisch. Als Boote verwendete man Heuer. Auch Hechtfang wurde mit Schilfstaknetzen durchgeführt (Dreiwandnetze) mit kleinen wendigen Ruderbooten. Die zunehmende Verschmutzung der Schilfränder beendete diese Art der Binnenfischerei. Mit dem noch vorhandenen Heuern wurde Netzfischerei, später Reusenfischerei betrieben. Diese Boote hatten einen großen Däken zum Lebendtransport des Fanges. Am Strand, in der See, wurde der

Köderfisch zum Aalfang lebend mitgeführt. Zum Flunderfang wurde von Zempin im Sommer oberhalb der Greifswalder Oie bis Göhren (*Rügen*) gefischt. *Die Fahrt* dauerte damals viele Stunden mit den großen Strandbooten mit *den* 12 PS Benzinmotoren.

Garnfischerei

wird im Winter durchgeführt bei einer Eisstärke von mindestens 20 cm, das Garn (Fischnetz) ist aus Hanf und von Hand gearbeitet. Da das Netz sehr groß war, hatte man sich Anteile durch Herstellung von Netzen und Geräten erarbeitet. Man konnte ein Viertel oder Achtel Anteil besitzen. Dazu wurden auch entsprechend die Personen gestellt. Auch der Fanganteil wurde danach aufgeteilt.

Das Zempiner Eisgroßgarn oder Wintergarn

Beschreibung des Modells in der Ausstellung: Es ist ein Modell vom letzten Zempiner Eisgroßgarn, auch Wintergarn genannt. Es hatte den Namen HAHN. Ehemals gab es mehrere Eisgarne in Zempin, der HAHN war übriggeblieben. Die schwere Arbeit bei starkem Eis, schlechte Fänge und vor allem Absatzschwierigkeiten für Konsumfisch (Plötzen, Bleie, Barsche) und auch Personal-mangel waren wohl die Ursachen für den Untergang dieser Fangart.

Es war eine Gemeinschaftsfischerei: In Kommune, wie es unter den Fischern hieß, mit Besitz- und Unterhalteranteile. Anfangs gehörten 8 Mann zu jedem Garn, später als einige Garne eingingen oder verkauft wurden, 10 Mann. War die nötige Eisstärke vorhanden wurde das Garn auf vier Schlitten verladen, auf jeden $\frac{1}{4}$ und mindestens ein Schlitten für das Zubehör. Zwei lange Ruten wurden hergestellt. War alles beisammen, kam die Fahrt zur Fangstelle, zwei Mann an einem Schlitten. Ein trapezförmiges Loch wurde ins Eis geschlagen. Sollte am anderen Tag ein Zug gemacht werden und das Garn war nass, wurden die vollen Schlitten unter das Eis gebracht mit den Kufen nach oben, so konnte es nicht anfrieren. Zum Zug wurden nur die leeren Schlitten aufs Eis geholt, das Garn blieb drin und die einzelnen Teile, die Viertel miteinander verbunden, auch mit dem „Mäter“, dem Sack am Ende des Garnes. Nun

Durch den Rückgang der Fischerei von der Küste aus verschwanden auch die Boote, liegen hier und da noch zur Ansicht auf Land. So verschwinden langsam diese Zempiner Boote. Es bleibt die Erinnerung an eine Zeit, da die Fischerei eine wichtige Rolle in der Ernährung seiner Bewohner war.

Die Garne mit allen Gerätschaften wurden als Mannschaft mit Tiernamen bezeichnet. Jede Mannschaft hatte einen Garnmeister bestimmt, der Termin und Ort festlegte.

In Zempin gab es 5 Netze. Sie hießen: Schwein, Ziege, Schaf, Esel und Hahn. Mit dem Hahn wurde bis ca.1955 in Zempin gefischt. In Loddin hatte ein Netz den Namen Pogge (Frosch).

wurden die Arme des Netzes, jeder hatte eine ungefähre Länge von 300 Meter auseinander gezogen, anfangs mit Körperkraft. Die unter das Eis geschobenen Ruten wurden mit Bootshaken, von einem Loch zum anderen getrieben, bis das Garn in seiner vollen Länge entfaltet war. Die Ruten wurden etwas gedreht und weiter getrieben. Nach etlichen Rutenlängen, vier Loch ungefähr eine „Reep“ wurde eine Winde benötigt. Mit der Rutenleine wurde das am Garn befestigte Winreep zur Winde vorgeholt und daran befestigt. So konnte das Garn voraus gezogen werden. War die vorher gekennzeichnete Stelle erreicht, wurde die Rute wieder etwas gedreht, bis sie auf den Endpunkt zeigte. Die Winden wurden mit den Schlitten durch ein Krummholz (Anker) auf dem Eis festgehalten. Am Endpunkt wurde ein großes spitzwinkliges Loch geschlagen. Die ankommenden Ruten über Kreuz herausgezogen und die Leinen aufgeschossen. Beide Winden zogen nun über Kreuz das Garn etwas auf das Eis. Mit zwei Gaffeln wurde das untere Simm der Garnseiten nun auf dem Grund gedrückt. Eine Kerbe an der Spitze des Eisloches verhinderte ein Auseinanderrutschen der Untersimme. Mit einer Winde wurde nun weiter das Garn herausgewunden. Man hatte dazu ein Seil mit drei Haken, damit die Seiten gleichmäßig herausgeholt wurden. Je einer für das Obersimm und einer für beide Untersimme.

Die letzteren wurden während des gesamten Zuges von zwei Mann mit den Gaffeln auf den Grund gedrückt, die am hinteren Rand des Eisloches standen. Das Eisloch wurde mit WAKE bezeichnet.

Auch musste darauf geachtet werden, dass die beiden Arme des Garnes gleichmäßig in der Länge gezogen wurden. Durch Markzeichen am Simm konnte man das erkennen und mit den Haken regulieren. Waren die ersten Viertel aus dem Wasser, wurden beide Viertel voneinander getrennt und der erstere mit leichten Seilen verzurrt und beiseite geschoben. Der zweite Schlitten wurde nun beladen und musste auch nach der Beendigung des Garnzuges den Mäter, das Sackgeschirr mit aufnehmen. So wurde das Garn langsam bis an das Eisloch (Wake) herausgezogen.

Das Eisgarn HAHN – von Zempin

Die Modelle mit Erklärungen und der zusammenhängende Bericht wurden vom Fischer Konrad Tiefert im 85. Lebensjahr angefertigt.

An den vorderen Teilen war ein starker Knüppel gebunden, um ein Zusammenklappen von Ober- und Untersimm zu verhindern.

Die Maschenweite war an den vorderen Teilen etwas größer als im hinteren Teil. Der Kork am Obersimm war aus Pappelbaumrinde und wurde immer wieder erneuert. Später nahm man auch anderes Material für die Schwimmer.

Mit der Winde auf dem Geräteschlitten wurde das Garn herangewunden und auf ihm auch die Geräte transportiert.

Das Garn bestand aus handgesponnen Hanf, selbst geknüpft und wurde unterteilt in vier Viertel, zwei hintere und zwei vordere Teile.

An einem der hinteren Teile war der Mäter, das Sackgeschirr einseitig befestigt. Musste immer zum Zug mit der anderen Seite verbunden werden.

War das Eis stark genug, wurde das Garn (Netz) auf vier Schlitten verladen.

Alle Eisgarne, auch großes Wintergarn genannt, hatten in Zempin Tiernamen. So gab es den **ESEL**, die **ZIEGE**, das **SCHAF**, das **SCHWEIN** und den **HAHN**. – Eine Besonderheit, die weit aus vergangenen Tagen stammt.

Um ein Einschneiden des Garnes in den Moorgrund zu verhindern wurden kleine zusammengedrehte Strohbindel am Untersimm befestigt – genannt: WIEPEN. Später nahm man auch kleine Bündel aus Fichtenzweigen.

Der Garnmeister – Leiter des jeweiligen Garnes, musste einiges über die Grundbeschaffenheit vom Achterwasser wissen. Untiefen und Steine musste er meiden.

Das **Fanggebiet** war das Achterwasser bis zum Peenestrom. Laut Fischereigesetz musste zum Fischen mit dem Garn eine Pacht an den Staat gezahlt werden. Die Fangerlöse wurden meistens bei einem der Ältesten der Fanggemeinschaft geteilt.

Das Zubehör zum Eisgarn auf dem Achterwasser in Zempin:

4 große Garnschlitten, 2 lange Ruten, 2 – 3 Bootshaken, 2 – 3 Eisäxte, 2 – 3 Winden mit Kurbeln, 2 – 3 Krummhölzer zum Festhalten der Schlitten auf dem Eis, 1 Aussteckstange, 2 Gaffeln, 1 Kescher, 1 Schippe, 1 Seil mit 3 Haken, 2 Leinen zu den Ruten, 2 – 3 Rutensucher, 2 Winreeps.

Geräteschlitten mit Halterung für die Winden. Einige Seile zum Festbinden des Garnes auf den Schlitten.

Der Fangerfolg war sehr unterschiedlich. Manchmal war es sehr wenig, konnten es auch tausende von Kilo sein. Wie am 06. Januar 1900 ein großer Fang gezeigt hat. Die Kirche in Koserow erhielt von den dankbaren Fischern einen Leuchter geschenkt, der im Eingangsbereich hängt. Ein Fischer geht nur ernten, er braucht nicht ackern und säen. Den gefangenen Fisch nahmen meistens die Fischhändler. War alles verstaut, die Viertel auf den Schlitten und auch die Geräte, wurde der neue Fangplatz aufgesucht, wo am nächsten Tag sich alles wiederholte.

Das **Einlassloch** und die **Wake** mussten gekennzeichnet werden, meistens mit alten Wiepen.

Nach der Fangzeit wurde das Garn auf Stellagen gebracht und getrocknet.

Stellnetzfisherei

- Bei der Stellnetzfisherei ist die Netzweite der Stellnetze von 32 - 24mm.
- Diese Maschenweite ist für den Heringsfang am besten geeignet- das Stellnetz besteht aus dem „Blatt“ (Garn als Netz geknüpft), dem „Obersimm“ (Seil mit Schwimmkorken) und dem „Untersimm“ (Seil mit Bleistücken)- die Anteile des Netzes wurden aufgeteilt zu 1/8,1/4 oder 1/2 - so viel Netz ein Fischer oder Großbauer hatte, so viel Leute musste man stellen.

Bleinetzfisherei

wird von Fischern in der eisfreien Winterzeit durchgeführt

- somit hat man auch in dieser Zeit keinen Verdienstausschlag
- es ist eine schwere Tätigkeit bei niedriger Temperatur
- mit kleinen Riemen bewegten Booten fährt man in den Abendstunden raus aufs Wasser
- als Fanggeräte wird das Wurfbleinetz mit einer Maschenweite von 70-80 mm benutzt
- die Netze haben keine Beschwerung und kein Simm sie müssen von selber abfallen
- der Obersimm war aus Leisch (eine Bimsart) gefertigt Poppen waren die Schwimmer
- gefangen wird meist Blei, mal Zander oder Hecht auch Lachs, Schnäpel und Quappen
- Besatzung waren 2-3 Mann

NETZE

Eisfisherei

- ist ein altes Handwerk, welches die Zempiner Fischer in der kalten Jahreszeit betreiben. Dazu werden Löscher in das Eis geschlagen in einem Abstand von 15 bis 20 m
- hinter einem Windschutz aus groben Segeltuch wird das Netz hockend aus dem Wasser gezogen
- wenn das Netz gelehrt ist wird es an einer Leine wieder unter das Eis gezogen. Die Netze stehen als „Tücher“ in einer Reihe.

Dies ist eine **Kleinstreuse**, sie war zum Fang von Kleinfisch vorgesehen. Dieser Fisch wurde als Bestich für die Aalangel verwendet. Die Reuse hatte eine mehrere Meter lange Wehr.

Sie darf heute nicht mehr verwendet werden.

Plötzennetze wurden über die Jahrhunderte zum Fang von Plötz und Barsch verwendet.

Anfangs waren sie handgesponnen aus Rollgarn (Flachs oder Hanf), später fabrikmäßig aus Baumwolle. Netze ab Maschenweite 26 mm durften nie im Achterwasser verwendet werden. Heute sind sie erst ab Maschenweite 40 mm erlaubt.

Das ist eine GRIEP für 2 Mann

Sie wurde verwendet zum Fangen von Köderfisch für den Aalfang mit Angeln im Achterwasser. Vor allem Gründlinge und kleiner Weißfisch wurde damit gefangen.

Da es nur noch wenige Gründlinge gibt, wird diese Art von Köderfischfang kaum noch durchgeführt.

Dies ist ein Baumwoll - **BLEINETZ** für die **NACHTFISCHEREI**.

Es ist ein **WARP**- oder **WURFNETZ** ohne Untersimm. Es wird beim Auswerfen etwas auseinandergezogen und muss von selbst auf den Grund abfallen. Es wird durch POPPEN (Schwimmer aus Binsen) an der Wasseroberfläche gehalten. Das Netz hat viel „Loose“, in dem sich der Blei einwickelt.

Vor dem ersten Auswurf musste das Netz „abgestrichen“ werden. Dies wurde oft in der großen Stube des Fischers durchgeführt.

Schnäpelnetz für die Nachtfisherei

Es wird genau sowie ein Bleinetz gehandhabt, nur ist es enger und nicht so tief. Es wird auf flachen Stellen verwendet. Blei- und Schnäpelfisherei werden kaum noch betrieben.

Staknetz

Mit diesem Netz zu fischen wurde im gesamten Odermündungsgebiet betrieben. Es ist ein **Dreiwandnetz** mit viel Schwimmern und viel Bleibeschwerung.

Mit einer langen Rute wurden diese Netze V-förmig ins Schilf geschoben. In den kalten Jahreszeiten war oft viel Fisch im Schilf und der Fang war gut.

Große Mengen Weißfisch, auch Barsch und Hecht, wurden gestakt. Für die Hechte hatte das Netz eine größere Maschenweite. In den Moorecken wurde auch mal Schlei damit gefangen.

Da die Schilfränder stark verschmutzt wurden und der Kleinfisch, wie Plötz, nicht mehr abgesetzt werden kann, wurde diese Fischerei eingestellt.

Jonacker - Fischfanggerät des Achterwassers

Bei der Haushaltsauflösung des Fischers Karl Tiefert in Zempin wurde auch der „JONACKER“ nach vielen Jahren ans Licht gebracht. Auf der Wiese ausgebreitet betrachtete und fotografierte ich dieses Winternetz.

So wie es daliegt, zeigt es, dass dieses Netz nicht sehr tief ist. Die Schwimmer sind aus Kiefernholz geschnitzt. Einige Teile waren neu, andere aus einem gebrauchtem Netz eingearbeitet. Wir sehen einen Buttknüppel und den Steert.

So fragte ich den heute 86 jährigen Fischer Konrad Tiefert, den Cousin von Karl Tiefert und jahrelanger Fischerkollege, was er zu diesem Netz weiß. Er erklärte mir:

Dieses fotografierte Netz ist nur die Hälfte. Den anderen Flügel dazu hatte einst der Fischer Hermann Krüger aus der Feldstraße. Konrad Tiefert hatte als Kind einmal bei den Loddinern gesehen, wie so ein Netz gezogen wurde. Es wird unter dem Eis vom Achter-

wasser auf den Schilfgürtel zu mit den beiden Flügeln gezogen. Die Fischer hatten sich zur Unterstützung zum Ziehen ein Zuggeschirr umgeschnallt, ähnlich wie ein Hund, der einen Wagen zieht. Nur im Gegensatz dazu, liefen sie rückwärts, unter die Stiefel hatten sie eiserne Eissporen geschnürt.

Die Arbeitsgänge waren ähnlich wie beim großen Wintergarn – große Löcher in das Eis schlagen für den Einlass und den Ausgang. Der Weg der beiden vereinigten Tücher wurde mit kleinen Löchern vorbereitet und mit Stangen und Tauwerk unter dem Eis in Ringwadenart, nur von Menschen ohne Winden, gezogen.

Woher das Wort JONACKER kommt und ob es so geschrieben wird, konnte ich nicht ergründen. Konrad Tiefert meint, vielleicht vom Wort Joch – Das Joch ziehen, tragen – von den Tieren, die mit dem Nacken ziehen. Es waren 6 bis 8 Personen nötig, die dieses Netz zogen.

Köderfischfang

Für die Grundangeln im Achterwasser und dem Küstengebiet der Ostsee von Zempiner Fischern in der Vergangenheit und Gegenwart.

Tobs oder Tobiasfisch als Köderfisch

Der Hauptköderfisch für den Aalfang mit Grundangel war, ist und bleibt der Tobis, kurz von den Fischern Tobs genannt. Er ist ein kleiner aalähnlich aussehender Sandfisch, der dicht an der Küste auf den Sandbänken und Kühlen lebt. Oft in großen Mengen und

Schwärmen auftritt, sich aber auch im Sand einwühlen kann. Er liebt aber klares Wasser.

War der Fang reichlich, konnte er oder wurde der Köderfisch lebend in Kästen auf Vorrat gehältert.

Die Wadenfischerei der Küstenfischer

Nach Erzählungen der alten Fischer wurde diese Fischerei in den einzelnen Orten bevor die Netzfischerei sich durchsetzte durchgeführt. Meistens in den Nachtstunden.

Es war ein Schleppnetzgeschirr in der Form ähnlich wie das Sackgeschirr zum Tobsfang für die Grundangeln. Der Netzsack war länger und auch die Netzgarne. Meistens war eine Verengung im Netzsack, eine Kehle eingearbeitet.

Dieses Netz, oder besser Schleppnetz war aus starkem Garn hergestellt und hatte die Maschenweite von 12-14 mm. Mit Leinen versehen wurde es im Halbkreis ausgefahren, mit einem kleinen Ruderboot.

Dann wurde es an Land gezogen, per Hand und mit einem Sielengeschirr. Bevor der Netzsack an Land war, gingen die Fischer

Krabben als Köder

Auch Krabben werden als Köder verwendet zum Aal und Flunderfang. Zum Fang benutze man eine kleine Zeese mit einem eisernen Bügel als Eingang. Dieser Bügel hat eine scharfe Unterkante, die den Sand aufwühlt und die Krabben aufscheucht, dass sie in den Netzsack hinein gehen. Es wurden meistens mehrere Zeesen von einem Boot aus gezogen. Das Fanggebiet sind die Sandbänke, auch dicht an Land. Die Krabben können lebend gesetzt, auf See auf die Angeln gehakt werden oder an Land gehakt und in Mollen in Sand gesetzt werden.

Krabben kann man auch fangen, wenn 1 Mann mit langen Stiefeln oder Wathose eine Zeese auf der untersten Sandbank hinter sich herzieht. Dann werden zum Aalfang möglichst Steinstellen aufgesucht und zum Flunderfang steinfreier Grund gesucht.

Auch Sprotten, kleiner Hering, Ückelei und Stint wurden im Küstengebiet als Köderfisch

Ückelei oder Laich

zum Aalfang im Achterwasser.

Laich ist ein Ückelei, der zum Laichen ins Achterwasser kommt und wird dann auch als Köderfisch zum Aalfang verwandt. Er kann auf mehrere Art gefangen werden, liebt flachen sandigen mit Kraut bewachsenen Grund. Man braucht keine Boote.

Die Zeese kann mit zwei Mann gezogen werden. Allerdings eine Kehle muss drin sein,

aufeinander zu, so dass kein Fisch entweichen konnte. Diese Fischerei erforderte einen glatten Grund, konnte nur an solchen Stellen durchgeführt werde. Acht Mann waren es meistens, die diese Art der Fischerei betrieben.

Nach dem zweiten Weltkrieg wurden größere Boote mit stärkeren Motoren gebaut. Man ging zum Teil dazu über den Köderfisch Tobs mit einem Zuggeschirr, einer Zeese zu tucken. Das heißt mit zwei Booten diese Zeese zu ziehen. Sie musste eine Art Kehle haben und am Eingang mit Schwimmern und am unteren mit einer Kette versehen sein. Ebenso wurde eine Kette als Beschwerung auf jeder Leine angebracht. Gezogen wurde dieses Geschirr entlang der ersten Sandbank. Der Fang war meistens, je nach Wetterlage, reichlich.

verwendet, vor allem bei Zander mit gutem Erfolg.

Da der Köderfisch Tobs nach den ersten Nachtfrösten nicht mehr zu haben war, konnte so mit Köderfisch aus den Achterwasser die Angelei mit Grundschnüren noch weiter durchgeführt werden.

So wurde in der Vergangenheit von den Zempiner Fischern im Achterwasser der Bestich (Köderfisch) für die Grundangeln gezogen. Vereinzelt wurde auch kleiner Plötz oder Barsch verwendet, was aber verboten war.

Auch Regenwürmer wurden für den Aalfang genommen, was aber recht umständlich war und wenig gemacht wurde. Der gefangene Aal auf diese Würmer war nur meistens klein. In der Hauptsache wurde auf die nachfolgenden Arten der Bestich für die Grundangel gefischt.

denn der Ückelei ist ein schnelllaufender oder schwimmender Fisch. Wo es zu tief ist, kann auch mit zwei Booten gezogen werden. Der Ertrag ist manchmal gut, aber nicht immer, da die Aalart, die ihn gern frisst, sich nicht immer im Achterwasser aufhält. Es beißt auch Zander und Barsch auf diesen Köderfisch.

Stint als Köderfisch

Das Achterwasser hat sehr viel Moorgrund auf dem auch der Aal lebt. Um ihn mit Grundangeln zu fangen braucht man Köderfisch, in der Hauptsache Stint.

Dieser Kleinfisch tritt oft in großen Mengen vor allem in Herbst auf und wird auf dem Moorgrund getuckt. Das heißt: Von zwei Booten wird eine Zeese, ein Zuggeschirr gezogen, die Zeese ist mit einer Verengung, einer Kehle versehen. Die Leinen zum Ziehen haben bis zur halben Länge kleine Halbmeter lange Bretter, um den Stint in die Zeese zu

leiten. War kein Tuckpartner vorhanden, konnte bei einem starken Motor die Zeese auch von einem Boot aus gezogen werden. Jedoch mussten Schörbretter vor dem Zuggeschirr angebracht werden, um es weit auseinander zu halten.

Der Fang wird nicht lebend gehalten sondern nach Möglichkeit gleich verwertet. Der Ertrag darauf war oft gut. Nur war der gefangene Aal meist nicht sehr groß. Auch Barsch liebt diesen Köderfisch.

Kaulbarsch als Köderfisch

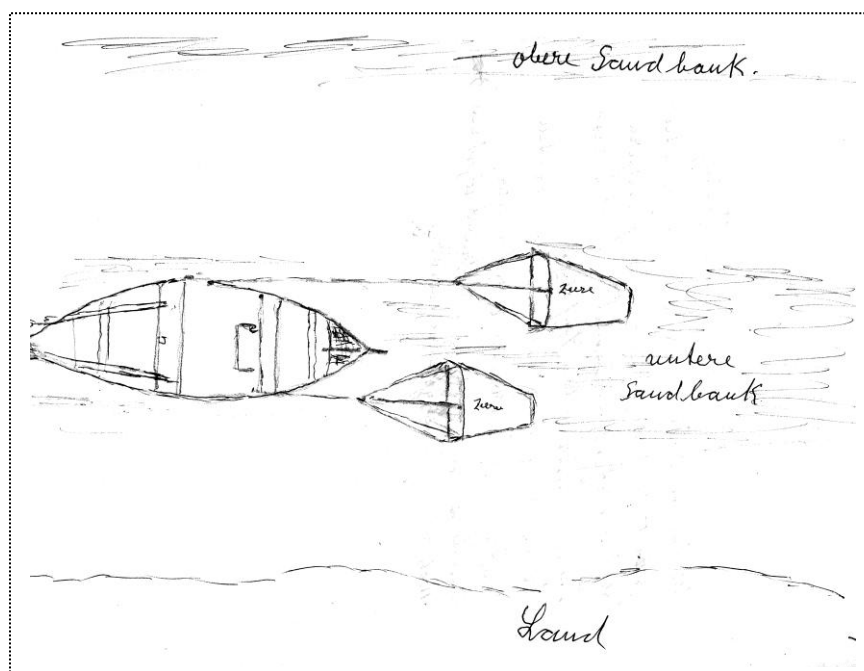
So wurde der Köderfisch Kaulbarsch gefangen, gestreut, wie die Fischer es nannten. Der Fang war oftmals gut. Es war meistens großer Aal bis zu 1 Kilo und mehr, die man mit diesem Köderfisch fangen konnte. Diese Fangmethode

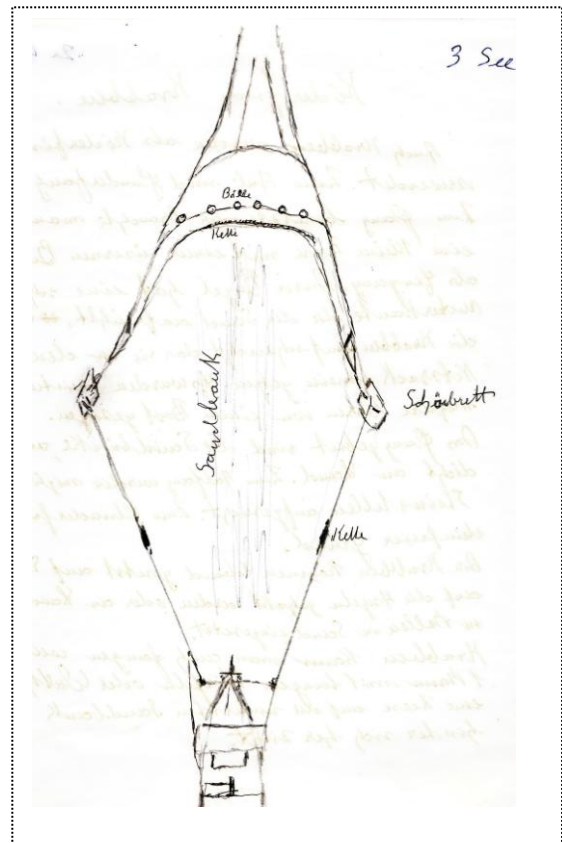
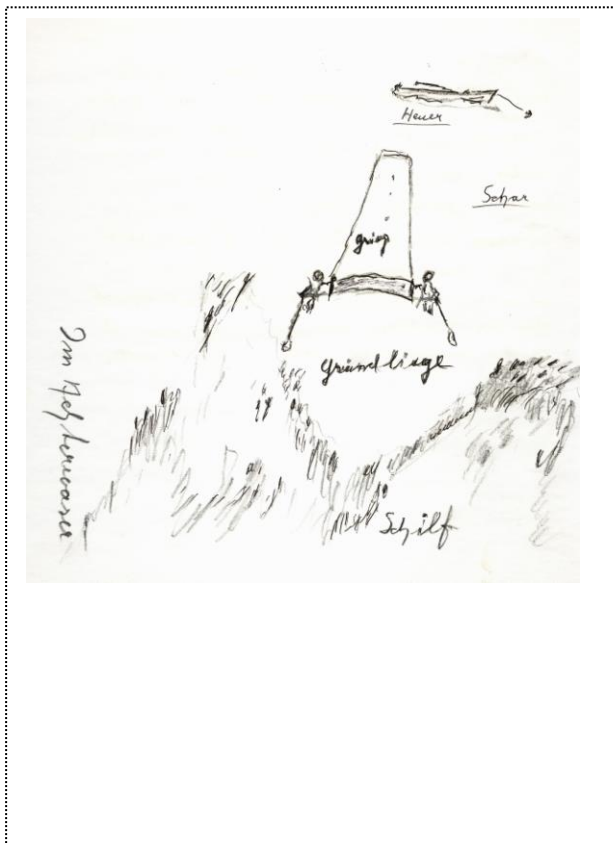
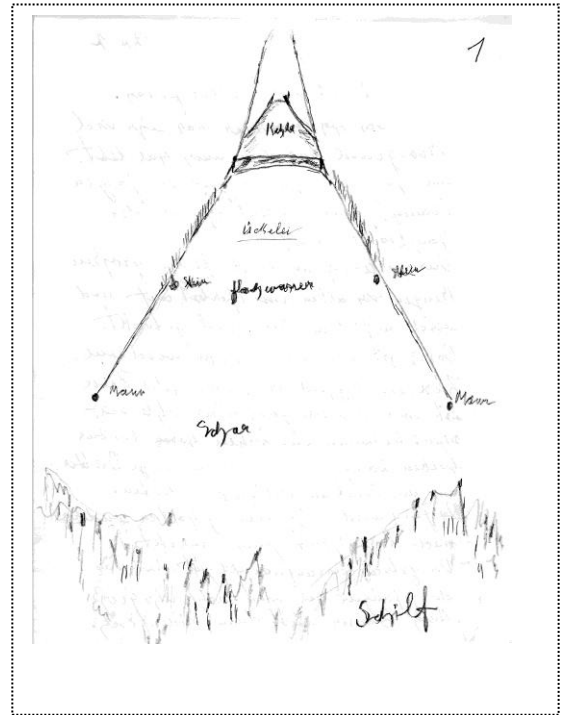
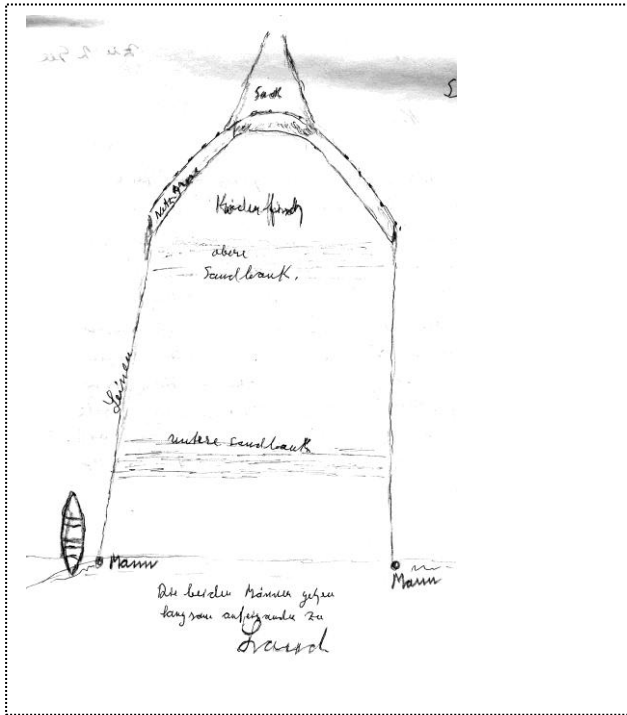
nach Köderfisch wird kaum noch oder auch nicht mehr durchgeführt. Der Aalfang im Achterwasser ging stark zurück. (Siehe Zeichnung)

Gründling als Köderfisch

Der Gründling war einer der beliebtesten Köderfische für die Grundangel im Achterwasser. Der Fang damit meistens gut, wenn auch der gefangene Aal nicht sehr groß war. Er hielt sich besonders auf hellem Sandgrund auf, mit guter Sonneneinstrahlung, in Ecken und Winkeln. Mit einem kleinen

Zuggeschirr einer sogenannten Griep konnte er dort gefangen werden. Aber diese Randgebiete waren von der einsetzenden Wasserverschmutzung besonders betroffen und damit auch der Gründling, das war so schlimm, dass es ihn nur noch wenig oder vereinzelt gibt.





DORFLEBEN

Konrad Tiefert 1999

Die Fischerei in Zempin im Wandel der Zeiten - Überliefertes der Vorfahren und eigene Erfahrungen

Zempin liegt zwischen zwei Gewässern, an der einen Seite das Achterwasser und an der anderen die Ostsee. Die Fischerei hat hier immer eine Rolle gespielt und viele der Einwohner haben sich damit ernährt, wenn auch nach mündlicher Überlieferung zeitweise recht kümmerlich. Eine Verarbeitung gab es damals noch nicht. Räuchern, salzen, kochen und braten waren so die Hauptmöglichkeiten, die man hatte. Die Fänge waren nicht sehr hoch, mit den damaligen zur Verfügung stehenden Netzen. Meist selbst geknüpft, was schon eine mühselige Arbeit der ganzen Familie war. Viele der damaligen Fischer hatten etwas Landwirtschaft mit Viehhaltung von Ziegen, Schafen und manchmal auch einer Kuh. Auch Schweine, Hühner, Enten und sonstiges Vieh wurde gehalten. Brot wurde meist selbst gebacken und so kam man recht und schlecht durch das Leben. Einige hatten auch etwas mehr Land und fischten nur zeitweise. Nannten sich wohl Kätner und Büdner. Der Handel über Land wurde mit Pferd und Wagen betrieben. Oft ging auch der Fischer selbst mit Körben voll Fisch handeln, um etwas mehr zu verdienen. Am Strand wurde in den Salzhütten, einige Reste stehen noch heute, Salz zum Konservieren des Herings gelagert. Nach mündlicher Überlieferung waren es um 40 Fischer in der damaligen Zeit. Wie weit das stimmt weiß man nicht. Nach der Sturmflut 1872 wurde die Anlaufstelle nach Westen verlegt und dort Hütten erbaut. Sie waren aus Lehm - Fachwerk mit Schilf gedeckt und dienten auch zur Unterbringung von Netzmaterial. Die Ernährung war recht einfach. Es wurde natürlich viel Fisch gegessen. Pelltütten mit Hiring, lütten Plötz gebroodt und denn ingelecht in suhr seut Jöot (Soße), Arften mit Speck, Bohneneinpott, Grütt mit Plummen, Brattütten und viel Röokerfisch, Stampftütten mit Kreiken (Kleine frühe Pflaume, Spilling). Vom geschlachteten Schwein wurde ein Teil eingepökelt. Außerdem gab es viel Suppen, Mehl- und Klütersuppen. So sehr üppig konnte man damals nicht leben. Die Insel Usedom gehörte zu Preußen. Eine Schule wurde eingerichtet

damit die Kinder lesen und schreiben lernten. Da außer der Fischerei kaum Verdienstmöglichkeiten waren, gingen viele Fischeröhne zur Seefahrt und kehrten oft erst nach Jahren, manchmal auch nie zurück. Die Zurückgekommenen übernahmen dann die Fischerei ihrer Väter und gründeten eine Familie. Die Häuser mit Stall waren einfach, Lehmfachwerk mit Schilf gedeckt. In der Küche hatte der Herd einen offenen Schornstein. Der Fußboden aus Lehm, später mit Mauersteinen ausgelegt. Der Schlafraum hatte ein ausziehbares Bett mit Strohsack, in dem zur Not mehrere Familienmitglieder schlafen konnten. Die Fischerei von der offenen Küste war natürlich durch Witterungseinflüsse auch Gefahren ausgesetzt. Segeln und Rudern waren die Fortbewegungsmittel. Schon das Ablegen von Land bei Seewind machte Schwierigkeiten und erforderte Erfahrung. Genauso das Anlanden mit vollen Netzen durch die Brandung war gefährlich. Plötzlich aufkommender Sturm hat über die Jahre Opfer gefordert. Erst der Einbau der Motoren brachte etwas mehr Sicherheit. Durch die Seefahrt kamen die Fischersöhne weit herum, auch im Ostseeraum und brachten viele Neuerungen mit. Auch der Bootsbau änderte sich. Man ließ breitere seetüchtige, aber flachgehende Boote mit Mittelschwert bauen. Vor der Jahrhundertwende lief nach und nach der Bäderbetrieb an. Ein neuer Erwerbszweig entstand mit vielen neuen Häusern am Wald. Auch der Fischabsatz verbesserte sich. Räuchereien entstanden. Da es noch keine Fahrräder und die entsprechenden Straßen gab, gingen die Fischer zu Fuß von zu Haus zum Strand, meistens mit Holzpantoffel. Auf dem Wasser wurden Lederstiefel getragen, lange Stiefel aus Rindsleder, die nur besondere Schuhmachermeister herstellen konnten. Sie mussten wasserdicht sein. Ölmäntel aus Leinen mit Firnis einigermaßen dicht gemacht und ein Hut aus demselben Material, der sogenannte Südwester, gehörten zur Ausrüstung des einzelnen Fischers. Die Segel der Boote, anfangs Spritsegel, wurden mit Ocker und Talg heiß getaucht, sahen dadurch braun

aus. Zur Mannschaft eines Bootes gehörten meistens drei Mann. Das Fischauspulen auch - abpflücken genannt, ging so vor sich: Das mit viel Hering volle Netz wurde aus dem Boot geholt, mit mehreren Mann an Land getragen und auf ausgebreitete alte Decken auf die Erde gelegt. Die Frauen pulten nun den Hering ab, kniend auf einem Strohkissen. Es war recht beschwerlich. So wurde Netz um Netz ausgepult. Die Boote wurden entweder hinter der ersten Sandbank flott verankert oder mit langen Stangen oder Bohlen quer aufs Land gebracht, dies war immer sehr schwierig, aber man half sich gegenseitig. Die Aalangelei brachte in der Sommerzeit zwar mehr Geld, war aber mit viel Umstände und Arbeit verbunden. Die Schüre waren aus Hanf, später Baumwolle und mussten nach jedem Fang gewaschen, getrocknet und die Angel gebürstet werden. Danach wurden die Mollen zu neuem Einsatz fertig gemacht. In einer Molle waren so um die 180 Haken. Gefangen wurde Aal, Zander, Hornfisch, Dorsch auch mal Steinbutten, Barsch und Flundern. Als Köderfisch wurde Tobs oder Tobias, ein kleiner Sandfisch, der in Massen auftritt, verwendet. Bei ungünstiger Witterung gab es den aber nicht. Der wurde so gefangen: Von Land wurden Leinen abgeworfen, an deren oberen Ende ein Netzsack angebracht war, bis zur ersten Sandbank und dann wieder an Land gezogen. Zempin gehört auch heute noch zum Kirchspiel Koserow und die Toten wurden auf dem dortigen Friedhof beigesetzt. Als die Kaiserliche Marine entstand, wurden auch wehrpflichtige Fischersöhne zur Marine eingezogen. Sie mussten oftmals auf Schiffen auch noch Segelschiffen dienen und auch Auslandsreisen mitmachen. So lernten Einige noch die damaligen deutschen Kolonien kennen, auch Länder wie China und Japan. Sie konnten später ihren Fischerkollegen viel erzählen von ihren Erlebnissen.

1911 wurde die Eisenbahn bis Zinnowitz gebaut und damit bekamen die Seebäderorte erneut Auftrieb. Hotels wurden gebaut und jede Fischerfamilie vermietete alle irgendwie abzugebende Räume, oft mit Verpflegung, denn viele Gäste wollten in einem Fischerdorf auch viel Fisch, vor allem auch Aal essen. So kamen einige Fischerfamilien zu einer kleinen Nebeneinnahme. Dann kam der Krieg 1914 - 1918 und einige jüngere Fischer mussten sich

bei der Marine stellen. Die Fischerei ging aber weiter, auch die Garnfischerei im Winter auf dem Achterwasser. Durch die Länge des Krieges war Fisch sehr gefragt. Nach Kriegsende kamen die Fischer und es wurde viel diskutiert über die Revolution in Kiel auf den großen Schiffen. Die Fischerei ging auf die alte Art weiter. Es kam die Inflation, die sich verheerend auf den Besitzstand einiger Fischer auswirkte. Einige wanderten nach Kanada aus. Man fing nun an die Boote mit Motoren auszurüsten. Zuerst mit Benzinmotoren, die größeren Boote mit 12 PS und die kleineren Boote, die Angler, mit 6 PS. Man konnte nun weiter entfernt liegende Fangplätze aufsuchen und war viel beweglicher. Leider liefen diese Motoren nicht lange langsam und nahmen den Fischern bei der Arbeit nicht das Rudern ab. Erst als die ersten Dieselmotoren und Glühkopf aufkamen, war das für die Fischer eine Erleichterung. Der Fang nach dem Krieg war nicht schlecht, denn durch die Auswirkung des Krieges war dem Fisch nicht so stark nachgestellt worden, auch im Achterwasser machte sich das bemerkbar. Durch die große Arbeitslosigkeit um die 30iger Jahre suchten viele Handwerker, Maurer und Zimmerleute, sich in der Fischerei zu betätigen und so nahm die Anzahl der Fischer zu. Nach 1933 kam dann ein umgekehrter Vorgang. Durch die stark schwankenden Preise (2 Pfennig für das Kilo Hering kam vor) war das Einkommen der Fischer sehr gering und der Staat nahm keine Steuern. Nur eine Seeunfallversicherung mussten die einzelnen Fischer zahlen. Der Bäderbetrieb hatte sich weiter vergrößert und damit auch der Absatz von Fisch und der Verdienst. Aal, Flundern und Zander waren begehrte Sorten. Flundern wurden zu der Zeit von den größeren Booten gefangen, die bis oberhalb der Greifswalder Oie und Göhren/Rügen fuhren. Die Flunder- und Heringsnetze waren aus Baumwolle und mussten nach dem Fang getrocknet und zu neuem Fang wieder fertig gemacht werden. Um eine zu starke Fäulnis zu verhindern, wurden die Netze mit Kienteer und Petroleum etwas imprägniert. In dem der Weimarer Republik folgenden Staat wurde die Haffgenossenschaft gegründet. Zu sagen ist noch, dass in den 20iger Jahren ein Fischerverein bestand, der sich um die Materialbeschaffung bemühte und die Interessen der Fischer auch von Zempin vertrat. Nach der

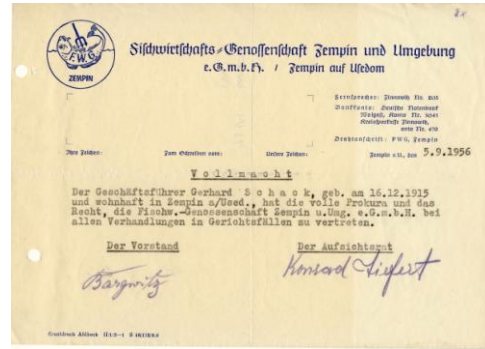
Gründung der Haffgenossenschaft mit Sitz in Swinemünde wurden die Preise, die der Handel den Fischern zu zahlen hatte, weitgehend festgesetzt. Vergessen darf nicht die Herbstprottenfischerei werden, um die dreißiger Jahre, die von den Zempiner Fischern durchgeführt wurde und manchmal einen guten Verdienst brachte. Im Frühjahr war im Achterwasser der Barschfang recht gut und dann der Aalfang, dem mehrere Zempiner Boote nachgingen. War die Schonzeitpacht abgelaufen (eine Vergünstigung vom Staat), wechselten die Boote zum Strand, um dort weiter den Aalfang zu betreiben bis zum Herbst. Dann ging ein Teil wieder zurück zum Achterwasser. Das wiederholte sich jedes Jahr.

Dann kam der Zweite Weltkrieg. Als erstes der Polenkrieg. Ein Teil der Fischer, und zwar Teilnehmer des ersten Weltkrieges, wurden zum Zoll längs der Küste eingezogen, wohl so eine Art Küstensicherung. Kamen dann aber wieder zurück. Dafür wurden die wehrpflichtigen jungen Fischer zur Marine eingezogen, die zum Teil schon den Arbeitsdienst hinter sich hatten. Der Nachwuchs in der Fischerei in Zempin war nur sehr gering. Zwei Jungens waren nach der Schulentlassung 1933 in den nächsten Jahren bei ihren Vätern in der Fischerei tätig. Einige Jahre später kamen noch ein paar dazu, die aber nicht ständig darin waren. Die beiden Erstgenannten mussten in den Krieg (Marine). Einer überlebte, der Andere nicht. Im Verlauf des Krieges wurden auch einige ältere Fischer, die schon Familie hatten, eingezogen, meist zur Marine. Ansonsten ist der geringe Nachwuchs darauf zurückzuführen, dass die Fischerei in vielen Dingen sehr umständlich war und oft, wie bei der damaligen Angelei, die ganze Familie beschäftigte, bei nur niedrigem Verdienst. So zogen es viele Fischersöhne vor einen Handwerksberuf zu erlernen, wie Maurer, Zimmermann, Schlosser usw..

Nach dem verheerenden Krieg unter russischer Besatzung sah es in der Fischerei ganz anders aus. Alles Essbare war sehr knapp und die Nachfrage nach Fisch wuchs. Einige aus dem Krieg zurückgekommene junge Leute versuchten sich in der Fischerei, indem sie bei älteren Fischern mit einstiegen. Es kam zur

Zwangsablieferung unter russischer Aufsicht.

Die vollen Netze mit Heringen wurden nun auf Tischen abgepflückt, auch ein Schutz gegen Witterung wurde vereinzelt aufgestellt. Der Fisch wurde direkt an der Anlandestelle nach dem Auspulen abgewogen und abgeliefert. Es wurden Sollpläne aufgestellt und bei guter Ablieferung gab es Naturalien. Der Schwarzhandel fing an und Händler aus dem Binnenland brachten Töpfe, Krüge und vieles Andere im Tausch gegen Fisch. Auch Plötz aus dem Achterwasser wurde geräuchert und zum Tausch angeboten. Wie erzählt wurde, stand der Posten am Strand an den Tischen und sah interessiert den Frauen beim Auspulen des Herings zu, die Russen konnten meistens etwas deutsch. Die Frauen unterhielten sich bei der Arbeit und eine Fischerfrau war dabei, die besonders viel und sehr schnell sprach, so dass niemand zu Wort kam. Der Posten hatte sich das eine Weile staunend mit angehört, und als sie mal eine Pause einlegte, festgestellt: "Frau wie Maschine" und alles hat gelacht. Räucheraal wurde sehr teuer und manche Ersatzteile, die es sonst kaum noch für die Motoren gab, wurden damit besorgt. Einige Fischer aus den Ostgebieten kamen auch in Zempin hinzu. Neue gelieferte Netze wurden unter die große Zahl der Fischer aufgeteilt. 1948 kam es nach vielen Diskutieren im damaligen Pommernhaus zur Gründung einer Fischwirtschaftsgenossenschaft eGmbH. mit Sitz in Zempin. Eine ehemalige Zuckerstangenfabrik (glasierte Nußstangen) sollte genutzt werden. Man wollte räuchern, salzen und eine Fischverarbeitung aufbauen. Der Grundgedanke war, den Fisch so billig wie möglich an den Verbraucher zu bringen und den Zwischenhandel nach Möglichkeit auszuschalten. Dieser Genossenschaft schlossen sich die Fischer von Zinnowitz, Koserow, Kölpinsee, Loddin und Ückeritz an. Geschäftsführer wurde ein äußerst tatkräftiger Mann, der aus dem Nichts, was damals vorhanden war, noch etwas gemacht hat. Vorsitzender wurde ein Fischer. Fischer waren auch der Vorstand und der Aufsichtsrat. Gearbeitet wurde nach einem Statut. Dann kam die Geldentwertung und machte den Anfang noch schwieriger.



links: Gebäude der FPG, Betriebsfest- vorn links Lieschen und Konrad T., Fang abwiegen - Konrad und Karl, und am Strand.

rechts: Unterschrift Aufsichtsrat, Konrad der Redner, Logo der F.W.G. später auch der FPG



Um überhaupt in Gang zu kommen, musste Kredit aufgenommen werden von der Gewerbebank. Der Zinssatz war sehr niedrig.

Die Bank überwachte alles und nahm auch an Sitzungen des Vorstandes teil und vor allem an den Hauptversammlungen. Der Fisch wurde

jetzt über die Genossenschaft erfasst. Leider war auch die Anschaffung von Transportfahrzeugen sehr schwierig. Am Strand selbst wurde der Fisch mit Pferd und Wagen zu einer Stelle zusammengefahren, wo er mit Hilfe eines Schienenstranges zur Abfahrt per Handwinde hochgezogen wurde. Die Boote wurden kaum noch quer mit Bohlen aufgetragen. Man zog sie rückwärts oder auch von vorne auf. Mit Haken und Seile, mit Handwinden und sogenannten Göpelwinden mit Zwischenblöcken. Die Handwinden waren meistens von großen Schiffen abgebaute Ankerwinden. Der Fischpreis war gut und fest, und so hatten die voll tätigen Fischer einen guten Verdienst. Leider waren die Fänge mit den Baumwollnetzen nicht sehr hoch und die Netzbeschaffung schwierig, alles musste genau eingeteilt werden, auch Simme, die auch aus vergehendem Material waren. Die Netzbestellungen liefen anfangs über die Genossenschaft mit der Herstellerfirma, später über die Gerätestation Karlshagen. Da die damalige DDR (Deutsche Demokratische Republik) eine Planwirtschaft hatte, war auch die Fischerei in diesem Plan und so bekam die Genossenschaft ein Soll in den einzelnen Fischarten, dass auf die einzelnen Fischer aufgeteilt wurde. Der erste Geschäftsführer verließ die Genossenschaft bei Nacht und Nebel. Den Grund wusste Niemand. Er hatte aber Meinungsverschiedenheiten mit einigen Leuten von der SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands). Der Nächste war ein fähiger Mann, aber leider sehr dem Trunk ergeben. Er wollte eine Fertigungsstraße, eine Fließbandproduktion für Kleinstverpackungen aufbauen, so für eine Person. Er hatte es ausgearbeitet, aber es wurde nicht genehmigt. In dieser Zeit wurden neue Dieselmotoren angeschafft. Einige Boote gingen auf zwei Mann Besatzung. Aber immer noch wurden zur Sicherheit Segel mitgeführt. Der Herbsthering wurde nun auch gefangen von weiter entfernt liegenden Fangstellen. Einige Jahre gab es im späten Oktober bis Anfang November Flundern zu fangen, was aber wieder nachließ. In diesen 50iger Jahren wurde im Achterwasser von den Zempiner Fischern noch die Eisbleinetzfischerei durchgeführt, die manchmal guten Ertrag brachte. Das ging so vor sich: War die Eisdecke stark genug, wurde ein Schlitten mit dem nötigen Handwerkszeug

ausgerüstet. Dazu gehörten zwei Eisäxte, zwei Bootshaken, eine Schippe, eine Leine, eine lange Rute mit Stropp zum Anstecken der Leine, die Netze in großen Maschenweiten, Steinstückchen mit Schlaufen und Stöcke, die quer über das Eisloch gelegt worden. Dann suchte man per Schlittschuh oder auch zu Fuß die Fangstelle auf. Ein Loch wurde in die Eisdecke geschlagen und die lange Rute reingeschoben, wobei der Stropp mit der Schlaufe auf dem Eis blieb. Die Leine wurde nun mit der Rute über die Schlaufe verbunden und noch etwas voraus geschoben. Am Ende der Rute wurde wieder ein Loch geschlagen und die Rute mit dem Bootshaken eine Länge voraus getrieben, bis die ungefähre Länge des unter das Eis zu ziehenden Netzes erreicht war. Mit der Leine wurde nun das Netz untergezogen, bis zu seinem Ende. Jetzt wurde ein Stein $\frac{1}{3}$ eines Mauersteines auf alte Endschlaufe des Netzes gehängt, ungefähr $\frac{1}{2}$ Meter und der Stock durch diese Endschlaufe geschoben und quer über das Eisloch gelegt. Die Steine waren nötig, da das Netz nicht direkt an dem Eis liegen durfte, wegen dem Anfrieren. Dies alles wiederholte sich, bis die Netze alle unter dem Eis waren. Am nächsten Tag oder auch Tage später wurden die Netze nachgesehen. Das ging so vor sich: Die Leine wurde beim zweiten Loch angesteckt und das Netz zum Anfangsloch zurückgezogen. So wurde Netz für Netz nachgesehen. Die Fänge waren manchmal recht gut, aber der Absatz von Blei wurde immer schwieriger. Zu sagen ist noch, die Schwimmer an den Netzen waren Poppen, die nur an einem Ende am Simm angebunden waren, wenn sie angefroren waren, konnte man sie abreißen.

Eine weitere Fischerei die damals noch ausgeübt wurde war die Staknetzfisherei. Sie wurde von Zempiner Achterwasserfischern ausgeführt. Aber es war meistens Kleinfisch und auch der war nicht mehr gefragt. Die Staknetze waren Dreiwandnetze, wobei die Außenwände große Maschen hatten.

Da das Statut die Bildung von Fonds vorsah, war auch ein Kulturfonds gebildet worden. Die dort eingezahlten Gelder wurden für Fischerfeste verwendet, die beliebt und gut besucht waren. Verkaufsstellen sollten eröffnet werden, aber der staatliche Handel kam dem zuvor und so wurde das nichts. Die

Räucherei und Verarbeitung zu Marinaden lief aber an. Die Sollaufgabe wurde von Jahr zu Jahr höher und war mit dem herkömmlichen Fischfangmaterial kaum zu schaffen. Da kamen die Netze aus Dederon (Nylon) auf. Diese hatten aber beim Heringsfang kaum eine Steigerung zu verzeichnen, aber bei den Flundernetzen machten sie sich gut, waren aber nicht knotenfest, das heißt, die Maschen verzogen sich sehr. Nach Rücksprache mit den Herstellern besserte es sich etwas. Auch Simme aller Arten wurden nun von diesem Material hergestellt. Bei den Aalschnüren war das ein großer Vorteil, die Schüre konnten gleich in andere Mollen zu neuem Fang umgesetzt werden. Das war für die Grundangelei wirklich ein Vorteil. Außerdem kam allmählich Bleisimm auf, auch für Heringsnetze, was ebenfalls ein Vorteil war. Das Einschnüren von Steinen in Schlaufen am Untersimm war nicht mehr nötig, was eine ziemliche Übung und Fingerfertigkeit erforderte. Im Januar 1960 kam es zu einer Abspaltung einiger Fischer von Loddin und Kölpinsee. Sie gründeten eine neue Genossenschaft eine FPG und nannten sie: "Gold des Meeres" Kölpinsee mit Sitz in Zempin. Die Zempiner Fischer haben sich lange nicht überreden lassen dieser FPG beizutreten. Aber die Vorteile, die man ihr gewähren wollte, waren zu offensichtlich. Drei Monate später traten auch die Zempiner Fischer dieser Genossenschaft bei. Der damalige Staat wollte diese Entwicklung voran treiben und förderte sie auf jede Art und Weise. Vorsitzender wurde ein Fischer aus Kölpinsee. Nach Aufkommen der Monofilnetze begann eine große Steigerung der Fänge und damit auch vom Verdienst, trotz aller Abführungen in die einzelnen Fonds von 10%. Es begann eine Verdienstentwicklung, wie sie die Fischer noch nie vorher erlebt hatten. Das Fangsoll wurde nun immer weiter gesteigert. 23 - 24 Tonnen an Hering pro Jahr auf den Mann. Doch war das arbeitsmäßig eine gewaltige Belastung für den Fischer. Ohne die Ehefrauen oder sonstige Hilfe wäre es nicht möglich gewesen, die großen Fänge zu bearbeiten. Diese Monofilnetze mussten aber auch erst einsatzbereit gemacht werden, denn die Fabrik lieferte nun das Netzzeug, außerdem waren sie sehr teuer und anfangs nicht knotenfest. Um den Fischern die Umstellung

auf diese Netze zu erleichtern kam es zur Warenrückvergütung. Das heißt, bei gutem Fang übernahm der Staat die entstehenden Kosten. Leider war nicht genügend Material da, um diese Gelder voll zu nutzen. In dieser Zeit wurden E-Seilwinden aufgebaut und vier Räderwagen angeschafft, mit denen der Hering vom Boot weg zu den Tischen oder auf die Düne gezogen wurde, wo die Frauen ihn meistens in den Buden abpulen konnten. Auch die Boote wurden über Blöcke aufs Land gezogen und später zum Einsatz auch wieder runter. Das alles war eine Erleichterung für den Fischer. Aber auf der anderen Seite musste er den Fisch selbst bis zur Erfassungsstelle bringen, abwiegen, in Holzkisten schütten und vereisen, was eine ziemlich anstrengende Arbeit war.

Zur kulturellen Entwicklung ist noch zu sagen, anstelle von Fischerfesten traten nun Reisen, die sehr beliebt waren. Da die Küste Grenze war, waren die Sicherheitsbestimmungen streng. Die Boote mussten vor der Ausfahrt ab und nach der Rückkehr zurück gemeldet werden. (Telefone am Strand mit extra Leitung) Außerdem musste ein Fahrtenbuch mit entsprechenden Daten geführt werden. Es waren zu der Zeit noch 7 - 8 Boote, die dem Fischfang in Zempin nachgingen. Die Erfassungsstelle im Kieferngrund war erst ein Bretterschuppen, wurde dann aber von den Fischern selbst zu einem massiven Gebäude ausgebaut und zwar in Gemeinschaftsarbeit. So entwickelte sich alles weiter.

Dann kam die Wende, der Anschluss an den westlichen Teil Deutschlands, mit einem vollkommen anderen Wirtschaftssystem. Die Umstellung war von vielen Fischern kaum zu verkraften. Die Zahl der Fischer nahm ab. Nachwuchs war wenig da. Den paar jungen Menschen, die sich die Fischerei als Beruf erwählt hatten, mit mehreren Jahren Lehrzeit und Abschlussprüfung, die nun in diesem Beruf tätig wurden, verweigert man Pachtungen in den Binnengewässern. Bei den großen Preisschwankungen sind diese jungen Leute kaum in der Lage eine Familie zu gründen und zu ernähren. Wenn diese Entwicklung anhält, wird die Ausübung der Fischerei, hier von der Küste aus, noch mehr zurückgehen, und wird nach Worten eines Fischers aus Loddin-Kölpinsee in Zukunft nur noch Legende sein.

Ostseebad Zempin

Ein Fischerdorf an der schmalsten Stelle der Insel Usedom

Ein paar Großbauern mit ihrem Gesinde waren wohl die ersten Einwohner. Durch den Fischreichtum der Gewässer angezogen, kamen neue Ansiedler vom Festland. Sie mussten aber von irgendetwas leben. So bekamen sie etwas Land zugeteilt. Fischerei und Landwirtschaft wurden ihre Standbeine. So konnten sie sich schlecht und recht mit Kleinvieh ernähren. Der Boden war mager, bis auf einige wenige Stellen waren es ehemals Dünen, Wanderdünen bewachsen mit Gras und Büschen, es musste ausreichen eine Familie zu ernähren. Achterwasser und Ostsee brachten genügend Fisch.

Die Insel Usedom gehörte zum Herzogtum Pommern. Wolgast war die Regierungsstadt. Die die Fischerei ausübenden Bewohner waren abgabepflichtig. Ein eingesetzter Aufseher sorgte für die Erfüllung dieser Pflichten, er wurde mit Kieper bezeichnet. Die Häuser wurden mit Schilf gedeckt, das es am Achterwasser gab. So wurden Fachwerkhäuser, Ställe und Scheunen gebaut. Das Material waren hauptsächlich Lehm und Holz. So entstand langsam das alte Dorf Zempin am Achterwasser.

Seine Bewohner waren einfache Menschen, die keine großen Ansprüche an das Leben stellten. Zempin gehörte von der Kirche aus zu Koserow und die Toten wurden im dortigen Friedhof beigesetzt. Es war wenig Geld im Umlauf, aber allmählich durch den Verkauf von Fisch und Vieh und auch Tauschhandel änderte sich das. Die damaligen Fischer und Bauern konnten weder lesen noch schreiben. Sie nannten sich nun Fischer, Käthner und auch Büdner. Ihre Sprache war das niederdeutsche Platt. Der Handel mit bäuerlichen Erzeugnissen entwickelte sich, Fischhändler kamen auf. Ziegen wurden sehr viel gehalten, auch Schafe und manche, die noch Wiesen mit bewirtschafteten, hatten auch eine Kuh. Alles brachliegende Land wurde beackert, kleinere Flächen mit dem Spaten, Pferde kamen auch zum Einsatz. In der Hauptsache wurde Korn (Roggen) angebaut und Brot selbst gebacken. Eine Windmühle, nach den Erzählungen auf

dem Gartenberg (jetzigem) sorgte für Mehl. Fisch kam oft auf den Tisch, allerdings musste eine bestimmte Menge an den herzoglichen Hof in Wolgast an Edelfisch geliefert werden: Zander, Hecht, Lachs, Wels. Zu dieser Zeit gab es noch vereinzelt Stör. Anfangs spielte das Achterwasser beim Fischfang eine große Rolle. Es war sehr fischreich, besonders an Klein- und Weißfisch. Im Herbst wanderten große Fischschwärme durch den Peenestrom in das Achterwasser, die dann dort von den ortsansässigen Fischern rund um das Achterwasser befischt wurden.

Ein Teil von ihnen fischte auch in der See, obgleich die heutige Waldstraße noch nicht bebaut war. Der Zugang zum derzeitigen Fischerstrand war in Verlängerung der jetzigen Fischerstraße durch Wald und Dünen. Östlich davon erstreckte sich ein Gebiet mit Wiesen und Weiden, wo Vieh gehalten wurde.

Da es keine Netzfabriken gab, mussten die Fischerfamilien die Netze selbst stricken. Als Garn wurde feine Hanfschnur verwendet. Oft war, nach den Erzählungen, die ganze Familie an dieser Netzherstellung beteiligt. Ein Verlust der Netze durch Sturm war immer sehr hart.

Als Beleuchtung dienten später Petroleumlampen. An den langen Winterabenden wurden die Netze hergestellt und dabei viel erzählt, was in den einzelnen Dörfern so passiert war.

Die Räume der Fachwerkhäuser waren einfach eingerichtet. In der Diele war der Fußboden meistens aus Lehm, vereinzelt später mal aus Holz, so auch in den anderen Räumlichkeiten. Die Betten in den Schlafräumen hatten Strohsäcke und waren oft für die ganze Familie vorgesehen. Die Notdurft wurde meistens im Freien verrichtet und diente manchmal noch als Dünger für den Garten. Ein Herd mit offenem Schornstein in der Küche, den sogenannten Wiem, wo auch Esswaren angeräuchert wurden. Da es keine Kartoffeln gab, wurde viel Brot und Grütze als Mittag gegessen, auf verschiedene Art zubereitet. Es gab auch Mehlklüttersuppe, Brotsuppe, viele Fischgerichte (weiß- oder braungekocht) und

der Fisch wurde gebraten, geräuchert und gesalzen. Als die Kartoffeln angebaut wurden, kamen viele Gerichte dazu. Unter anderem auch Stampfkartoffeln mit Kreiken (kleine Pflaumen) und Pellkartoffeln mit Stippe (Soße aus gebranntem Mehl), Bratkartoffeln mit Speck, Pellkartoffeln mit Hering usw.

Man fing an etwas Gemüse im Garten zu pflanzen. Viele Einwohner mussten das Trinkwasser von weither holen, was sehr beschwerlich war. Hatte man ein Schwein oder Vieh heran gefüttert, war es meistens der Wintervorrat. Zusammen mit viel Fisch reichte es. Brot wurde ja selbst gebacken. Obst – Äpfel und Birnen hat man sehr bald selbst gepflanzt. Außerdem gab es Wald- und Wildfrüchte. Die Öfen in den Stuben waren mit Lehm erbaut und oft mit Ziegenblut gestrichen. Es gab auch Kamine. Aus den Fellen der geschlachteten Kleintiere konnten Jacken und Hosen gefertigt werden. Schafe brachten Wolle zum Spinnen. So wurde vieles selbst hergestellt. Schuster und Schneider siedelten sich rasch an und waren gefragte Leute.

Man hatte Kuh- oder Ziegenmilch, man konnte buttern und hielt Hühner und Enten.

Holz für den Ofen war im Winter oft ein Problem. Es wurde in den umliegenden Wäldern gesammelt und auf dem Rücken nach Hause getragen. Alles wurde verwertet.

Angetriebener Seetang war guter Dünger für Feld und Garten. Die Wege in und außerhalb des Dorfes waren einfache Feldwege, die zu den beackerten und bewirtschafteten Wiesen gingen. Die heutige Rieckstraße hatte eine Verbindung zur Nachbarortschaft Koserow und wurde Kuhstraße genannt. Viele Felder und Wiesen der Einwohner lagen östlich vom Ort und viel Vieh wurde dort gehalten und dort hingbracht.

Geheiratet wurden oft Mädchen aus den Nachbarschaft, aber auch aus den Nachbarorten Koserow, Loddin und Ückeritz. So entstanden große Verwandtschaften. Man sieht es noch an den Familiennamen in diesen Orten.

1720 kam die Insel Usedom und damit auch das Dorf Zempin zu dem Königreich Preußen und damit unter deren Gesetze und Bestimmungen. Vorher gehörte es zu Schweden. Diese hatten viel Landvermessungen und Eintragungen durchgeführt. Doch dann kam die sogenannte Franzosenzeit mit ihren Bedrückungen und dann wieder die Preußen, unter ihnen wurde die Leibeigenschaft aufgehoben. (1808 – 1809)

Diese Aufzeichnungen wurden von dem Küstenfischer Konrad Tiefer nach den Erzählungen und Überlieferungen zu seiner Zeit alter Fischer gemacht, um sie weiterzugeben über die Generationen

Zempin im Jahre 2004

Der lange Weg des Fischerdorfes Zempin zum anerkannten Badeort

Diese Aufzeichnungen sollen mit helfen zu zeigen, wie sich der Ort über die Jahrhunderte vom kleinen Fischerdorf zum Badeort gewandelt hat. Seine Einwohner, meist Fischer und Kleinbauern, mussten fleißig arbeiten um leben zu können.

Die Besucher sind begeistert von der schönen Lage des Ortes zwischen zwei Wassern. Die Ostsee – der Sandstrand mit Dünen, Wald, Wiesen und Felder und dazu das schöne Achterwasser. Alles ist da, was das Herz und die Augen erfreut.

Nach dem zweiten Weltkrieg lief auch der Bäderverkehr langsam wieder an. Zum Bauen fehlte es an Material, alles war knapp oder gar nicht zu haben. Trotzdem wurde Einiges

gebaut. Jeder entbehrliche Raum wurde für die Urlauber abgegeben und bereitgestellt.

Erst nach der Vereinigung beider Teile Deutschlands begann eine schnelle Weiterentwicklung unter der Leitung einer tüchtigen Bürgermeisterin, Frau Hilde Stockmann, und mit Fördermitteln vom Staat wurden Wege und Straßen erneuert und angelegt, neue Gaststätten eröffneten. Rastplätze mit Sitzbänken laden zum Verweilen ein. Neue Häuser wurden gebaut und alte meist überholt und mit einem neuen Anstrich versehen. Kulturelle Veranstaltungen sorgen für Abwechslung.

So konnte sich das kleine, am Achterwasser gelegene, Fischerdorf zu einem anerkannten Badeort entwickeln.

Zempin im Januar 2003

Die Fischerfrauen der Insel Usedom

Solange die Insel besiedelt wurde, wird es auch Fischfang gegeben haben. Landwirtschaft und Fischerei waren wohl immer die Lebensgrundlagen von Anfang an. Nur die Methode, die Art den Fisch zu fangen, haben sich im Laufe der Jahrhunderte geändert. Die Haltbarkeit der Garne, der Aalschnüre, der Reusen, der Netze oder Simme. Mit wie viel Ausdauer und Geduld mussten über Jahrhunderte die Netze selbst gestrickt werden. Hanfgarn war meistens das Rohmaterial. Die ganze Familie musste da mithelfen, oft bis in die Nacht und dann mit Petroleum- oder Tranlampe.

Die Hausfrau hatte zusätzlich noch die Wirtschaft zu versorgen. Nach den Erzählungen alter Fischer mussten die Frauen am Außenstrand immer mithelfen die Fische aus den Netzen zu pulen, auch an kalten Tagen. Das Achterwasser, früher auch Lassansches Wasser genannt, war recht fischreich zu jener Zeit und so wurden Siedler vom Festland angesiedelt und es entstanden die Dörfer rund ums Achterwasser. Nach alten Urkunden und Überlieferungen kamen einige dieser Siedler aus der Gegend von Altwarp. Mit etwas Landwirtschaft und Fischfang konnten sie leben. Sie waren aber abgabepflichtig. Alle Edelfische wie Lachs usw., die knapp waren, mussten als Herrenfische an den herzoglichen Hof geliefert werden. Kriege und Krankheiten hielten die Bevölkerung niedrig. Nach Ende des 30jährigen Krieges kam die Insel unter schwedische Verwaltung. Sie sollen viele Landvermessungen durchgeführt und Verordnungen erlassen haben.

Ab 1720 kam das Odermündungsgebiet und damit die Insel Usedom zu Preußen und dadurch unter die Gesetze dieses Staates. Abgaben mussten auch hier an die Obrigkeit gemacht werden. Außerdem bestand noch die Leibeigenschaft und die sogenannten Hand- und Spanndienste. Die Fischer des Achterwassers unterstanden jetzt einem königlichen Fischmeister, der auf die Durchführung der Verordnungen und Gesetze achtete. Für die Fischerei im Achterwasser mussten Pachtgelder entrichtet werden. Anfangs hatte dort die Fischerei eine ziemliche Bedeutung. Aber es kam die Zeit wo der Hering konserviert, das

heißt eingesalzen wurde. Hering wurde nun in größeren Mengen gefangen und eingesalzen. Das Salz wurde in den sogenannten Salzhütten vorrätig gelagert.

Die Fänge wurden größer, mehr Netze wurden gebraucht. Doch noch immer mussten die Netze mit der Hand gestrickt (*geknotet*) werden. Großvater, Mutter und Kinder, alle mussten helfen. Wenn ein Netz durch Sturm verloren ging, war das ein großer Verlust. Auch Reusen zum Aalfang und Teile des Wintergarns wurden mit der Hand gestrickt. Es war für die Hausfrau, wenn sie auch noch Vieh zu versorgen hatte, eine starke Belastung. Außerdem mussten die Alten mit versorgt werden. Renten gab es zu der Zeit nicht.

Im Frühjahr und Herbst wurde hauptsächlich Hering gefangen und die Frauen waren voll im Einsatz. Da wurde das volle Netz auf einer Unterlage auf die Erde gelegt. Die Frauen saßen auf Knien rund herum und haben abgeplückt, allerdings mit einem Strohsack unter den Knien. Oft waren sie Wind und Wetter ausgesetzt. Abgerechnet wurde nach Körben und Wall (*1 Wall = 80 Stück Hering*)

Nach dem Frühjahrshering wurden Fludern gefischt mit Netzen, die entsprechend größere Maschenweiten hatten. Auch hier mussten die Frauen mithelfen, die Fludern aus den Netzen zu pulen. Waren sie fertig mit der Arbeit am Strand, wartete die Hausarbeit auf sie. Der Mittagessen für die Familie sollte fertig sein.

Für Aalangeln wurden zu dieser Zeit Flachs und Hanfschnüre verwendet. Die Angeln waren unverzinkt. Um der Fäulnis entgegen zu wirken, mussten diese Schnüre gewaschen, gebürstet und getrocknet werden und dann wieder zu neuem Einsatz in Mollen, kleine rechteckige Kästen, gelegt werden. Diese wurden dann wieder zum Strand gebracht, meistens mit einem Holzkarren, mit einem Rad. Die Wegeverhältnisse waren zu dieser Zeit nicht besonders. Das alles nahm viele Arbeitsstunden des Tages in Anspruch. Oft kam noch Garten- und Feldarbeit dazu.

Vier bis fünf Kästen wurden pro Mann im Boot benötigt. Oft gab es aber nicht genug Köderfisch und so wurden auch Regenwürmer

verwendet. Nach einem kräftigen Regen wurden sie nachts gesucht, auch die Fischerfrauen mussten da mit suchen und beim Beködern der Angeln helfen. Aber im Allgemeinen wurde als Köderfisch Tobs verwendet. Ein kleiner aalähnlicher Sandfisch, der meistens in großen Mengen vor der Küste Usedom vorkam und der bis in die Gegenwart zum Aalfang in der See verwendet wird. Das Fanggebiet der Zempiner Fischer war das Achterwasser und das Küstengebiet vor allem das westliche Küstengebiet vor der Insel Usedom. Auch bis oberhalb der Insel Oie wagte man sich hinaus, trotzdem alles mit Segel und Ruderkraft bearbeitet werden musste. Bei Sturm konnte die Greifswalder Oie angelaufen werden, aber oftmals dauerte der Sturm mehrere Tage und die Frauen zu Hause bangten um ihre Männer. Telefon gab es damals noch nicht.

Die Boote hatten in der Regel drei Mann Besatzung. Da alles mit dem Rudern bearbeitet werden musste, es waren schmale Heuer, die zum Aalfang verwendet wurden. Zur Netzfischerei wurden meistens etwas breitere, sogenannte Strandboote, verwendet. Alle hatten Seitenschwerter, um ein „am Wind“ segeln zu ermöglichen. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts wurden auch in die Zempiner Fischerboote Mittelschwerter eingebaut, was ein großer Fortschritt war. Bei der Aalangelei kam es sehr oft vor, dass die Männer im Boot auf See übernachteten oder auf der Insel Oie. Die Frau musste dann etwas zu Essen und Trinken einpacken, in die sogenannte Kiep, einen kleinen Holzkasten oder Behälter, der einigermaßen wasserdicht war.

Wurden diese kleinen vor Anker liegenden Boote vom Unwetter überrascht, war das immer sehr schwierig und gefährlich.

Die Reusenfischerei ist eines der ältesten Fangarten für den Aalfang. Die Reusen wurden von Hand gestrickt (*geknüpft*) und mit Teer konserviert. Trotzdem mussten sie oft getrocknet werden. Es gehörten gute Strickkenntnisse dazu, so eine Reuse herzustellen. Am Peenestrom und Achterwasser brachten diese Reusen gute Erträge. An der offenen Küste wurden sie kaum verwendet. Beim Wintereisgarn mussten schlechte Teile (*Tücher*) von den Anteilsbesitzern erneuert werden. Sie wurden aus festem Flachs- oder Hanfgarn innerhalb der Familien gestrickt. Die

Frauen und die Kinder, alle mussten mithelfen. In diesen Fischerfamilien war alles sehr einfach und zweckentsprechend eingerichtet. Stube, Kammer, Küche oder sonstige Räume, alles musste in Ordnung gehalten werden. Über dem Herd war meistens ein offener Schornstein mit dem sogenannten Wiem, zum Konservieren (*Trocknen, Räuchern*) von Esswaren. Ein großer Kessel konnte über den Herd gehängt werden. Die Gerichte waren einfach und entsprachen den Verhältnissen der jeweiligen Familie. Es musste alles selbst geschaffen werden – Brot, Fleisch, Wurst, Grütze, Fisch und später in der Preußenzeit die Kartoffeln. Wenn man Ziegen oder eine Kuh hatte so hatte man Milch und Butter. Geröstetes Korn gab einen guten Malzkaffee.

Nach der Niederlage des Staates Preußen gegen Napoleon hatte die Insel Usedom eine französische Besatzung mit all ihren Schwierigkeiten. Vom preußischen Staat wurde die Leibeigenschaft um 1809 aufgehoben, doch viel veränderte sich für seine Bürger nicht. Die Abgaben blieben und wurden nicht kleiner, auch nicht für die Fischerei.

Zempin war ein Fischerdorf geworden, gelegen zwischen zwei Wassern, die See und das Achterwasser. Seine Bürger waren Fischer, Büdner, Käthner und einige Handwerker. Aber alle waren sie irgendwie mit der Fischerei verbunden, einige lebten nur davon. Fischhändler gab es, einige mit Pferd und Wagen. Oft wurde der gefangene Fisch im Achterwasser von Polten oder Quatzen lebend aufgekauft und zu den größeren Ortschaften und Städten z.B. bis Stettin, gesegelt. In Zempin waren mehrere Segler dieser Art beheimatet und einige der Fischersöhne sind darauf als Schiffsjunge gefahren. Am Außenstrand von Zempin hatte sich in dieser Zeit nicht viel verändert. Es wurden Hering, Flunder, Aal und Zander im Sommer, dann wieder Herbsthering und Flundern und Dorsch im Winter, wenn die See offen war, gefangen. Nach den Erzählungen und Überlieferungen mussten die Frauen immer helfen den Fisch aus den Netzen zu pulen. Die jungen Mädchen, die einen Fischer heiraten wollten, wussten was auf sie zukam. Es wurden auch Mädchen aus den Nachbarorten geheiratet. In so einem kleinen Ort wie Zempin, war die Auswahl nicht groß. Durch diese Heiraten aus

den Dörfern entstanden große Verwandtschaften. War etwas Land vorhanden, wurde auch Vieh gehalten. Gehörte eine Wiese zum Anwesen, konnte eine Kuh gehalten werden. Ziegen gab es ebenfalls in vielen Fischerhaushalten. Wenn möglich wurde ein Schwein gefüttert, manchmal auch zwei. Fleisch wurde eingepökelt für den Winter. Mit dem Kleinvieh, Hühner und auch Enten kam man so über die Wintermonate. Aber alle Arbeiten, die mit dem Vieh, Garten und Land anfielen, waren für die Frauen eine ziemliche Belastung.

Das Achterwasser hatte in der Zeit von 1800 bis 1900 für die Fischerei in Zempin noch immer eine enorme Bedeutung. Es führte viel Kleinfisch, wie Plötz und Barsch, aber auch Blei, Zander, Hecht, Schnäpel, Aal und vereinzelt Lachs, in den Moorecken auch Schlei und Karauschen. Es konnte immer noch als fischreich bezeichnet werden.

Die Menschen dieser Zeit waren nicht verwöhnt mit der Esserei. Der Fischpreis war sehr niedrig und der Kleinfisch wurde viel gekauft. Das Jahreseinkommen der Fischer reichte nur für das Nötigste. Die Hausfrau musste gut wirtschaften, wollte man etwas anschaffen.

War das Achterwasser zum Winter hin offen, wurde auch in der Nacht bei schwachem Wind die Treibnetzfisherei nach Blei betrieben, was nicht sehr angenehm war.

Viele Frauen der damaligen Fischer halfen im Winter ihren Männern die Netze auszubessern.

Die Sturmflut 1872 brachte viel Unheil mit sich. Nach den Erzählungen wurde die alte, östlich gelegene Anlandestelle überflutet und die Strandfischer gaben sie auf, sie zogen nun dahin, wo die restlichen Hütten heute noch stehen (*bis 2011 - heute Kurplatz*).

Da sich die Handelsschiffahrt schnell entwickelte gingen einige Fischersöhne zur Seefahrt. Kamen sie zurück, war oft die Fischerei ihr Broterwerb. Im kaiserlichen Deutschland wurden die Fischersöhne meistens zur Marine eingezogen. Sie mussten manchmal Weltreisen mitmachen und die Mädchen in der Heimat warteten auf die Rückkehr.

Mit dem Bäderverkehr, der schon vor 1900 begann, erwuchsen den Fischerfrauen neue Aufgaben, aber auch neue Verdienstmöglichkeiten.

Die Vermietung von Räumen an die nun kommenden Gäste brachte Arbeit mit sich, denn die Leute stellten auch Ansprüche für ihr Geld. Manche Familie vermietete mit voller Verpflegung. Durch die vielen Aufgaben, die die Frauen zu erfüllen hatten, nahmen sie auch oft eine bestimmende Rolle innerhalb der Familie ein. Was die Mutter anordnete, musste gemacht werden. Das sah so aus: Rief der Vater seinen ungezogenen Sohn, so hieß es: "Kumm du mi no Hus, din Mudder wad di!"

Zempin fing an sich zu vergrößern. Hinter den mit Wald bepflanzten Dünen entstanden Häuser für den Gästeverkehr und Fischerfamilien. So entstand die Waldstraße. Fischersöhne fingen an handwerkliche Berufe zu erlernen z.B. Maurer, Zimmermann, Schneider, Tischler, Bäcker usw. Kaufleute zogen zu. Vieles konnte gekauft werden, doch das kostete Geld und bei den meisten Einwohnern war es knapp. 1911 wurde die Bahnstrecke von Heringsdorf bis Wolgast gebaut, das gab dem Bäderverkehr einen ziemlichen Auftrieb. Einige Fischer waren bei diesem Bahnbau tätig. Auch Licht für den Ort Zempin soll etwas später gelegt worden sein.

Um die Bürger zu guten Untertanen zu erziehen wurde vom preußischen Staat schon vor 1800 der Schulbesuch angeordnet, auch im kleinen Fischerdorf Zempin. Die Lehrer waren anfangs von Beruf Schneider und dergleichen, auch ausgemusterte Soldaten, wie Unteroffiziere der damaligen preußischen Armee, waren darunter. Zempin bekam eine kleine Schule, wenn auch einige Gemeindevertreter nicht gerade erfreut darüber waren, wegen der Kosten. Sie waren der Meinung: „Das wäre nicht nötig, sie wären ja auch nicht zur Schule gegangen“. Da die Einwohnerzahl zunahm und auch damit die Kinder, wurde die erste Schule zu klein. Es wurde ein zweites Haus, ein größeres, dazu bestimmt, auch ein Fachwerkhaus, es steht umgebaut heute noch. Die Lehrkräfte waren bald ausgebildete Lehrer und jeder Schüler konnte nun lesen, schreiben und rechnen lernen. Die jetzige Grundschule wurde Ende der zwanziger Jahre in der Weimarer Republik gebaut. Sie hatte zwei große Unterrichtsräume und zwei Lehrer führten den Unterricht durch.

Es kam der erste Weltkrieg, er dauerte vier Jahre und forderte Millionen Tote. Alle jungen

Fischer wurden eingezogen, meistens zur Marine. Die Älteren führten den Fischfang weiter. Wieder waren es die Frauen, denen eine Mehrarbeit aufgebürdet wurde. Viele Arbeiten in der Fischerei, die sonst vom Mann getan wurden, mussten nun von der Frau und Mutter der Kinder ausgeführt werden. Der Bäderverkehr kam fast zum Erliegen.

Doch der Krieg nahm ein Ende, die meisten Männer kamen zurück und nahmen den Fischfang wieder auf. Viele neue Ideen und Ansichten brachten sie mit. Netzfabriken waren entstanden, eine Erleichterung für die Fischer. Ein Fischerverein gründet sich, der die Netzbeschaffung übernahm. Doch nach diesem verlorenen Krieg kam eine Geldentwertung (*Inflation*), die manche, sonst wohlhabende Familie zu armen Leuten machte. Einige Bürger von Zempin wanderten mit ihren Frauen aus nach Kanada. Nachdem sich alles wieder gefestigt hatte kam eine gute Zeit und Ende der zwanziger Jahre konnten fast alle Heuer und Strandboote mit einem Motor ausgerüstet werden, dadurch erweiterte sich das Fanggebiet.

Die einsetzende Sprottenfangzeit brachte anfangs einen guten Verdienst für die Zempiner Fischer. Mit ganz engen Netzen wurden sie gefangen. Sie wurden abgeschüttelt. Das ging so vor sich: Eine Stützgabel wurde in die Erde gegraben und davor Decken ausgelegt, darauf kam das volle Netz. Das Flottreep mit den Flotten wurde in die Stützgabel gehängt, dann das seitliche Ende des Netzes genommen und dann geschüttelt, bis das andere seitliche Ende erreicht war. Die Sprotten fielen leicht durch das Schütteln aus dem Netz auf die Decke. In Behältern transportiert kamen sie meistens gleich in Räuchereien, wo sie von Frauen auf Spieße gesteckt wurden, um dann geräuchert zu werden.

Ein Zempiner Bürger hatte eine Kistenfabrik eröffnet. In kleinen Kisten wurden die geräucherten Sprotten verpackt, zum Versand gebracht und durch den Handel verkauft. In Zempin gab es sechs Räuchereien.

Aber als die Fischkutter mit stärkeren Motoren ausgerüstet wurden, konnten sie mit ihren Schleppnetzen große Mengen dieser Fischart fangen. Der Fang von der Küste aus mit Netzen wurde bedeutungslos. Die Weltwirtschaftskrise am Anfang der 30er

Jahre brachte auch für die kleinen Küstenfischer Schwierigkeiten. Die Aufkaufpreise gingen stark herunter. Oft waren es nur noch ein paar Pfennige für ein Kilo Heringe, manchmal wollte niemand den Fang abnehmen.

So kam es zur Bildung der Haffgenossenschaft mit Teilsitz in Swinemünde. Hatte zur Zeit der Arbeitslosigkeit die Zahl der in der Fischerei Tätigen zugenommen, gingen diese Leute dann wieder in ihren erlernten Beruf zurück. Es blieben noch 30 – 40 Fischer übrig mit 12 – 14 Fangbooten, die im Sommer teils mit Flunder- oder Aalfang beschäftigt waren. Da die Aufkaufpreise fest blieben, war der Verdienst ausreichend. Da kam der Zweite Weltkrieg mit dem Beginn in Polen. Einige der älteren Fischer, Teilnehmer des ersten Weltkrieges wurden zur Grenzsicherung Küste eingezogen. Es bestand inzwischen die Wehrpflicht. Der Fischfang ging aber voll weiter. Einige Boote hatten allerdings nur noch zwei Mann Besatzung. Es waren in Zempin nur zwei junge Nachwuchsfischer des Jahrganges 1919, Willi Rieck und Konrad Tiefert da. Der Tiefert wurde schon 1938 zum Arbeitsdienst eingezogen und im Herbst 1939, wie W. Rieck zur Marine.

Es zeigt, wie wenig populär die Küstenfischerei zu dieser Zeit war. Nur zwei Nachwuchsfischer, niemand wollte diese Fischerarbeit erlernen. Die jungen Söhne der Fischer wurden Handwerker und dergleichen. So kam es, dass nur noch ältere Männer und Frauen in Zempin mit der Fischerei zu tun hatten, denn wie immer mussten die Frauen dem Mann helfen die Fanggeräte, wie Netze und Angeln, für neuen Fangeinsatz herzurichten. Die älteren Fischer wurden anfangs nicht zum Kriegsdienst eingezogen, konnten so den Fischfang weiter ausüben. Im späteren Kriegsverlauf wurden auch einige dieser älteren Leute noch eingezogen, am Ende noch zu dem sogenannten Volkssturm.

Ansonsten ging die Fischerei in Zempin, wenn auch etwas eingeschränkt, weiter. Man war sogar mit dem Großgarn auf dem Eis des Achterwassers. Durch Bomben wurden einige Häuser im Ostteil des Ortes zerstört. Doch es kam das Kriegsende mit der russischen Besatzungsmacht. Frauen und Mädchen waren nun der Gewalt dieser Soldaten ausgesetzt.

Doch was sollte nun kommen? Irgendwie musste es doch weitergehen, musste ein neuer Anfang gefunden werden. Diese Fragen stellten sich viele Bürger der Insel Usedom und auch die Fischer von Zempin. Aufgrund ihres geringen Einkommens hatten sie keine Steuern gezahlt. Sie waren nur versichert bei Seeunfall und mussten dafür eine jährliche Summe entrichten.

Nun lag alles danieder, war alt und verbraucht, neues Fanggeschirr kaum vorhanden. Doch irgendwie musste alles wieder in Bewegung kommen, musste weitergehen. Die Menschen, es waren noch Flüchtlinge aus den Ostgebieten hinzugekommen, hatten Hunger. Fisch war ein gutes Nahrungsmittel und konnte mit den nötigen Fanggeräten Netzen usw. beschafft werden. Alles was noch einsatzfähig war wurde nun zum Einsatz gebracht. Unter russischer Aufsicht musste alles an Fang zur Ablieferung gebracht werden. Lebensmittelmarken wurden ausgegeben, ebenso Bezugscheine und Kleiderkarten mit einem Punktsystem. Überablieferungen an Fisch wurden mit anderen Lebensmitteln, Naturalien belohnt. Die Hausfrau hatte es schwer, etwas auf den Tisch zu bringen. Die Ablieferungspflicht blieb bestehen, aber es begannen Tauschgeschäfte mit angereisten Händlern und es entwickelte sich der Schwarzhandel. Ganz langsam normalisierte sich alles etwas. Junge Bürger von Zempin, aus dem Krieg zurückgekommen, fingen mit älteren Fischern an den Fischfang auszuüben. So nahm die Zahl anfangs etwas zu, ebenfalls durch die Flüchtlingsfischer von der Insel Wollin. Einer hatte seine Frau als Kollegin, sie fuhr mit zum Fang. Überall in den Küstenorten der Insel mussten diese, aus ihrer Heimat vertriebenen, untergebracht werden, auch in der Fischerei, ob im Achterwasser oder See.

Von den beiden Jungfischern die 1939 zur Marine eingezogen wurden, kehrte nur einer 1947 in seine Heimat, nach Zempin auf die Insel Usedom zurück, der andere blieb im Krieg. Der Zurückgekehrte nahm die Fischerei, zusammen mit seinem Vater, wieder auf.

Am Strand musste der gefangene Fisch an der Anlandestelle aus den Netzen und Geräten ausgepult und abgeliefert werden. Man hatte inzwischen Abpflückische angeschafft, um den Frauen das Auspulen aus den Herings-

netzen zu erleichtern, Auch Platten als Windschutz wurden aufgestellt. Die Aufkaufpreise blieben unverändert. Vom damaligen Staat, der DDR, gefördert, kam es 1948 zur Gründung einer Genossenschaft GmbH. Die Fischer der Orte Zinnowitz, Zempin, Koserow, Loddin, Kölpinsee und Ückeritz schlossen sich zu dieser Vereinigung zusammen. Sitz wurde Zempin. Einige Räume einer ehemaligen Fabrik für Zuckerstangen (*Nussstangen*) wurden als Grundlage genutzt.

Da es kurz danach zu einer Geldentwertung kam, war die Finanzgrundlage sehr schlecht. Ein sehr tüchtiger Geschäftsführer brachte trotz aller Hindernisse diese GmbH auf die Beine. Ein Fischverarbeitungsbetrieb entwickelte sich. Es sollte gesalzen, geräuchert und mariniert werden. Einige Männer, vor allem aber Frauen, wurden als Arbeitskräfte eingestellt. Mit günstigen Bankkrediten und guter Organisation ließ sich schon etwas machen.

Der Grundgedanke bei der Gründung dieser Genossenschaft war, den Fisch vom Erzeuger so billig wie möglich an den Verbraucher zu bringen. Ein ausgearbeitetes Statut legte die Pflichten und Rechte der Mitglieder fest. Das eingerichtete Büro übernahm die Schreibarbeiten und die Netz- und Materialbestellung. Zum Anfang wurden die Betriebe, die Netze herstellten, direkt angeschrieben. Die Belieferung war aber nicht ausreichend. Dann kam es zu einer Fischerei-Material-Ausleihe und Beschaffungsstation in Karlsruhe, die die Belieferung an die Genossenschaften übernahm. Aber nach wie vor musste alles genau auf die einzelnen Fischer verteilt werden. Noch waren es Baumwollnetze, Sisal- und Hanfsimme. Doch dann kamen Netze und Simme aus Dederon (*Nylon = DDRon*) auf, die Netze waren aber nicht knotenfest. Die Fischer waren davon nicht begeistert. Außerdem waren die Fänge nicht höher als auf Baumwollnetzen. Nach vielen Verhandlungen und Versuchen mit den Herstellern wurden die Netze knotenfester.

Doch dann tauchten vereinzelt Monofil-drahtnetze auf, kamen zum Einsatz und brachten einen bedeutend höheren Ertrag. Eine Umstellung auf diese Monofilnetze setzte sich durch, was viel Arbeit für den einzelnen Fischer mit sich brachte. Außerdem konnten

die Hersteller die nun geforderten Mengen nicht schaffen.

Einige aus Westdeutschland eingeführte Netze kamen zur Verteilung und zum Einsatz. Der Fang, vor allem an Hering, konnte enorm gesteigert werden.

Die Auflage eines „Soll“ des einzelnen Fischers wurde erhöht, sein Verdienst wurde besser. Aber es brachte auch mehr Arbeit für die Frauen durch das Auspulen aus den feinen Netzen. Es mussten oft Hilfskräfte, meist Frauen, hinzugezogen werden.

Es wurde eine Ablieferungsstelle eingerichtet, wo der Fisch hingefahren wurde. Die Genossenschaft hatte dazu Pferd und Wagen für Zempin angeschafft. Es gab ziemlich oft Schwierigkeiten mit dem Weitertransport. Die Tische zum Abpflücken standen zu der Zeit unterhalb der Dünen, wo die Fischerfrauen arbeiten mussten, auch bei schlechtem Wetter.

Der erste Geschäftsführer war bei Nacht und Nebel nach Westdeutschland verschwunden, ein neuer kam, ein kluger Mann, aber leider dem Alkohol zugetan. Vorstand und Vorsitzender waren Fischer, ebenso im Aufsichtsrat. In gemeinsamen Sitzungen wurden die anfallenden Probleme durchgesprochen.

Als kulturelle Veranstaltungen gab es Fischerfeste mit Tanz und einigen Darbietungen. Zu den großen Fischereikonferenzen vom damaligen Bezirk Rostock, wurden einige Fischerkollegen delegiert. Der Verarbeitungsbetrieb wurde weiter ausgebaut und arbeitete vielfach mit Bankkrediten. Die Frauen arbeiteten im Stundenlohn.

Langsam hatte sich alles weiter entwickelt, auch einige neue Motoren und Maschinen wurden angeschafft, neue Boote gebaut. Aber das genügte den übergeordneten Stellen noch nicht, denn die Produktionsmittel blieben Privateigentum der Fischer. Ziel war es, alle Boote usw. in Genossenschaftseigentum zu übernehmen. Viel wurde geredet, diskutiert und gestritten. Einige Fischer von Kölpinsee ließen sich überzeugen. So kam es im Januar 1960 dort in Kölpinsee zur Gründung einer F.P.G. (Fischerei Produktions- Genossenschaft). Der Staat wollte diese Entwicklung besonders fördern. Die Zempiner Fischer standen diesem Vorhaben anfangs ziemlich ablehnend gegenüber. Nach etlichen Diskussionen kam es nach drei Monaten zum Beitritt

der Zempiner und der anderen Fischerkollegen der ehem. F.W.G. zur neuen FPG. Sie bekam den schönen Namen „Gold des Meeres“ auf Vorschlag des Fischerkollegen Paul Will. Ein neues Statut regelte auch hier die Pflichten und Rechte der Mitglieder. Die Frauen des Betriebes und auch Fischerfrauen konnten Mitglied werden. Diese FPG entwickelte sich durch die staatliche Förderung sehr gut. Es begann eine Zeit sehr guten Verdienstes für den Fischer. In jährlich stattfindenden Vollversammlungen musste die Arbeit des Vorstandes bestätigt werden. Vieles sollte nun verändert werden, sollte Erleichterungen in der Arbeit mit sich bringen, für die Fischer und auch für die Frauen.

Abpflückzelte wurden entwickelt und gebaut und die Abpflücker konnten nun in einem gedeckten Raum arbeiten, auch eine Heizung gab es dazu. Elektrowinden zum Aufziehen der Boote wurden gekauft und aufgestellt, was eine große Erleichterung für den Fischer mit sich brachte. Auch konnte der Fang auf neuen angeschafften Wagen mit vier gummibereiften Rädern geladen werden und auf die Düne, in die dort nun aufgestellten Zelte zum Abpflücken der Fische, gezogen werden. Die Netze wurden ganz auf Monofilgarn umgestellt. Die Auflage des Solls der FPG wurde wieder höher und damit auch der Verdienst. Die Aufkaufpreise waren inzwischen schon erhöht worden. Aber die Umstellung brachte auch große Kosten mit sich, auch waren die Monofilnetze und das Tauwerk nicht billig. Um diese Gelder aufzufangen und diese Entwicklung weiter zu fördern, kam es zu der sogenannten Warenrückvergütung. Das heißt, der Staat übernahm auf Grund der Fangerlöse und Sollerfüllung, die dazu anfallenden Kosten, auch die Reparatur von Booten. Da die Aufkaufpreise stabil blieben, hatten die Fischer bei gutem Fang auch guten Verdienst. So etwas hatte es in der Vergangenheit nie gegeben.

Der Verarbeitungsbetrieb wurde im Laufe der Weiterentwicklung auf Leistungslohn für die dort arbeitenden Frauen und Männer umgestellt, was zu einem besseren Verdienst führte.

Der einzelne Fischer selbst bekam auf Beschluss einer Vollversammlung nun 50% seines Fangerlöses monatlich und einer Jahresendabrechnung ausgezahlt. Die Fischer-

frauen, die nicht im Verarbeitungsbetrieb beschäftigt waren, konnten Mitglied werden. Ein Teil des Fangerlöses des Mannes wurde auf sie als Lohn verrechnet. So waren sie versichert und konnten im Alter mit einer Rente rechnen.

Nach dem Statut wurden Fonds gebildet und Gelder darin eingezahlt. So gab es einen Kultur- Sozial- und Hilfsfond. Auch einen Prämienfonds bei Soll Übererfüllung oder anderen besonderen Leistungen wurde gebildet. Für den Sterbefall wurde eine Summe festgelegt. Aus dem Kulturfond wurden nun die jetzt gewünschten Reisen finanziert. Diese Reisen waren sehr beliebt. Der erste gewählte Vorsitzende, ein Fischer aus Kölpinsee, trat zurück, ein neuer musste gewählt werden. Ein Betriebsangehöriger, der als Schlosser gearbeitet hatte, wurde gewählt. Er übernahm, als der amtierende Geschäftsführer krank wurde, auch noch die Geschäftsführung. Er sorgte vor allem für Verbesserungen im Verarbeitungsbetrieb, wo meistens Frauen arbeiteten.

Auch in der Räucherei wurden Verbesserungen oder Arbeitserleichterungen durchgeführt. Alte Kühlwagen der Reichsbahn und neue erbaute Kühlräume dienten als Bevorratungsraum für Rohware. In den gemeinsamen Sitzungen von Vorstand und Aufsichtsrat wurde über die Weiterentwicklung beraten und diskutiert. Es gab immer wieder Probleme. Ziel war erst mal die Boote in FPG – Eigentum zu übernehmen. Einige Boote wurden schon als genossenschaftseigene gebaut und kamen in Betrieb. Den Nutzern wurde eine Nutzungsgebühr berechnet. Da einige Boote generalüberholt werden mussten, waren die Eigner bereit sie an die FPG abzugeben. Nach einigen Jahren war die Warenrückvergütung beendet. Der Staat trug die Kosten nicht mehr.

Das aus Brettern bestehende Erfassungsgebäude wurde etwas erweitert und neu massiv in gemeinsamer Arbeit errichtet und am Ausgang mit einer Hebebühne versehen. In dieser Zeit als FPG konnte der Fischfang voll durchgeführt werden, alle Fangsorten (*Fischarten*) wurden erfasst und auch gut bezahlt. Die FPG konnte Erfassungsgelder pro Tonne berechnen. Ob Frühjahrshering oder der im Herbst oder der manchmal etwas kleinere Hering – alles konnte abgeliefert werden bei

stabilen Preisen. Nur für den Transport fehlten die Kühlwagen. Schwierigkeiten entstanden allerdings beim Konsumfisch (Plötz, Blei, Barsch usw.), der nicht mehr gut absetzbar war.

Die Boote waren alle, auch in den anderen Ortschaften, mit Dieselmotoren versehen. Der benötigte Brennstoff wurde durch die FPG beschafft. Über eine Telefonverbindung am Strand mussten die Boote bei einer Grenzsicherungsstelle vor jeder Ausfahrt ab- und zurückgemeldet werden.

Langjährig tätige Frauen der Verarbeitung und Fischer wurden auch auf zentralen Veranstaltungen der Fischwirtschaft mit Medaillen geehrt und ausgezeichnet. (Rostock-Warnemünde).

Im Achterwasser kam während der Zeit der FPG in Zempin das dort noch vorhandene letzte Großgarn zum Einsatz, wenn die entsprechende Eisstärke vorhanden war. Die durchgeführten Garnzüge brachten keinen großen Erfolg. Allerdings waren beim letzten Zug noch 350 kg Zander zu verzeichnen. Aber es war der letzte Zug seiner Art, eine jahrhundertlang betriebene Winterfischerei war damit beendet. Auf Beschluss der Eigner wurde das Garn verbrannt. Der Grund dafür war: Die schwere Arbeit bei Kälte, es wurde manchmal viel Konsumfisch wie Blei, Plötz usw. gefangen, der kaum absetzbar war. Die meisten der Miteigner wollten keinen Mann mehr stellen. Auch wollte niemand die Halben oder Viertel Teile (große Mengen an Netzmaterial) bei sich unterbringen.

Im Achterwasser wurde mit Hilfe der Genossenschaft von einigen Fischern die Reusenfischerei neu aufgebaut. Der Fischreichtum, auch an Aalfang im Achterwasser, ließ aber merklich nach. In dieser Zeit hatte sich die FPG gut entwickelt. Die Fischer und auch die Frauen in der Verarbeitung hatten einen guten und gesicherten Verdienst. Auch als Ganzes gesehen hatte die FPG eine stabile Finanzlage. So lief das alles über die Jahre.

Es kam der Zusammenschluss beider Teile Deutschlands. Zwei ganz verschiedene Wirtschaftsformen. Was wird nun werden, fragten sich viele Fischer. Vor allem die älteren erinnerten sich an die Zeit nach dem ersten Weltkrieg, die Weimarer Republik mit seinen freien Wirtschaftsformen, den Preisschwankungen für den gefangenen Fisch und den

Zwischenhandel. Viele Nachwuchsfischer waren nicht vorhanden. Es durfte in der damaligen DDR niemand, auch nicht der eigene Sohn, zum Fang mitgenommen werden. So war wenig Interesse dafür da. Einige zu der Zeit junge Fischer hatten eine Lehrzeit mit einer Abschlussprüfung. Trotzdem durften sie die Fischerei nur auf der See ausüben.

Anfangs ging alles seinen alten Gang, doch langsam kam es anders. Schwierigkeiten traten auf, für den Fischer und auch für den Betrieb (Absatzschwierigkeiten usw.). Westdeutsche Firmen kauften Fisch auf. Gingen sie in Konkurs, bekam der Fischer kein Geld. Auch die alten Aufkaufbetriebe, wie Wolgast, waren davon betroffen. Die Fischereiaufsicht wurde erneuert, das Bundesdeutsche Fischereigesetz angewendet, neue Anordnungen durchgeführt. Rentner durften an Firmen nichts mehr liefern, bekamen nur geringe Menge an

Fanggeräten frei (gepachtet). Die finanziellen Abgaben und Versicherungsbeiträge wurden neu berechnet und waren hoch. Ging so ein Aufkaufbetrieb in Konkurs, war der Fischer davon mit betroffen, er hatte dann kein Geld um seinen Verpflichtungen nachzukommen.

Da die Schwierigkeiten für den Verarbeitungsbetrieb immer größer wurden, wurde die FPG auf Beschluss ihrer Mitglieder aufgelöst. Ein Teil der erarbeiteten Gelder an die Mitglieder ausgezahlt.

Die Rentner waren schon kurz nach dem Zusammenschluss aus der FPG entlassen worden. Im Achterwasser blieben ein paar Rentner, auch in den anderen Orten und in Zempin blieben nur zwei aktive Fischer.

Einige Fischer der See- und Binnengewässer haben sich zu einer Erzeugergemeinschaft zusammengeschlossen, um so auftretende Schwierigkeiten entgegentreten zu können und zu beseitigen.

Nachtrag

Zur Ausübung des Fischfanges von der offenen Küste aus benötigt der Fischer eine Menge Handwerkszeug, viele Arten von Netzen, Ankern und Tauwerk, Schnüre für Aalangeln, Zuggeschirr für Köderfisch (Zeese), Boote mit Motor, Brennstoff und noch vielerlei Zubehör., das alles anzuschaffen, zu unterhalten oder zu erhalten, ist mit Ausgaben verbunden und teuer. Wenn der Fischer die Kosten auch steuerlich absetzen kann, geht das doch immer aus dem Gewinn. Die Sozialabgaben und Versicherungen sind sehr hoch. Der Verdienst ist aber nicht gleichmäßig hoch und richtet sich nur nach dem Auftreten der einzelnen Fischarten und dem Wetter. So ist ein Jungfischer kaum in der Lage seine Familie zu ernähren.

Fischereigenossenschaft

Konrad Tiefer

Auszug aus dem Artikel „Fischerdorf Zempin“

Im Jahre 2010 haben sich in Zempin besonders die Fischer ihr Einkommen gesichert, die als Familienbetrieb die gefangenen und gekauften Fische verarbeiten und selbst vermarkten.

Aus der Rede von Konrad Tiefert im Jahre 1985 zum Jubiläum „25 Jahre FPG“

„... im Gründungsjahr 1960 war ein Ergebnis von 355,5 Tonnen Frischfisch, davon 95,3 t Hering, 70 t Konsumfisch und der Rest waren Fludern, Dorsch, Edelfisch u.a. sie wurden von 73 Fischern gefangen. .. 1970 waren es 807,5 t davon 670 t Hering, 1980 konnten 1252 t Fisch angelandet werden, davon 1073,6 t Hering und 133,9 t Konsumfisch mit 44 aktiven Fischern. ... in den letzten Jahren wurde die Hälfte der Boote in Genossenschaftseigentum überführt. ...“

1 Die Deutsche Mark wurde am 21. Juni 1948 in den drei westlichen Teilen Deutschlands (Trizone) und drei Tage später auch in den drei Westsektoren Berlins durch die Währungsreform 1948 eingeführt und löste die Reichsmark als gesetzliche Währungseinheit ab.

Vom 24. bis zum 28. Juni fand in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und Ost-Berlin eine eigene Währungsreform statt. Am 24. Juli 1948 wurde die Deutsche Mark von der Deutschen Notenbank (DDR) eingeführt. Die Reichsmark wurde teilweise 1:10 abgewertet.

2 Die Verteilung des Frischfisches und der Fertigprodukte wurde in der DDR nach Plan von der übergeordneten Stelle für die Lieferung in die 15 Bezirke aufgeteilt. Jeder Bezirk hatte ein großes Kühllager, das war für die FPG der Vertragspartner. Die weitere Verteilung übernahm dieses volkseigene Zwischenlager. Diese Struktur ist nach der Wende vollkommen aufgelöst worden. Neue Firmen mussten sich erst als Zwischenhändler bilden. Für Werbung und Vertrieb war kein Wissen und keine Ansprechpartner vorhanden.



In dieser ungeheizten Gartenhütte entstanden die Modelle. Mit den Händen, die im kalten Wasser ein Leben lang gefischt hatten, baute Konrad Tiefert aus dem Abfallmaterial mit einfachsten Mitteln die Kunstwerke.



Nachruf Konrad Tiefert, Zempin

Mit tiefer Trauer haben wir vom Heimgang des Fischers Konrad Tiefert, kurz vor seinem 90. Geburtstag, vernommen. Aufrichtige Anteilnahme sagen wir seiner Ehefrau Lieschen, seinen Kindern und deren Familien.

Der Heimatverein Zempin e.V. möchte ihn ehren und danken für sein großartiges Werk, das er der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Er war nicht nur der Baumeister der Bootsmodelle, sondern er hat auch den Zempinern und den Inselbewohnern Beschreibungen der verschiedenen Fangmethoden am Strand und im Achterwasser hinterlassen, damit sie nicht in Vergessenheit geraten.

Am 2. Dezember 2000 eröffnete der Heimatverein in den Räumen der ehemaligen Schule mit 12 Modellen von Fischereifahrzeugen des Fischers Konrad Tiefert die Ausstellung „Fischerei in Zempin“.

Insgesamt 35 Modelle baute Konrad Tiefert im Alter von 80 Jahren mit einfachstem Werkzeug aus Abfallmaterial, wie Obststiegen, Tapetenleisten, Fischereimaterial und Blechdosen.

Jedes Boot ist ein kleines Kunstwerk. Man kann es mit der Malerei der „Naiven Kunst“ vergleichen. In Meyers Lexikon finden wir als Erklärung für diese Kunstrichtung, dass naive Kunst außerhalb der kunstgeschichtlichen Stilrichtung stehende Laienkunst ist, die in unmittelbarer Auseinandersetzung mit Lebenserfahrung, Umwelt, Kindheit, Wunsch und Traumbildern steht. Es ist keine Volkskunst.

Diese Art des Modellbaues erinnert an die Kapitänsbilder, die detailfreudig, exakt und harmonisch dargestellt sind. Die Modelle vereinigen das Wissen mehrerer Generationen von Fischern hier am Achterwasser und der Ostsee und zeigen die Liebe zur Fischerei. Der Erbauer hat mit diesen Modellen das Wissen von Bootsbauern und die Erfahrungen der Fischer, die sie in die Form und Ausrüstung der Boote für die verschiedenen Fangarten eingebracht haben, den nächsten Generationen übermitteln und bewahren wollen.

Manche Bootsform lernte Konrad Tiefert als Kind nur noch in verfaulten Holzteilen kennen. Doch schon damals sah er sich die Konstruktion genau an. Außerdem interessierte er sich für die Geschichte des Landes und las viele Bücher. Gern wäre er Bootsbauer geworden, doch die Existenz der Familien in dieser kargen Gegend hing vom Fischfang ab. Der Vater brauchte einen Helfer an Bord, besonders zum Rudern, da die Boote noch keine Motoren hatten. Die eigenen Kinder brauchten nicht entlohnt zu werden.

Schon Konrads Vater, Wilhelm, hatte Freude am Bauen von Schiffsmodellen. Die attraktiven Segelboote nahmen die interessierten Urlaubsgäste, nachdem sie den Vater überredet hatten, diese zu verkaufen, gern mit nach Hause.

Doch eine Polt (Boot zum Fischtransport mit wasserdurchgängigem Fischraum) stand immer noch auf dem Boden. Diese durfte Konrad als Kind mit ans Achterwasser nehmen, was ihm viel Freude bereitete, denn sie konnte richtig segeln.

Als Konrad selbst Großvater wurde, begann er Sportsegelboote für die Enkelkinder zu bauen. Eines Tages sagte ein Enkel zu ihm: „Kannst du nicht so ein Boot bauen, wie du es am Achterwasser hast, so ein Ruderboot?“ Und Konrad Tiefert baute einen Heuer. Dieses Modell, das mit Anker, Bootshaken und allem ausgestattet war, was zur Fischerei benötigt wird, zeigte er Hilde Stockmann im Frühjahr des Jahres 2000. „Das wäre auch etwas für eine zukünftige Fischereiausstellung in der alten Schule“, sagte sie zu ihm. Was sie nicht wusste war, dass sie in Konrad Tiefert etwas ausgelöst hatte, was ihn intensiv zum Bauen einer Serie der „Entwicklung der Fischereifahrzeuge“, ganz speziell für eine Ausstellung, arbeiten ließ. Nach einigen Monaten stand die Sommerstube bei Konrad Tiefert schon voller Boote.

Nun musste sich der Heimatverein spüten, damit der ehemalige Klassenraum renoviert wurde und alles für eine Ausstellung vorbereitet werden konnte.

Die Boote stellen wir auf einen blauen Untergrund und zusätzlich noch auf ein zum Boot gehörendes mit Wellen bemalten Ständer. Konrad Tiefert kontrollierte an allen Booten, ob das Zubehör nicht vertauscht und auch alles richtig angeordnet war.

Die einzelnen kleinen Teile sind sehr naturgetreu gebaut: die Ruder lassen sich aushängen, die Plichten (Bodenbretter) aufnehmen, die Ruderpinne lässt sich feststellen, die Schweenen (Markierungsstangen mit Fähnchen) haben Anker, Kecher, Mollen für den Aalfang, hölzerne Schöpfkellen (Ösfass) zum Lenzen, alles ist vorhanden, so wie die Fischer auf Fahrt gegangen sind. Für ihn waren die Modelle wie ans Herz gewachsene Kinder. Jedes Boot hat eine Nummer, das war immer so in der Fischerei, denn die Boote mussten registriert sein. Jedoch einen Namen bekamen die wenigsten Fischereiboote. Diese Modelle aber haben alle den Vornamen einer Frau, die zu seinem Lebenskreis gehörte. Mit fast 88 Jahren, als seine Hände diese Arbeiten nicht mehr durchführen konnten, stellte er fest, dass ihm bei der Arbeit an den Modellen die Zeit wie im Fluge vergangen ist. Oft musste seine Frau ihn zum Essen rufen, da er nicht auf die Uhr gesehen hatte. Frau Lieschen Tiefert unterstützte dieses Hobby und nähte die verschiedensten Segel für die Modelle. Mit 85

Jahren baute er für die Ausstellung nicht nur Boote, sondern auch Eisschlitzen und alles Zubehör für das große Eisgarn (Wintergarn), welches mit mindestens zehn Männern bedient wurde. Zu allen Modellen erhielt der Heimatverein noch detaillierte Beschreibungen von ihm. Diese Modelle werden zurzeit auf eine Eisfläche gestellt, um die Arbeitsweise den Besuchern der Ausstellung erklären zu können. Dazu wird eine DVD mit einem Originalfilm aus dem Jahre 1955 laufen, die, auch mit Unterstützung der Zeichnungen von Konrad Tiefert, die Arbeitsschritte erläutert.

Nach einem Museumsbesuch in Zempin erkannte auch der Journalist Thomas Euting diese wertvollen Bootsmodelle und zeigte in einer Sendung für das ZDF am 17. Januar 2006 - „Winterreise von Usedom ins Gletschereis“ - auch die im Februar 2005 gemachten Aufnahmen mit dem Fischer-Ehepaar.

Wir sind zu tiefst traurig, dass Konrad Tiefert nicht mehr unter uns ist. Wir werden sein Andenken ehren und sein uns übermitteltes Wissen weiter geben an die nächsten Generationen.

Heimatverein Zempin e.V.
Vorstand


*Was du im Leben hast gegeben,
dafür ist jeder Dank zu klein,
du hast gesorgt für deine Lieben,
von früh bis spät, tagsaus, tagsin.
Du warst im Leben so bescheiden,
nur Pflicht und Arbeit kanntest du,
mit allem warst du stets zufrieden,
nun schlafe sanft in Ruh.*

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von meinem lieben Mann, unserem guten Vater, Schwiegervater, Opa und Uropa, Bruder und Onkel

dem Fischer
Konrad Tiefert
* 23. 5. 1919 † 22. 4. 2009

In stiller Trauer:
Lieschen Tiefert, als Ehefrau
Inge Kaeding, als Tochter, und Ehemann Norbert
Werner Tiefert, als Sohn, und Ehefrau Ute
Antje Czeskleba, als Tochter, und Ehemann Frank
seine lieben Enkel und Urenkel:
Jens, Jan, Falk, Birk,
Martin mit Kristin
Niclas und Louis Phil
sowie alle Verwandten

Zempin, den 22. April 2009
Die Trauerfeier mit anschließender Beisetzung findet am Dienstag, dem 28. April 2009, um 13.00 Uhr auf dem Friedhof Zempin statt.




Seine Frau Lieschen Tiefert, geborene Kruse, geboren am 23.05.1925 starb am 22.09.2009.

27 Tonnen „Geschupptes“ aus dem Eisloch

Schon mal was von Eisfischerei gehört? Nicht mit dem Eisangeln zu verwechseln, wo man sich mit Campinghocker, Angelrute und nicht zu vergessen, dem „lütten Köhm“ im Rucksack neben dem Eisloch niederläßt und auf die Dinge, sprich Fische, wartet, die da kommen sollen.

Nein! Eisfischerei — für uns Laien eigentlich schon eine kleine Wissenschaft und etwas schwierig, den ganzen Arbeitsablauf zu Papier zu bringen. Aber ich will es trotzdem versuchen.

Wir schauen uns dazu in der FPG „Gold des Meeres“ Zempin um, die neben einigen anderen Genossenschaften die Eisfischerei betreibt. Und hier wurden wir an einen kompetenten Gesprächspartner verwiesen, der uns Rede und Antwort stand: Konrad Tiefert. Der 60jährige stammt aus einer alteingesessenen Fischerfamilie. Der Vater war Fischer, der Großvater und auch der Urgroßvater übten diesen Beruf aus. Konrad Tiefert erinnert sich: „Mein Großvater strickte, sich damals seine Netze aus Baumwolle

selbst. Danach kamen Netze aus Dederon in Mode, und heute benutzen wir zum Fang Monophilnetze. Die Maschenbreite richtet sich natürlich nach der Größe der Fische.“

Seit dem 14. Lebensjahr ist Konrad Tiefert auf dem Wasser zu finden, übt er diesen schweren, aber auch schönen Beruf aus. Seit es

Zu Fragen der Eisfischerei stand uns der Fischer Konrad Tiefert aus Zempin Rede und Antwort

Fischer gibt, wird aber auch die Eisfischerei betrieben. Wie geht das nun genau vor sich? Wenn das Eis stark genug ist (die Zempiner Fischer rechnen da ab der Stärke eines Mauersteins) und die Ausrüstung griffbereit liegt (Netz, Rute, Bootshaken, Eissporn, Schutzsegel u.ä.) geht es mit dem Schlitten hinaus. Vier bis fünf Kilometer vom Ufer entfernt werden Löcher in das Eis geschlagen. Die Rute ist durch eine

Leine mit dem Netz verbunden und wird mit dem Bootshaken unter dem Eis weitergeschoben. Wenn's nicht mehr weitergeht, wird dort, wo sich die Rute befindet, wieder ein Loch geschlagen, und das „Spiel“ beginnt von vorn. Das Netz bleibt dann eine Nacht im Wasser, und wenn die Fischer einen guten Tag erwischen, können zwischen 100 und 150 Kilogramm Fisch im Netz sein. Im Januar und Februar wurden in Zempin durch die Eisfischerei über 27 Tonnen an „Geschupptes“ an Land gezogen.

Bei der Arbeit auf dem Eis arbeiten die Fischer in Rufweite, so daß in bestimmten Situationen sofort jemand an Ort und Stelle sein kann. A und O für diese Tätigkeit ist natürlich warme Kleidung, und um den scharfen Wind abzuhalten, wird das Schutzsegel aufgestellt.

Langsam beginnt jetzt auch wieder die Zeit der Heringsfischerei. Die Boote waren schon auf der Ostsee und kehrten auch mit vollen Netzen heim. Allerdings hat die Witterung diese Tätigkeit für einige Zeit unterbrochen. Aber bald geht es wieder in die vollen ...



Konrad Tiefert, Mitglied der FPG „Gold des Meeres“ Zempin, stand uns zu Fragen der Eisfischerei Rede und Antwort. Er stammt aus einer Fischerfamilie. Der Vater war Fischer, der Großvater und auch der Urgroßvater übten diese Tätigkeit aus. Foto: Jaedike

Ostsee Zeitung Mai 1980



Konrad Tiefert zeigt einen seiner Miniatur-Heuer, wie er um die Jahrhundertwende in der hiesigen Region gebaut wurde. Zur kleinformatigen Flottille des Rentners zählen mittlerweile insgesamt 14 Boote, Heuer und Yachten, die in der großen Familie des Zempiners stets dankbare Abnehmer fanden und finden. Foto: P. Machule

Konrad Tiefert modelliert Wasserfahrzeuge

Bootsbauer mit viel Fingerspitzengefühl

Zempin. Mit 15 Jahren beim Vater mit der Fischerei angefangen, möchte Rentner Konrad Tiefert aus Zempin auch heute Boot und Wasser nicht missen. Deshalb betreibt er den Fischfang auf dem Achterwasser aus Spaß weiter. „Früher fischte ich im Winter auf dem Achterwasser, im Sommer auf der Ostsee“, meint der 79jährige, dessen Vorfahren väterlicherseits schon als Fischer ihren Lebensunterhalt verdient haben.

Sein Leben verbrachte Tiefert auf dem Wasser. Im Zweiten Weltkrieg diente er zuletzt als Oberbootsmaat bei der Marine, war dann zwei Jahre in französischer Kriegsgefangenschaft, wo er im Bergwerk arbeitete. Nach dem Krieg gründete er eine Familie, hat drei Kinder und inzwischen fünf Enkel. Stolz ist er, daß Enkel Jens ebenfalls den Weg zur Marine fand und gegenwärtig als Oberbootsmaat bei der Bundesmarine in Wilhelmshaven dient. Ihm baute der Rentner schon vor Jahren ein kleines Segelboot und bald darauf noch eines, als das erste auf Nimmerwiedersehen davontrieb. Die

Bastelei ließ den Zempiner seither nicht mehr los. Im Laufe der Zeit entstanden unter seinen Händen 14 Boote, Heuer und Yachten, die im Familien- und Bekanntenkreis dankbare Abnehmer finden.

„Als Material verwende ich Holz von alten Obstkisten und Sperrholzplatten“, erzählt der Rentner, der zur Zeit nach einer Zeichnung von 1872 ein kleines Zeesboot nachbaut. Zu seinen segeltüchtigen Imitationen gehören auch originalgetreue Ausrüstungsgegenstände wie Kescher, Netze, Deken, Schweken, Segelut und Rettungsring. Abschließend erhalten alle Wasserfahrzeuge einen kompletten Farbanstrich sowie Namen und Bootsnnummer.

Fast jeden Abend rückt der Zempiner für zwei Stunden mit Stemmeisen, Säge, Messer und Nägeln seinen recht robust montierten Booten in der Werkstatt zu Leibe. Und auch als Maler ist der Rentner begabt. Mehrere Schiffsmotive bannte er mit Temperafarben auf Sperrholz und erfreut sich so oft an seiner ganz privaten Flottille. P. M.

Ostsee Zeitung 18.03.1999

UK 4.12.00

Schiffsmodelle sind Stars in Zempins Schule

Verein zeigt Ausstellung

Zempin (EB/cm). Der Zempiner Heimatverein und Konrad Tiefert haben für eine hübsche Adventsüberraschung gesorgt: Am Sonnabend wurde in der ehemaligen Schule eine Ausstellung zur Geschichte der Fischerei im Seebad mit historischen Fotos, Gemälden und alten Fangutensilien eröffnet. Stars der liebevoll gestalteten Exposition sind aber die von Tiefert gefertigten, detailgetreuen Schiffsmodelle. Sein erstes Boot hat der 81-Jährige als Geschenk für seinen Enkel gebastelt und baut seither aus der Erinnerung alle möglichen Schiffstypen nach, die im Laufe der Jahrzehnte rund um die Insel Usedom von den Fischern genutzt wurden. Denn: „Langeweile darf nicht aufkommen“, schmunzelte der Zempiner, der 1934 von seinem Vater das Fischereihandwerk lernte und nach 1948 zeitweise Vorsitzender der FPG „Gold des Meeres“ im Seebad war.

Öffnungszeiten: vorerst donnerstags und sonnabends 14 bis 17 Uhr.



Die Schiffsmodelle, die Konrad Tiefert (hinten Mitte) in Handarbeit gefertigt hat, sind zum Schutz vor allzu neugierigen Besuchern hinter dünnen Heringsnetzen aufgebaut worden. Kurierfoto: C. Müller

14. 10. 08.

Zempiner baut Boote auch ohne Hafenplatz

Konrad Tiefert will die Geschichte der Fischerei mit Modellausstellung und Berichten über die alte Zeit lebendig halten

Insel Usedom. Wasser und Schifffahrt haben seit Jahrhunderten das Leben in der Region geprägt. Doch Schiffe und Boote brauchen Häfen, und deshalb gibt es viele solcher Liegeplätze – kleine und große, wichtige und weniger wichtige. Fakt ist, dass jeder Hafen Geschichten erzählen kann, denen der Usedom-Kurier in seiner Serie „Hafengeschichten“ nachspürt. Heute hat unser Redaktionsmitglied Claudia Müller in Zempin „angelegt“.



HAFEN GESCHICHTEN

In einem Hafen legen Konrad Tieferts Schiffe nicht mehr an. Der Zempiner hat sie vielmehr in der früheren Grundschule vertaut. Dort liegen die selbstgefertigten Modelle im Ausstellungsraum vor Anker und erinnern an die Geschichte der Fischerei in der Region. Denn die ist das Steckmännchen des 82-Jährigen, der sein Leben als Fischer im Seebad verbracht hat. Mit den Bootmodellen, in Skizzen und handgeschriebenen Berichten und Lebenserinnerungen, die von der Gemeinde archiviert werden, versucht er, Vergangenes lebendig zu halten. „Denn sonst gerät alles in Vergessenheit“, fürchtet er.

Beispielsweise, dass es im Dorf früher gar keinen richtigen Hafen gab. Zempin hatte stattdessen im Achterwasser drei Anfahrtsruten für die Boote. Eine davon ist verlandet, und die zweite sei auch in Gefahr – das Schiff wächst zu stark, sagt Tiefert, nach des-

sen Familie eine der Zufahrtsruten hieß, weil sie in der Nähe wohnte. Die Fischerei war einst neben der Landwirtschaft der Haupterwerbszweig im Seebad. Als Tiefert 1934 anfang, mit seinem Vater zu fischen, verdienten noch rund 40 Familien vom Boot aus ihr Brot. Heute sind es in Zempin laut Tiefert nur noch acht, und „die haben zu tun, dass sie existieren können“.

Niemand kommandiert

Mit einem so genannten Heuer ging es für den jungen Mann damals zunächst aufs Achterwasser. Eigentlich wollte er Bootsbauer werden, doch das Argument des Vaters, dass man

als Fischer ein freier Mann sei, während sonst jemand anders kommandiere, gab den Ausschlag. Später nach dem Krieg war das Achterwasser nur noch Nebensache, mit seinem Cousin kaufte Tiefert ein größeres Boot für die Ostsee, das am Strand stationiert war. Als 1960 die Genossenschaft gegründet wurde, begann für die Fischer die „beste Zeit“, denn „uns wurde alles abgenommen, was wir an Fisch „angebracht haben“. Und die Motoren seien auch eine große Erleichterung gewesen – zuvor musste oft erst stundenlang gerudert werden.

Doch das Wissen seines Vaters und anderer Fischer hat Tiefert detailgetreu im Kopf. Wie die vielen Namen



Bootstypen, die früher in der Region für den Fischfang genutzt wurden, hat der Zempiner Konrad Tiefert in einem dicken Skizzenblock festgehalten. Denn die Fischerei-Tradition soll nicht in Vergessenheit geraten, meint er.

auf plattdeutsch, mit denen Buchten und Gewässerabschnitte bezeichnet wurden. Oder die Fertigkeit, ein Netz nicht nur zu reparieren, sondern von Anfang bis Ende selbst zu knüpfen. Und trotz der harten Arbeit meint der Zempiner: „Es ist ein schöner Beruf.“

An die Sonnenaufgänge überm Wasser denke er heute noch mit Begeisterung. „Die meisten Menschen kennen das gar nicht.“ Die Zempiner Fischerei-Ausstellung ist donnerstags und sonntags von 14 bis 17 Uhr geöffnet.

Usedom Kurier 10.08. 2001

OZ 22.05.2004

Insel Usedom

Woche

Rentner bewahrt Fischfangtraditionen

Zempiner Konrad Tiefert wird morgen 85 Jahre alt / Ausstellung in „Uns olle Schaul“

Usedom's kleinstes Seebad kann sich glücklich schätzen, mit Konrad Tiefert einen so heimatverbundenen Mitmenschen unter sich zu wissen, der sich aktiv am Gemeindeleben beteiligt.

Von PETER MACHULE

Zempin. Einst mit 15 Jahren beim Vater das Fischereihandwerk erlernt, möchte Konrad Tiefert auch heute Boot und Wasser nicht missen. Und so wird der Rentner, der morgen seinen 85. Geburtstag feiert, über die Sommermonate weiter mit dem Boot

aufs Achterwasser hinaus fahren, um etwas Fisch für den Eigenbedarf und seine Katzen zu fangen. Denn der Zempiner verpeist täglich frischen Fisch, und sollte es den einmal nicht geben, muss eben eine Fischkonserve als Mahlzeit herhalten. Fast sein ganzes Leben verbrachte er auf dem Wasser. Im zweiten Weltkrieg diente Konrad Tiefert zuletzt bei der Marine und arbeitete nach zweijähriger französischer Kriegsgefangenschaft in einem Bergwerk. Nach dem Krieg gründete er eine Familie, hat drei Kinder und mehrere Enkel.

Im Alter von 67 Jahren schrieb der Zempiner während

eines Aufenthaltes im Wolgaster Krankenhauses seinen kompletten Lebenslauf, der regelmäßig ergänzt wurde. Seinem Enkel Jens baute er vor Jahren ein kleines Segelboot und bald darauf ein weiteres, als das erste auf Nimmerwiederssehen davon trieb. Diese Bastelei sollte den Zempiner fortan nicht mehr loslassen. Im Laufe der Jahre entstanden unter seinen geschickten Händen zahlreiche Boote, Heuer und Yachten im Modellformat, die im Familien- und Bekanntenkreis dankbare Abnehmer fanden und von denen heu-

te viele ihren festen Platz im Vereinshaus „Uns olle Schaul“ haben. „Als Material verwende ich

Holz von alten Obstkisten und Sperrholzplatten“, erzählt der Rentner, zu dessen segeltüchtigen Imitationen auch originalgetreue Ausrüstungsgegenstände wie Kescher, Netze, Dekken, Schweden, Segeltuch und Rettungsringe gehören. Abschließend erhalten alle Wasserfahrzeuge einen kompletten Farbanstrich sowie Namen und Bootsnr. Fast jeden Abend rückt der Zempiner mit Stemmeisen, Säge, Messer und Nägeln seinen recht robust montierten Booten in der Werkstatt zu Leibe. Der Zempiner Bürgermeisterin Hilde Stockmann ist es mit zu verdanken, dass der Rentner Anfang dieses Jahres noch ein-



Konrad Tiefert zeigt den von ihm gebauten hinteren Teil eines Eisschlittens.

Foto: P. Machule

mal besonders fleißig war. So hatte es sich der Jubilar zum Ziel gesetzt, die so genannte Eisfischerei, wie sie einst auch von seinen Vorfahren und anderen Zempiner Fischern auf dem Eis des zugefrorenen Achterwassers betrieben wurde, sowohl in schriftlicher Form als auch an Hand von originalge-

treuen Nachbauten lückenlos zu dokumentieren. Dazu fertigte der einfallreiche Mann vier Modelle einstiger Garnschlitten, Eisäxte, Krummhölzer, Gafeln, Rutensucher, Winreeps, einen Geräteschlitten und andere für diese Art der Fischerei benötigte Utensilien an. Für diese beispiellose Dokumentation

einstiger regionaler Fischfangtraditionen gilt ihm heute der Dank von Bürgermeisterin und Heimatverein.

Deshalb sei es dem fleißigen Rentner an seinem morgigen Geburtstag auch von Herzen gegönnt, die Hände einmal in den Schoß zu legen. Herzlichen Glückwunsch und Hut ab!

Ostsee Zeitung 22.05.2004

Inhalt

Kurzbiographie	4
Eine Jugendzeit nach dem Ersten Weltkrieg	5
Vom Arbeitsdienst in den Krieg	13
Ein Leben in der Kriegsgefangenschaft 1945 – 1947	56
Weihnachten und der Krieg	62
Wieder auf der Insel Usedom	66
Der neue Anfang	67
Das Leben eines Zempiner Küstenfischers im Rentenalter	73
Zempiner Lebensgeschichten	77
Konrad Tiefert zum 80. Geburtstag	81
Bootsmodelle von Konrad Tiefert (Heimathefte Nr. 2)	82
FISCHEREI	84
Vineta eine Sage?	84
Beobachtungen der Zempiner Fischer	85
Gefahren für den Fischer	85
Die Steinstellen vor der Insel Usedom	86
Das Achterwasser über die Jahrhunderte	86
Bleinetznachtfisherei	90
Das Achterwasser und seine Randgebiete	92
Zur Geschichte der Fischerei auf der Ostsee	97
Das Leben und Wirken der Fischerfrauen	98
Achterwasser im Winter Eisbleinetze	101
Die Entwicklung der Aalfischerei	103
Die Flundernfischerei	106
Die Staknetzfisherei	108
BOOTE - GERÄTSCHAFTEN	109
Die Entwicklung der Boote	109
Beschreibung der Modellboote	112
Strandanlandung der offenen Boote	115
Garnfisherei	116
Das Zempiner Eisgroßgarn	116
Das Eisgarn HAHN	117
Stellnetzfisherei	118
Bleinetzfisherei	118
NETZE	118
Köderfischfang	119
DORFLEBEN	124
Ostseebad Zempin	130
Die Fischerfrauen der Insel Usedom	132
Nachruf	141
Zeitungsartikel	143